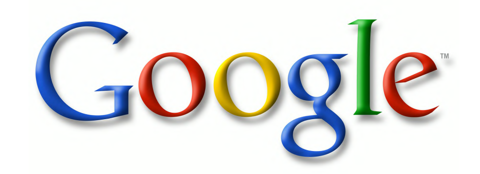


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

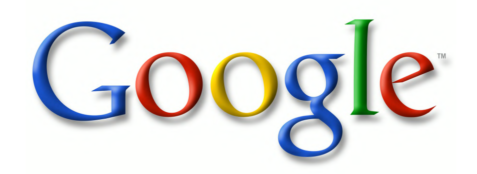
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

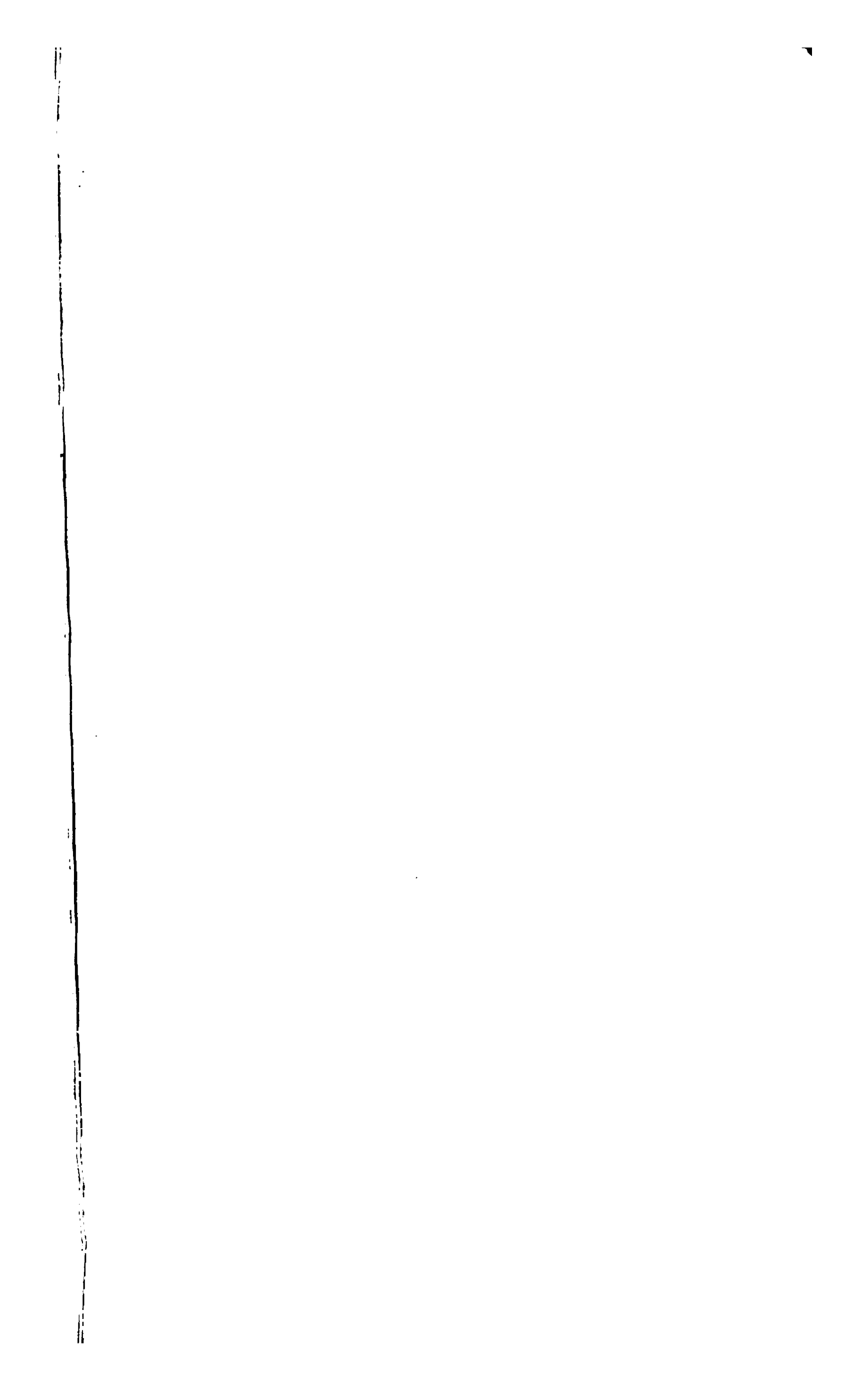
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

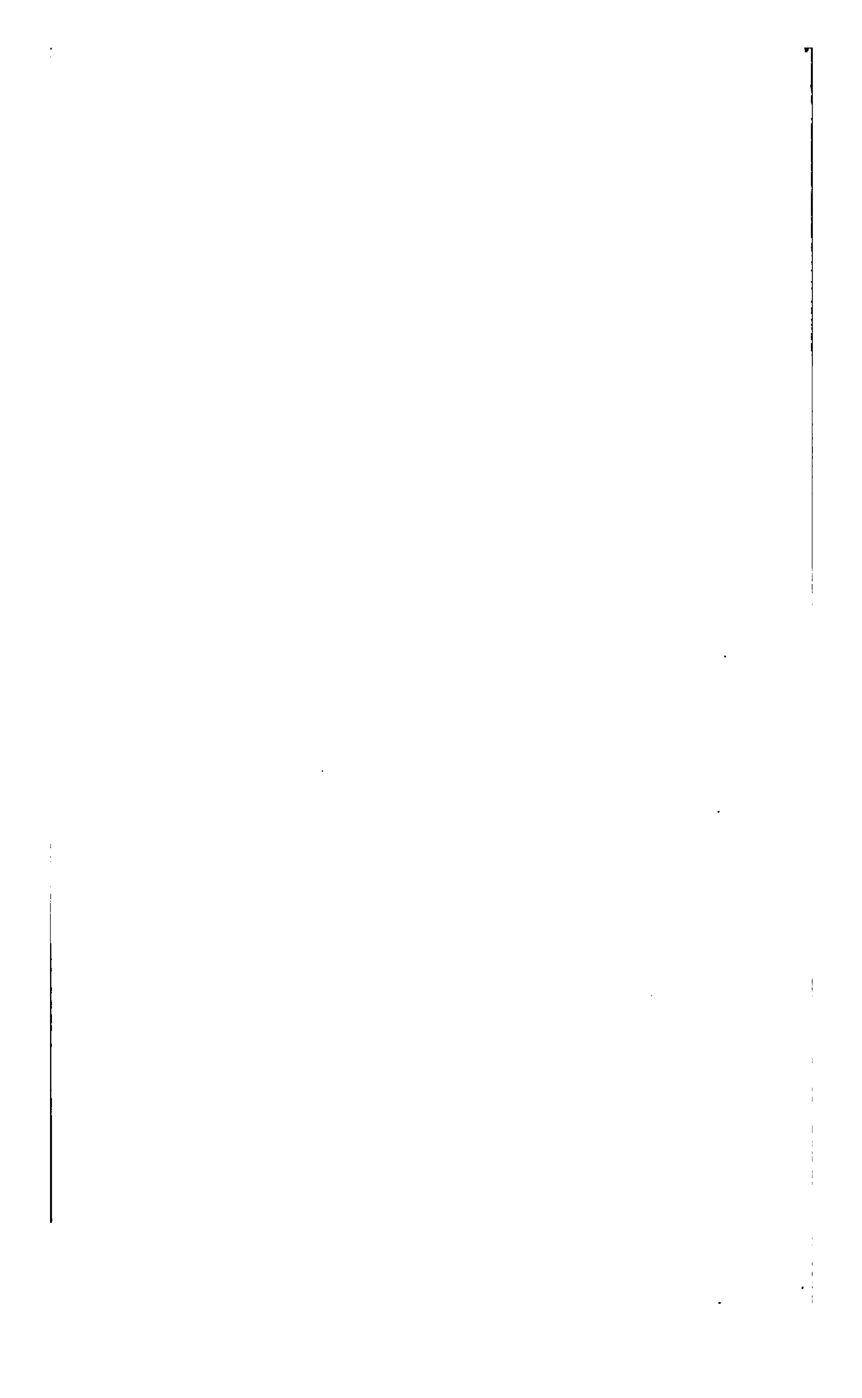
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


LENOX LIBRARY
AUCTOR PRETIOSA FACIT
Duyckinck Collection.
Presented in 1878.







Jean Paul's

sämmtliche Werke.

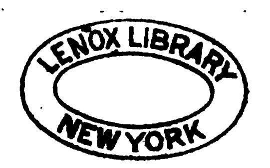
XLIII.



Neunte Lieferung.

Dritter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1827.


LENOX LIBRARY
NEW YORK

Inhalt der dritten Abtheilung.

Drei Vorlesungen in Leipzig.

I. Misericordias-Vorlesung für Stilistiker.

II. Jubilate-Vorlesung für Poetiker.

(Personalien) 1. Kautel, die Tollheit betreffend, — 2. Kaut. die Unwissenheit — 3. Kaut. die Parteiliebe — 4. Kaut. das Indifirenziiren der Köpfe — 5. Kaut. die Grobianismen — 6. Kaut. der Stolz — 7. Kaut. der Menschenhaß — 8. Kaut. die sinnliche Liebe — dießjährige Nachvorlesungen an die Dichtinnen.

III. Kantate-Vorlesung über die poetische Poesie.

Höchstes Ziel der Dichtkunst — Herder — Ende.

Vorschule der Aesthetik

von

Jean Paul.

Dritter Theil.

I. oder Miserikordias-Vorlesung über die Kunst für Stilistiker.

(Einige Personalien der Vorlesung.)

Die jährliche Vorrückung der Messen ist so gut als die der Aequinokzien bekannt; daher ists kein Wunder, daß der Verfasser dieses und der Leipziger Vorlesungen schon am Sonnabende vor der Böttiger-Woche sich in Leipzig befand sammt so vielen nachherigen Zuhörern. Dieß und manches andere setzte ihn in den Stand, noch vor dem Böttiger-Sonntag im Byrgangschen Museum zu seyn und im Auf- und Abgehen vielleicht manches über die Kunst fallen zu lassen, was aufzulesen war von Meß- und andern Fremden. Ein Meß-Fremder lädt und saugt sich überall so gern elektrisch, magnetisch, galvanisch voll von Meß-Ausflüssen, er stehe wo er will, in Auerbachs Hof oder in Hendels Küchengarten oder im place de repos; — es sey ein Handelmann, so will er nichts umsonst gehört haben, sondern alles zu einigen Zinsen und will auch Gelehrte unter seinen Flügel nehmen, weil er sie für unschädlich ansieht, obwol für unnütz; — sei's ein Weltmann, so gefällt ihm alles, was zu erzählen und zu belachen

ist; — sei's ein Musensohn und Musen-Stiefsohn und Enkel, so ist er unglaublich ersessen auf Schriftsteller und hegt (er gehöre nun zur Spinnschule der Stilistiker oder zur Prophetenschule der Poetiker) die schöne Hoffnung, von einem mündlichen Autor mehr zu ziehen für oder wider jetzige Tulipomanie (Tulpensucht), als von einem schriftlichen. —

Dieß allein müßte jeden Meßfremden rechtfertigen, der an den Verfasser die Bitte gethan hätte, die gesprächweise entfallnen Eier weiter auszubrüten auf einem Lehrstuhl; in der That reizte aber etwas anders den Hunger und Durst nach Vorlesungen über die Kunst — es ließ nämlich der bekannte vorjährige Dezember-Artikel in der Zeitung für die elegante Welt, welcher der Michaelis-Messe 1804 Vorlesungen in der Oster-Messe 1804 zu Leipzig gehalten versprach, Vernünftige wünschen, daß sie wirklich nachher und zwar vorher (vor dem Drucke) möchten gehalten werden, obgleich dieser Widerspruch nur ein leichter Scherz auf dem Titelblatte seyn sollte; denn die „Programmen" waren schon vorher im Leipziger Jahrbuche von meinem Freunde, Fr. v. Oertel, ganz richtig angekündiget worden.

Kurz, Personen von Gewicht hielten durch einen feinen Mann an ihrer Spitze — er sah wie die leibhafte Persiflage aus — bei mir um außerordentliche Vorlesungen auf so lange an, als die ordentlichen geschlossen wären. Das schöne Gesuch wurde, es kürzer zu erzählen, (denn die weitläuftigeren Verhandlungen gehören in Ecks Tagebücher der Leipziger Akademie,) bejaht; — Lese-Anstalten sogleich gemacht; — unter Hörsälen gewählt; — Hör- und Lesetage, nämlich die

drei Sonntage der drei Meßwochen, festgesetzt: — und darauf an Straßen-Ecken und schwarzen Brettern die Zettel angeklebt, welche einluden.

Auf Malta wurde gelesen, nämlich im Gartensaale der Insel. Ausländern ist vielleicht weniger bekannt als den meisten Leipzigern, daß in Reichels Garten die Inseln Korsika, Sizilien und Sardinien, und auch Malta in den dazu gehörigen Wassern liegen, jede genau abgesondert von der andern und auf ihrer Gartenthüre mit ihrem Namen bezeichnet. — Eine alte Sage, daß Gottsched früher auf Malta gelesen, will ich zwar nicht gern für erlogen ausgeben, aber auch nicht für erwiesen, besonders wenn darzuthun wäre, daß das kleine Eiland erst aus der Erde gestiegen, als der Professor schon unter derselben gelegen. Den ersten Lese-Sonntag Miserikordias vor der Bötticher-Woche, den 15. April (nämlich den 25. Germinal) Abends gegen 5 Uhr trat gegenwärtiger Verfasser als Vorleser in den Reichelschen Garten. Die ganze Malteser-Brücke oder Treppe besetzten schon Zuhörer. Es fehlte weder an vornehmen Großhändlern, welche in der Vor- oder Böttiger-Woche das Meiste abthun — noch an lesenden Magistern, welche hospitierten — noch an deren Verlegern in Leipzig — die neue allgemeine deutsche Bibliothek hatte einen ästhetischen und philosophischen Ausschuß geschickt, desgleichen das dasige Taubstummeninstitut — korrespondierende Mitglieder der Leipziger deutschen Gesellschaften und historischer Klassen — Domscholaster, Präsenzpfleger, Wassergeschworne und Heiligenrevisoren aus Reichsstädten und ein auswärtiger Ordinarius waren in bedeutender Anzahl da — Sogar auf den benachbarten Sizilien und Korsika standen, Kunstfärber und Kunstpfeifer und

ein Kunstknecht *); um etwas von mir zu fischen, falls ich schrie, und Gedanken an ihre Küsten schwämmen — Und einen ähnlichen Prisen-Zweck mag ein Naumburger Schweinborstenhändler verfolgt haben, der in einiger Ferne spazieren ging.

(So weit die erste Auflage. Die zweite hat noch dieses nachzuschalten: Der Vorleser, welcher glaubt, es bringe einigen Nutzen — sowol den Zuhörern, als ihm selber — wenn er die gedruckten Vorlesungen jährlich in Leipzig wieder vorläse, wie jeder Professor seine, hat es denn von Jahr zu Jahr um ein halbes Nichts von Lesesold in diesem geldpapiernen Zeitalter gethan. Ueber die so geringe Einnahme tröstete ihn der Vortheil, daß er die Vorlesung beinahe nur aus der bei Perthes abgedruckten Auflage abzulesen hatte, so wie die Zuhörer wieder zu ihrem Vortheil die nämliche Auflage in Händen hielten, und dem Ableser nachlasen, wie etwan im Opernbüchlein dem Singen.

Es ist wol hier der Ort, das Lob der Leipziger Kaufmann- und Zuhörerschaft abzulehnen, welche mich auf Kosten der gewöhnlichen Louisd'or-Vorleser und Ausleser großer Städte erhoben. Der Billige vergesse doch nicht, daß sich Männer schon bezahlen lassen dürfen, welche aus Handschriften vorlesen, die erst halbe Jahre später im Drucke erscheinen, deren Abdrücke noch dazu um einen fünfmal kleinern Preis für die Zuhörer selber, zur Wiederholung des Gehörten, zu kaufen stehen.

*) Offenbar erwarteten die Leute aus Vorlesungen über die Kunst etwas für ihre eigene. Ein Kunstknecht heißet in Leipzig nicht ein Rezensent, sondern ein angestellter Diener, der auf die Wasser-Kunst zu sehen hat.

Für Leser, welche nicht in Universität-Städten wohnen, ist vielleicht anzumerken, daß ich mich in meinen wiedergehaltenen Vorlesungen des alten Professor-Rechts in seiner Ausdehnung bedient, dieselben Scherze, welche ich Anno 1804 (in der ersten Auflage) vorgebracht, sämmtlich Anno 1813 wieder zu machen. Leser auf Universitäten wissen ohne mein Erinnern, daß jeder Professor seine Scherze hat, die er jährlich oder halbjährlich, nach der mystischen Lehre der Wiederbringung aller Dinge, wiederbringt, und deren Wiederkehr viel gewisser vorauszusehen ist, als die eines Schwanzsterns. (Hier in diesem Worte hör' ich, wie in der gelehrten Republik, 10 Mitlauter gegen 2 Selbstlauter). Solcher unbeweglicher Feste des Witzes begehen Professoren denn viele, weil sie für alte Späße neue Ohren finden, und ihnen der Wechsel der Hörer den Wechsel der Späße ersetzt. — Dennoch wurden die kommenden Vorlesungen mit ganzen neuen Einfall-Seiten durchschossen und bereichert, weil man gern über das Gewöhnliche hinaus sich angreifen wollte; ein einziger Fall, welcher keinem Professor zur Vorschrift aufzudringen ist . . . Jetzt fährt die erste Auflage wieder fort:)

Nicht ohne Wirrwarr bestieg der Vorleser die volle Treppen-Brücke und darauf den leeren Stuhl und fing so an: Cicero, gelehrtes und zu ehrendes Auditorium, behauptet, er könne einen Redner nicht wol leiden, der nicht anfangs viel Verwirrung verrathe. Es gehört unter meine Wünsche, einige durch diesen Anfang an den Tag zu legen. Aller Anfang ist dermaßen schwer, daß die ganze Philosophie bisher weiter nichts suchte, als eben einen. Für manches lässet sich viel sagen und so umgekehrt, so wie für vieles.

Sollten einige Herren Zuhörer drüben unter **Kunst** das verstehen, was die Bäcker und die Hüttenmeister so nennen, nämlich eine Maschine, um Wasser wegzuschaffen; oder gar wie die wollöblichen Kunstknechte eine, um welches anzuschaffen: so drücken sie sich in beiden Fällen metaphorisch aus und ich bin dann sehr ihrer Meinung, d. h. einer Meinung, welche ja noch dazu ganz die meinige ist. Diese Vorlesung ist eine Uferpredigt, welche also auch auf Leute auf andern Eilanden und folglich deren Ufer Rücksicht nehmen will.

Vorlesers Absicht ist, heute die Böttiger-Woche mit einer Vorlesung über die Stilistiker der Kunst und dabei über die Kunst der Stilistiker so zu lesen, daß es entweder Feinden oder Freunden nicht mißfällt. Die Gründlichkeit wird nichts einbüßen, hofft er, obwol gewinnen, wenn er alles in Kapitel zerspält, welche er — da man ihm so oft vorrückt, daß in allen seinen Werken kein Kapitel stehe, sondern ähnliche Abtheilungen — selber wieder gar in dreierlei Kapitel spielend zerlegt, in gemeine, die die halbe Welt **macht**, in Kapitel, die man **hält**, z. B. Klöster mit ihren Kapitularen, und in das Kapitel, das man jedem **lieset**, ders braucht. Ich **mache** das

erste Kapitel

was und wer ist ein Stilistiker

ohne Bedenken so: Ein jeder ists, weil die wenigen Ausnahmen, die von Jahrhundert zu Jahrhunderten geboren werden, um die Jahrhunderte selber wieder zu gebären, aus Mangel an Zahl nicht in Rechnung kommen, wenn auch in Betrachtung. Der Stilistiker ist das Publikum, er allein stellet das gemeine Wesen vor, das er eben sowol in sich hat als außer sich; was sich

anderswohin rechnet, ist ein wahres privatisierendes Publikum im Publikum. Lasset uns aber nie vergessen, daß in der Juristenfakultät nur der älteste und vornehmste Professor den Ehren-Namen Ordinarius führt, und wie sehr auf allen hohen Schulen vor und hinter Malta jeder außerordentliche Professor eben dahin arbeitet, ein ordentlicher zu werden! Auf ähnliche Weise fanden in den neuern Zeiten die vier Fakultäten als vier einander gerade entgegenstehende Radien endlich die fünfte, die wirthschaftliche, als den gemeinschaftlichen Schwer- und Mittelpunkt, um welchen vier Stralen-Radien schöne vier rechte Winkel (sowol der Schule als der Lust und des Schmollens) bilden. Auf gleiche Weise wird ungleich sonst, wo man den Kalender hinten dem Mönch-Psalterium anhing, jezt das Psalterium der Musen dem jährlichen Kalender angehangen.

Ich komme auf den Stilistiker zurück. Man nenn' ihn den maltheser Hund — und sind wir nicht auf Malta? —, welcher bekanntlich die Schönheit der Kleinheit (statt der Größe der Schönheit) hat und dem man noch die Nase durch einen Druck einstumpft: so hat man etwas gesagt; aber noch so wenig bestimmtes. Und die ganze Vorlesung würde überhaupt geordneter und stiller, wäre der Gartensaal nur um etwas größer als das Eiland, so daß ich nicht so viele Menschen im übrigen Reichels Garten lustwandeln sehen müßte, welche die Insel stören und hören; ob ihnen gleich heute das sogenannte Gewandhaus mit seinem Sonntag Konzert dazu noch offner stände.

Ich thue denn noch strenger die erste Frage: was ist der Stilistiker überhaupt? Und die zweite: was ist er in der Poesie? — Ich antworte: durch die zweite

wird die erste beantwortet. Denn da blos die Dichtkunst alle Kräfte aller Menschen zu spielen reizt, so bereitet sie eben jeder regierenden eines Einzelwesens den freiesten Spielraum und sie spricht den Menschen nicht stärker aus, als sich jeder selber durch seinen Geschmack an ihr.

Jeder will von ihr nicht die Menschheit, sondern seine, aber glänzend wiedergespiegelt erhalten und das Kunstwerk soll nach Kunz ein verklärter Kunz seyn, nach Hans ein verklärter Hans; dasselbe gilt von Peter. Der Geschmack ist also nicht blos der Hahn oder der Judas, der dort einen Petrus verräth, hier einen Christus, sondern er ist auch selber der Petrus dort, der Gekreuzigte hier; er reißt den Vorhang des Allerheiligsten und des Allerunheiligsten an jeder Menschenbrust entzwei. Folglich sobald man nicht Geschmack als philologisches Urtheil über willkührliche Theile der Kunst, sondern als eines über die ganze Kunst betrachtet: so muß er sich in acht Geschmäcke absondern, welche ich lieber mit den Gliedern, woran sie wohnen, benenne, mit Zungen, deren bekanntlich Malta gleichfalls achte ausschickt; aber welches schöne Zusammentreffen der Erdkunde und Weltweisheit! Der Geschmack sucht entweder vorzüglich 1) Witz und Feinheit wie der französische, oder 2) Einbildkraft in Bildern wie der englische, oder 3) etwas für das empfindende weniger als empfundne Herz, wie der weibliche, oder 4) dargestellte Sittlichkeit wie der altdeutsche, oder 5) Reflexion und Ideen wie der jetzige, oder 6) Sprache und Klang wie der philologische, oder 7) die rechte Form ohne Inhalt, wie die neuesten, oder wie der achte letzte und beste, rechte Form mit rechtem Gehalt.

Indeß lassen sich diese sieben Arten, die entweder der Form oder dem Stoffe überwiegend dienen, in zwei große Geschmack-Zungen einziehen, 1) in die formelle regelrechte, französische, weltmenschenhafte, vornehme, verfeinerte (aut delectare poetae), 2) in die reale, brittische, reflektirende, derbe, räsonnirende, kaufmännische, wirthschaftliche (aut prodesse volunt) — die achte Art bleibt übrig, um die dritte Klasse zu bilden, die geniale mit neuer Form und neuem Stoff. Ist es Zufall oder Absicht, daß unsere Abtheilungen immer in äußere Erscheinungen einhaken, so daß z. B. diese dreifache theils die drei Komparazionsgrade der Kapitel, welche zu lesen, zu machen, und zu halten sind, theils die der drei malteser Grade, 1) der Kapellane, 2) der Serventi d'Arme, 3) der rechten Ritter sehr gut in sich begreift und drittens theils wieder die dreifache Zahl der Komparazionen dazu, des Positivus, Komparativus und Superlativus — Himmel! wie ist doch das Universum voll Einfälle, man sage darin was man nur will und Blitze laden noch Blitze! —

Will man nun diese drei Ordenzungen topographisch vertheilen: so dürfte die französische Zunge, hoff' ich, in Sachsen ihre Kommenden und Balleien haben — die Bibliothek der schönen Wissenschaften ist ihr Ordenbuch —; die brittische oder wirthschaftliche Zunge hat ihre größern Besitzungen in der Mittelmark; die allgemeine deutsche Bibliothek ist ihr Flurbuch. Die poetische besaß anfangs zwar nur das kleine Weimar, setzte aber ihre südlichen und nördlichen Eroberungen so auffallend fort, daß ich hier die beiden Nebenzungen aufmerksam zu machen wünsche.

Ich mache das

Zweite Kapitel über die französische Literatur in Frankreich.

Wir müssen diese Bonne der französischen in Deutschland zuerst verhören: die französische Literatur ist nicht blos die Gespielin und Gesellschafterin der großen Welt, sondern — wie gewöhnlich — wirklich deren natürliche Tochter; daher sie einander gegenseitig treu und schuldig bleiben. Große Welt ist Gesellschaftgeist in höchster Potenz. Ihre hohe Schule ist der Hof, der das gesellige Leben, da ihm nicht Erholung, sondern Zweck und fortgehendes Leben ist, um so mehr entfalten und verfeinern muß, da er gleichsam die höchsten Gegensätze von Macht und Unterordnung, von eigner Achtung und von fremder ins freundliche Gleichgewicht eines schönen geselligen Scheins aufzulösen hat. Alle Gaben der französischen Dichtkunst lassen sich als befriedigte Foderungen der höhern gleichsam poetischen Geselligkeit des Weltmanns vorrechnen. Diese letztere verbannt, wie jene, alles, was nicht ausgleicht, den langen scharfen Ernst, den höhern Scherz, (Humor), jeden tragischen oder andern Vor-Ton — sie verlangt den Witz als den schnellsten Mittler des Verstandes und die Persiflage als die Mitte zwischen Satire und Humor — ferner nur augenblickliche Reize, philosophische Systeme nur als wichtige Sentenzen, welche keine Stimmung begehren und daher am liebsten die empirischen, z. B. Locke's, weil diese keine unendliche Kette zugleich an die Höhe und in die Tiefe hängen — zarte Racinische Gefühle, nicht starke, mehr sympathetische (mitleidende) als autopathetische (selbstleidende) — fer-

ner überall Leichtfüßigkeit, welche fremde und eigne Dornen überhüpft — und endlich die höfliche Weite der Allgemeinheit. Denn die höhere Geselligkeit vergisset sich oder das Ich, sie sagt wie Pascal man statt ich; das französische Spiel Corbillon, das immer auf on zu reimen nöthigt, ist das ächte, das sich durch alle Zirkel spielt und durch die ganze gallische Prose, an deren Spitze und Spitzen ewig das hole on besiehlt. Denn je mehr Höflichkeit und Bildung, desto mehr Allgemeinheit, die theils gern zu errathen schenkt, theils poetischer und angenehmer wird, weil sie nur das feine Rosenöl ohne die Blätter und Dornen absondert, wie eben die höheren Stände selber. Denn bis an den Thron und Thronhof steigt nur das Geistigste oder Allgemeinste; die Oefen, die ihn heizen, sind verkleidet und verkleiden wieder das Holz und die Kohlen; nur die Summe der Summen unweit der fürstlichen Unterschrift; nur die Generaltabellen verflüchtigen sich hinauf; unten liegt und kriecht die schwerfällige verkörperte Individuazion der Hofküche, Handwerker und Schreiber.

Und ist nicht von diesem allen die französische oder pariser Dichtkunst der feinste ideale Abdruck durch ihre regelrechte und abgezogene Sprache — durch ihren Mangel an sinnlicher Anschaulichkeit, an Liebe und Kunde der tiefern Stände, an Freiheit, an Gluth? — Ferner: Weiber sind wie Franzosen geborne Weltleute; ihrem Geschmack gefällt und huldigt die pariser Dichtkunst. — Sobald Geselligkeit Zweck, nicht der Sinne, noch des Lernens und Lehrens, sondern eines Menschen selber ist: so müssen Männer und Weiber sich nicht wie Oel und Wasser fliehen; Weiber als geborne Weltleute machen den Mann gesellig, sobald er sie sucht. Daher

stieg wol durch nichts der gesellige pariser Weltton so sehr als durch den allgemeinen Ehebruch, welcher jedem pariser „Ehevogt“ (ein ungelenker altdeutscher Term!) auf der Schwelle jedes Gesellschaftzimmers seine ideale Liebzeit zurückgab, worinn er um ein weibliches Herz sich müde flatterte. Bei uns flattert nur unverheirathete Jugend; bei ihnen aber Ehemänner, Eheweiber, Mitweiber, Wittwen durcheinander — welches schöne allgemeine Gesellen! — Und dieß gibt ihrer Dichtkunst die Weiber-Seite, nämlich den Witz, diesen weiblichen Vernunftschluß.

Ich begreife daher nicht, wie Bossu in seinem traité über das epische Gedicht behaupten konnte, der Winter sei keine Jahrzeit für das epische Gedicht und die Nacht keine Tagzeit für das tragische; da er doch als ein Pariser wissen mußte, daß gerade im Winter die Stadt am vollsten ist und in der Nacht am lebendigsten.

Noch zwei Wirkungen und Abspieglungen des höchsten Weltlebens bezeichnen die pariser Poesie so wie die versailler, St. clouder, fontaineblauer. Die erste ist die materialistische Pneumatophobie oder Geisterscheu. Sie ist weniger die Propaganda (Pflanzerin) als die Propagata (Pflanze) des versteinerten Weltlebens. Der Glaube wohnt mit seinem Geister-Kreise nur in der Karthause, aber nicht auf dem Markte; unter den Menschen gehen die Götter verloren. Der Unglaube, weniger ein Sohn der Zeit als des Orts, bewohnte von jeher die Höfe, von den griechischen, römischen, bizantinischen Höfen an bis zu den päbstlichen und gallischen, so wie die grossen Städte. Niemand hat weniger Welt als ein Gedanke, der die Welt vernichtet, nicht blos die große, sondern die ganze. Ein Riese oder ein Un-

sterblicher ist nicht tafelfähig; nichts störte vielleicht die gesellige Hof-Gleichheit und Freiheit mehr als z. B. ein Gott oder gar Gott; denn dessen Ebenbild litte, der Fürst. Aus gleichen Gründen, welche aus Gastzimmern gebürgige, riesenhafte Gegenstände verweisen, — weil daraus zwar nicht Religionunruhen, aber doch Irreligionunruhen entständen — zieht durch die französische Dichtkunst eine schöne Endlichkeit und Sichtbarkeit, und ihr Himmel steht wie der zeltische und höfische nur auf den Wolken, nicht über den Sternen. Diese Seelen-Keuchsucht befiel sogar deutsche Nacharbeiter der Franzosen, z. B. Wetzel, Anton Wall; zwar hat der ihnen auch nacharbeitende Dyk die Theophilanthropen gut an der Pleiße verdeutscht; aber o Gott, lieber will ich dich läugnen, als mit deinen pariser Theophilanthropen in die todte Kirche gehen — und darein das warme Herz begraben!

Oft hab' ich mir die Wirkung, welche z. B. ein Shakespeare erstlich durch die Niedrigkeit seiner komischen Stände, zweitens durch die Erhebung seiner tragischen, drittens durch seine geniale Flamme, etwan an einer Hoftafel vorgelesen, machen würde, dadurch sehr ins Licht und Lächerliche gesetzt, daß ich sie mir mit den ähnlichen drei Graden der Folter erläuterte, wovon gleichfalls der erste in Einschränken — in Schnüren und Daumenschrauben — besteht, der zweite in Ausdehnen — durch die Leiter, — und der dritte in Feuer. — Sonderbar, daß hier die alte obige Dreiheit wiederkehrt, diese dem tertium comparationis so sehr nachschlagenden tertia comparationum, ganz wie in der Schellingschen Philosophie.

Die zweite Tochter des Weltlebens, welche ich vorzuführen versprach, löset starke Räthsel des gallischen Trauerspiels.

Schon im vierten Bande des Titans bemerkte Vorleser, daß die Franzosen und Weiber einander als geborne Weltleute glichen — daß folglich beide, wie aus der Revoluzion zu ersehen, entweder ungemein zart und mild oder ungemein grausam wären — ferner daß die Tragödie der Franzosen gleicher Weise nicht nur grimmig-kalt sondern auch kalt-grimmig, oder ungeheuer grausam wäre — — Und wovon kommt dieß? Vom Geiste des feinern Weltlebens, der seinen Melpomenens-Dolch aus dem härtesten Eise im härtesten Froste so scharf schmiedet und schleift, daß dieser Wunden stechen kann, alsdann darin zerfließt und sie tödtlich erkältet. Der religiösen Prozession wird das Kreuz mit dem Gekreuzigten vorgetragen, aber warlich der weltmännischen wird es nachgetragen; und fürchterlicher gibt es nichts für die einfache biedere Natur, als jenes seltsam vornehme, gar nicht heuchlerische Gemische von höchster Sitten- und Liebe-Zärte, wunder Ehren-Pünktlichkeit auf der einen Seite und von französischer langsamzerstückender Grausamkeit und vornehmen Interims der Ehre auf der andern Seite. Derselbe Minister, der Länder durch die Krieg-Minen aufschleudert, kann seiner Geliebten oder einem Racine einen Nadelstich nachempfinden; so wie man zur Zeit des Schreckensystems die weichsten Empfindungen auf die Bühne heraus rief. Denn dem Minister ist das Volk, wie einem Banquier eine große Summe, bloße Abstrakzion, algebraische Größe, die er in seinen Rechnungen versetzt; nur mit dem nahen Einzelnen kann

er, wie der Banquier mit der kleinen Münze, geizen. In Rücksicht der Ehre, diesem zweiten moralischen Wendezirkel, ist ein Großer ein wahrer Mann von Ehre in den kleinsten Punkten und bereit sein Leben dafür zu wagen; was aber höhere Punkte anlangt, Bruch der Traktaten und Ehen, Erbrechen fremder Briefe, große Bankbrüche, verachtender Gebrauch feiler Spionen und feiler Mädchen, so sagt er blos, er könne nicht gut anders.

Jetzt zum ähnlichen gallischen Trauerspiel. Es glänzt, weniger durch das Große als durch die Großen. In Corneille, Crebillon, Voltaire (z. B. in dessen Mohamed) finden wir wie im tragischen Seneka, weit mehr Zartheit, Feinheit, Dezenz, Vergiftung, Vatermord, Blutschande als bei irgend einem Griechen oder bei Shakespeare. Wie in der großen Welt, wird darin nie etwas kleineres gestohlen als eine Krone, oft mit dem Haupte darin — und wie in ihr haben weibliche Seelen nichts von den allerfremdesten Menschen für ihre Tugenden oder nur für ihre Ohren zu fürchten, sondern blos von zu nahen Anverwandten einige Blutschande. Denn wenn in der höhern Welt die Lust so erschöpft ist, daß kein neuer Grad sie mehr würzen kann: so würzt man sie mit neuer Sünde, weil wol nichts so aufreizend auf die Phantasie — diese letzte Regentin fürstlicher Sinnen — wirkt als eine recht starke Abscheulichkeit; so ist z. B. der horror naturalis (Naturscheu) der rechte Teufelsdreck für manche Schüsseln.

Eine witzig-schreckliche Anekdote, welche die heiligen Bande zwischen Vater und Sohn zerfasert und zerrissen zeigt, stehe als ein Beispiel da, welche man unter

den Altdeutschen der Zeit oder unter den Altdeutschen des Raums den (Schweden und Schweizern) schwerlich wiederholt antrifft. Als man an den Vater Crebillon, den Trauerspiel-Dichter, mit Namen der Schreckliche in Gegenwart seines Sohnes, des bekannten frivolen Romanschreibers, die Frage that, welches Werk er wol für sein bestes halte: so gab er die Antwort, er wisse nur welches sein schlimmstes sei, und zeigte auf seinen Sohn. Eine so kalte feine Grausamkeit konnte nur erwiedert und übertroffen werden, durch einen Sohn, welcher antwortete: darum glaubten auch viele, daß Sie dieses Werk nicht selber gemacht.

Da nun alle Poesie, sogar die schlechte, sogar wider Willen idealisirt und folglich die französische auch: so kann, da ihre tragische nicht Individuazion, sondern Abstrakzion zu idealisieren hat, die Steigerung nichts gebären als Ungeheuer. Nur auf dem derben Stamme der Individuazion flattert die Blüthe des Ideals; ohne Erde gibt es keine Höhe und keine Tiefe, keinen Himmel und auch keine Hölle; darum ist die Idylle der Franzosen wie der Jünglinge eben sowol blos ein gesteigerter Begriff als ihr Trauerspiel.

Diese Hof-Muse wurde nun von dem goldnen Zeitalter der Deutschen — welches Adelung von 1740 bis 1760 ausdehnt — in die deutschen Schreib- und Lesezimmer eingelagert; Deutsche und Gallier sollten nach ihm, wie es sonst bei den Griechen war und jetzo am Rheine ist, Gleichnamen seyn. Ehe ich weiter gehe, nämlich zum

dritten Kapitel
über die Franz-Deutschen oder Deutsch-Franzen

ist es meine Pflicht, sehr zu bemerken, daß Adelung, als Liebhaber der französischen Poesie, den rechten Punkt getroffen, wenn er mit so vielem Rechte behauptet, daß blos höhere Meißner Klassen (nicht die höhern Schriftsteller) die Sprache, nämlich die deutsche, bilden und ausbilden können. Allein er behauptet (vielleicht aus Scheu) noch nicht die Hälfte dessen, was er sollte. Ist die höhere Welt wirklich, so wie ich bewiesen, die Mutter, nicht aber die Tochter der französischen Poesie, deren Schüler wir seyn sollen: so müssen die höhern Meißner Klassen nicht blos die Bonne oder Bonnes der deutschen Sprache seyn, sondern sie müssen wirklich auch, da Sprache einen Inhalt, einen Gegenstand voraussetzt, eben so gut die Lehrmeisterinnen oder Lehrmutter oder Matrizen oder Matres lectionis der Bilder, Schwünge, Flammen und alles dessen werden, was Adelung zur „edlern und zur pathetischen Schreibart" rechnet. In so fern er freilich bemerkt, daß alle orthographische' Neuerer außer Chursachsen gewesen: gibt er — da von Buchstaben zu Worten, von diesen zu Gedanken, davon zu Adelungschen Gedichten nicht weit ist — leise zu verstehen, daß man überhaupt in Dresden und Leipzig keine starken Veränderungen in der Literatur gemacht und daß niemand aus den höhern Klassen, welche sich auszuzeichnen vermeiden, je daran gedacht, so zu schreiben wie Klopstock, weder was dessen ungewöhnliche Rechtschreibung anlangt, noch dessen eben so ungewöhnliche Schönschreibung oder Poesie . . . .

Wir lesen nun das
gedachte 3. Kapitel
den Deutsch-Franzen
und ich trage kein Bedenken, die Sache himmelschreiend zu nennen, daß man nämlich eine Poesie, welche alles Große, die Vulkane der Leidenschaften, die hohen Formen des Herzens und des Geistes, höchstens zu Schaugerichten ausgebacken, auf Spiegelplatten aufträgt, und welche nur den Gesellschafter, nicht den Menschen ausspricht, nicht einmal dem Engländer, sondern dem Deutschen aufzudringen die Kühnheit hat, als welcher fast nichts ist als ein Mensch, kaum ein deutscher, geschweige ein gallischer. Nämlich diesem selber, z. B. einem Diderot, Rousseau, Voltaire wurde zuletzt auf der engen Besuchkarte ihrer Dichtkunst eng und heiß, und einer nach dem andern pickte in diese Eierschale ein Luftloch, ja manche krochen ganz heraus und noch einige Schale klebte ihnen an. Konnte Lessing etwas Stärkeres gegen die französische Tragödie sagen als D'Alembert zu Voltaire im 92. Briefe *) mit der Bitte, es zu verschweigen, schreibt: Je ne vois rien (dans Corneille en particulier) de cette terreur et de cette pitié qui fait l'ame de la tragédie — und wieder im 94.: Il n'y a dans la plupart de nos tragédies ni vérité, ni chaleur, ni action, ni dialogue. — Oder kann man der gallischen Dichtkunst etwas schlimmeres nachsagen als die treffliche Necker in ihren mémoires, welche, es gut mit ihr meinend, sagt, die Prose sei schwerer als Verse zu schreiben? Oder

*) Oeuvr. de Volt. T. 67, de l'imprimerie de la société littéraire typogr. 1785.

konnte Klopstock etwas gründlicheres behaupten als Voltaire *), wenn dieser die französische Unfähigkeit zum epischen Gedichte in den Worten ausspricht: Oserai-je le dire? C'est que de toutes les nations polies la nôtre est la moins poëtique, und beweiset es Voltaire nicht selber im Lobe auf die Musik, das er ganz besonders für Rameau ausgesetzt **):

Fille du ciel, ô charmante Harmonie,
Descendés et venés a) briller dans nos concerts, b)
La nature imitée est par vous embellie. c)
Fille du ciel, d) reine de l'Italie, e)
Vous commandés à l'univers. f)
Brilles, g) divine Harmonie,
C'est vous h) qui nous captivés,
Par vos chants vous vous élévés
Dans le sein du dieu du tonnerre, i)

---

*) Dessen Essai sur la poésie épique.
**) Oeuvres T. 15.
a) Prosaisch matt, anstatt brillés.
b) Die Konzerte sind also schon da und warten blos noch auf Harmonie.
c) Es wird ihr eröffnet, was sie thut, aber nicht, wer die nature imitée, im Gegensatz der embellie sei.
d) Matte Wiederholung.
e) Noch mehr abgemattet; denn eine Tochter des Himmels ist mehr als eine Königin von Welschland.
f) Der Königin von Italien wird eröffnet, daß sie noch mehr Land habe, nämlich das Universum.
g) Der Liebenwürdigen befiehlt man von Ferney aus, es zu seyn. Kann sie denn divine seyn, ohne zu briller.
h) Matt nach dem Kommando des Universums.
i) Ihr wird nichts verhalten, was sie thut; aber es wird

Vos trompettes et vos tambours k)
Sont la voix du dieu de guerre.
Vous soupirés l) dans les bras des amours.
Le sommeil caressé des mains de la nature m)
S'éveille à votre voix, n)
Le badinage avec tendresse
Respire dans vos chants, folâtre sous vos doigts — — o)

»Und so weiter« sag' ich, wünsche dasselbe aber der Zukunft nicht. Will der Leser einmal Unsinn genießen: so sei es doch lieber ein warmer als ein kalter, lieber der finstere Sturm einer leidenschaftlichen Kraft als das sterbende Einschlafen im Schnee. Indeß ein

---

ihr nicht deutlich gemacht, wie sie sich als göttliche Himmelstochter in den Schoos des Donnergotts hebt.

k) Hat sie nichts besseres? Und sind den Trommeten die Stimme des Kriegsgottes, der mit ihnen blos seine eigne begleitet.

l) »Was heißt das? Wie seufzt die Harmonie in den Armen der Liebegötter? Zwei Arme an einem Amor wären genug. Oder soll Amours das Allgemeinste bedeuten und doch Arme haben?« könnte ein Rezensent sagen.

m) Der Schlaf wird der Natur entgegen = und dieser werden orientalisch Hände angesetzt. Ferner ists Nicht-Sinn.

n) Aufwecken kann die Misharmonie noch leichter als die Harmonie; und was soll die Himmeltochter, die sich selber beschrieben wird, viel daran finden, ein Wecker zu seyn, nämlich eine Weckerin, zumal da sie eben so oft und so schön einschläfert?

o) Mr. Badinage wird auf einmal ein Mann, bekommt Athem durch die fremde Stimme und Flügel durch Finger einer abstrakten Person, die selbst schwach existirt.

bekanntes Chorlied auf die Freundschaft aus Bernards Oper, Kastor und Pollux, soll so gut seyn, daß es einen Johannes von Müller, den Freund Bonstettens, begeisterte, und daß Matthison, wie er selber sagt, *) nie aufhören kann, es als das beste französische Lyra-Stück zu Papier zu bringen. Auch auf mich macht das Stück Eindruck, besonders in meiner deutschen Umschreib-Uebersetzung:

Présent des dieux, doux charme des humains
(Geschenk der Götter, du bist den Sterblichen zugleich ein süßer Reiz.)
O divine amitié, viens pénétrer nos âmes.
(O Freundschaft, die du als ein Göttergeschenk von Natur göttlich bist, durchdringe doch unsere Seelen)
Les coeurs, éclairés de tes flammes,
avec des plaisirs purs n'ont que de jours sereins.
(Die Herzen, welche von deinen Flammen beleuchtet werden, haben bei allen ihren reinen Freuden, nichts als heitre Tage.)
C'est que dans tes noeuds charmans, que tout est jouissance,
(Eben in deinen reizenden Knoten oder Banden ist alles Genuß.)
Et ajoute encore un lustre à ta beauté.
(Und fügt zu deiner Schönheit noch neuen Glanz.)
L'amour te laisse la constance.
(Die Liebe läßt Dir die Beständigkeit.)
Et tu serois la volupté,

*) Morgenblatt; N. 121. 1812.

Si l'homme avoit son innocence.
(Und hätte der Mensch noch die Unschuld, so wärest
Du die Wollust.)

Er überläßt hier mit Recht dem Leser selber die leichte Ergänzung: „Da wir aber leider durch den Apfelbiß unsern Geschmack verderbt haben: so bist Du freilich, liebe Freundschaft, kein besonderes Essen mehr für uns.“ — — Was ich statt der Freundschaft etwa so lau gelobt wünschte, wäre der Haß. Nicht kaltes Wasser, nicht heißes, aber laues erregt Erbrechen.

Diese egoistische Kälte des Weltmannes ist der herrlichen Kälte der alten philosophischen Zeit gerade so entgegengesetzt als im Physischen die schwächende der stärkenden *) und eben so steht die leidenschaftliche äußere Flug-

*) Brownianer sollten, glaub' ich, das Prinzip der Kälte mehr von der mechanischen abtrennen; das Prinzip nenn' ich jene Kälte, welche auf das Steigen des Barometers und die Wetterschmerzen von Menschen und Thieren wirkt, ohne noch mechanisch auf der Haut oder im Wärmemesser gefühlt zu werden, und welche entkräftend auch den trifft, der im Winter nie das warme Zimmer verläßet. Der Brownische Satz, daß die Kälte Starke stärke, Schwache schwäche, gilt in Bezug auf diese Kälte nur mit seiner letzten Hälfte. Hingegen die mechanische, welche für die Haut ein Erregmittel ist, stärkt, mäßig und schnell gebraucht, wie jeder Reiz; ja die kurze mechanische durch Wasser und Luft wirkt dem Prinzipe der Kälte entgegen. Das Umgekehrte gilt folglich für die Wärme. Das Prinzip derselben gibt warmen Ländern und Jahrzeiten die Vollkraft, sogar den Zimmer-Gefangenen. Hingegen die mechanische auf der Haut erschlafft. Will man diese Erschlaffung für Ueberstärkung erklären: so

Hitze der innern Wärme des Herzens entgegen wie wieder die entkräftende der belebenden. Eben so weit ist diese Hofkälte, welche die poetischen Flossfedern an das Eis gefrieren lässet, von jener griechischen Einfachheit und Kälte verschieden; welche in der Höhe des Aethers sich die Flügel kühlt. Für die Aehnlichkeit mit den Griechen, womit die Gallier den Griechen und sich schmeicheln, ist die Thatsache wenigstens kein Beweis, daß sie die Säule des Pompejus in Aegypten krönten mit einer rothen Mütze. Uebersetzen Sie, meine Herren, ein altes Werk aus der gesunkenen epigrammatischen Zeit — wie z. B. mit Diderot den Seneka — in das Französische: so wird es dadurch klassisch; übersetzen Sie rückwärts z. B. den Rousseau ins Lateinische: so büßet er seine halbe Einfachheit ein; so wie er zu unserm Ruhme auch in einer deutschen Uebersetzung ver-

---

müßte man doch vorher durch das Gefühl der Stärkung gehen. Ueberhaupt muß es zwischen dem erregenden und dem schwächenden Prinzip noch ein drittes, das nährende, geben, wodurch die basis constituens fortbesteht, weil das, was zu erregen ist, nicht durch Erregung geschaffen und erhalten werden kann, die sonst ein Komparativus ohne Positivus wäre. So sind z. B Bier, Wein und Denken Reize, aber nur vom erstern ließe sich leben. Mit Vergnügen fand der Verf. diese der Arzneikunde gehörige Vermuthung, welche, wie Aehnliches, Nikolai hierin eben so anmaßend als unwissend getadelt, später bestätigt von Chiarugi über Wahnsinn 1 B. §. 148. (Absolute Kälte schwäche, relative stärke;) ferner von Becker: Kälte und Wärme wirken reizend (A. L. Z. n. 30. 1806). und von Skjelderup: Kälte reize (L. L. Z. 1805. S. 1029.)

liert, obwol weniger. Nicht so sehr die Schwierigkeit einer Uebertragung als die Neuheit der Gestalt, welche darin das Urbild annimmt, prägt den Unterschied zwischen zwei Völkern am stärksten aus. Uebrigens wird hier nicht sowol die französische Dichtkunst verworfen, als der deutsche Geschmack, der sich ihr, und sie sich aufdringen will. Soll einmal eine große Welt und für diese wieder, welche die ersten Thronstufen durch ganz Europa besetzen, eine Dichtkunst als Hoflustbarkeit vorhanden seyn: so ist die französische die einzige; denn sie wurde seit Richelieu von ihr für sie geboren und erzogen. Sogar uns Deutschen selber fallen an französischen Schriftstellern — wie z. B. an Baptist Rousseau, Mercier, an mehrern Revolution-Schreibern — deutsche oder englische Keckheiten widrig als Mistöne auf. Ja Vorleser dieß konnte viele Stellen seiner Werke sich unleidlich machen, wenn er sie in französischer Sprache sich geschrieben dachte. Und wiederum geben uns in Werken früherer Franzosen z. B. des Rabelais, Marat, welche noch keine Dichter und Dichtkunst von Welt vorstellten, und in Sprach- und in Sachwendungen fast noch deutsche Freiheit besaßen, die Kühnheiten wenig Anstoß.

Aber warum laufen wir ihnen mit unsern unähnlichen Werken wie Zueigner nach, und halten sie ihnen hin, und passen bittend? Zur Strafe loben sie unsere besten und unsere elendesten Werke zugleich, ja oft gleich sehr und „ignoriren“ höflich deren Unterschied. Denkt doch an den alten humoristischen Voltaire. Als ihm Herr von Schönaich sein geist- und sprachloses Heldengedicht, Hermann, das befreiete Deutschland, zusandte (natürlich hatt' er das befreiete Deutschland

vorher französisch übersetzt:) so schrieb Voltaire ihm unter vielen Lobreden auch die zurück: es wäre unverzeihlich, d'ignorer une langue que les Gottscheds et vous rendés nécessaire à tous les amateurs de la littérature. Um noch schmeichelhafter zu zeigen, daß er nur eine Sprache lobe, die er selber kenne, beschloß er in deutscher so den Brief: ich bin ohne Umstand sein gehorsam Diener: Voltaire.` *)

Wie Leipzig von 1740 bis 60 das Pleißathen oder eigentlich das Pleißparis gewesen, und durch Augenschein bewiesen, daß Deutschland schon Werke erschaffen könne, welche nicht deutsche, sondern französische sind: so kann (scheint es) Wien, nur in höherem Grade, sich zu einem Donauathen oder Donauparis oder Wienparis **) allmählich sich ausbilden, da nicht nur eine gewisse Nüchternheit, Kühle, Zierlichkeit und Selbherrschaft, ja schöne Kraft-Abtödtung (Mortifikation) vieler Schreiber und manche Hoffnung dazu machen, sondern da die große Stadt voll großer Welt und voll schöner dem französischen Geschmacke zugebildeter Welt für die Sache selber bürgt.

Klinger in seinen „Betrachtungen ꝛc.,“ eben so tief in Staat- Welt- und Menschenkenntnis als seicht in Philosophie und Aesthetik, macht in seinem schon von der großen Welt verworrenen oder verengten Geschmacke uns glücklicherweise zwei Vorwürfe, die einander selber umwerfen, worauf man beide leicht durch einen dritten umtreibt. Er wirft nämlich vor, wir wären erstlich zu deutsch, und misfielen auswärts deshalb, dann zweitens

*) Zusätze zu Sulzers Wörterbuch S. 1.

**) Vom Flüßchen Wien.

wir wären zu wenig deutsch oder originell und zu nachahmend, und mißfielen auswärts deßhalb. Denn er fragt und mit ihm hundert Deutsch-Franzen, warum unsere Dicht-Literatur so wenig andern Völkern gefalle, besonders den Welt- und Hofleuten darin, ohne einzurechnen, daß den letzten auch die brittischen, nordischen, griechischen, indischen Dichtgeister durch ihre Eigenthümlichkeit, welche mehr den allgemein-menschlichen als den Hof-Ton anstimmt, beschwerlich werden. Völker selber missfallen einander wechselseitig, wenn man entweder das deutsche ausnimmt, dem jedes genug, oder das gallische, das jedem ein wenig gefällt. Gleichwol wähnet wieder Klinger, daß in allen Werken Volk-Eigenthümlichkeit erscheine, nur in den deutschen keine; was aber eben als unsere deutsche sperret fremde Leser heraus? Warum sind wir Allübersetzer denn so schwer selber zu übersetzen, von Lessing, Herder, Klopstock, Schiller, Goethe an, bis zu Hippel, Musäus u. s. w.? Wir freilich können uns unsere Eigenthümlichkeit nicht selber ansehen und anfühlen und können für eine Verschiedenheit von uns, nicht unsere Eigenheit anerkennen, sondern nur eine fremde; so wenig als ein geborner Eiländer sich originell erscheinen kann. Warum wurden im Durchschnitt nur unsere flachgeschliffenen Schriftsteller z. B. die Adelungschen von 1740 bis 1760, Geßner, gewisse Romanschreiber recht gut und häufig übersetzt, und unsere mit erhabener Arbeit entweder gar nicht, oder in vertiefte übertragen? Es ist ein böses Zeichen, wenn ein Autor ganz zu übersetzen ist und ein Franzose könnt' es so ausdrücken: ein Kunstwerk, das einer Uebersetzung fähig ist, ist keiner werth. Gewisse kalte Allerweltschreiber geben uns musivische oder hölzerne

Gemälde, welche man leicht kopirt, indem man sie blos der Länge nach verdoppelt und durchschneidet; hingegen vaterländische Schriftsteller geben uns Freskobilder, welche nur mit der Mauer selber in andere Länder überzutragen sind.

Viertes Kapitel
über Einfachheit und Klassisch-Seyn.

Keine Begriffe werden willkührlicher verbraucht als die von Einfachheit und von Klassizität. Da klassisch überall jedes Höchste in seiner Art bedeutet, jeden noch so tiefen Stern, der hinter und vor uns durch die Mittaglinie geht, folglich das Höchste jedes Stoffs — wie es denn klassische Forst-, Bienen- und Wörter-Bücher gibt: — so muß das Höchste dieser Höhen, gleichsam der Stern, der durch Mittaglinie und Scheitelpunkt zugleich durchgeht, jenes seyn, das Stoff und Form zugleich zu einem Höchsten verschmelzt; und dieß ist nur der Fall der poetischen Genialität. Keine Philosophie heißet klassisch, weil der Weg zur Wahrheit — der Stoff, — unendlich ist. Ein sonst vielseitiger Kunstrichter ließ darwider drucken: „Nicht der Grad des ästhetischen Werths macht ein Werk klassisch, sondern der höchste Grad der ästhetischen Kultur, nämlich Vollendung der poetischen Sprache, reinste Natürlichkeit der Bilder, Ebenmaß der Gedanken, ohne Nachtheil der Kraft und Wärme.“ Als bezeugende Beispiele ruft er Homer, Pindar, Sophokles, Petrarch, Ariosto, Cervantes, Klopstock, Goethe auf. Ich frage aber, was heißt denn überhaupt ein ästhetischer Werth, entblößt von allen den vorgezählten Merkmalen ästhetischer Bildung, von poetischer Sprache, von natürlichen Bildern,

von Kraft und Wärme und Maß? Kann sich denn der ästhetische Werth d. h. der geniale, gleichsam als Seele anders darstellen, als in den ebengedachten ästhetischen Merkmalen, die er als die Körpertheile sich anbildet? Ich wende nicht einmal die Erschleichungen durch die unbestimmte höchstgrade-reinste Natürlichkeit, Vollendung der Sprache ein, indem sie alles voraussetzen, was eben erst zu setzen ist. Darauf fährt der Kunstrichter fort: „der Begriff des Klassischen gehört unter die stetigen Begriffe. Ein Kunstwerk ist entweder schlechthin klassisch oder gar nicht, aber nicht mehr, oder weniger“ — dasselbe gilt auch für genial ganz und gar, und klassisch und genial verlieren sich in einander, weil beide als solche kein Mehr und Minder kennen. Aber in diesem Sinne, worin Klassischseyn einem Allstichspiele gleicht, worin nur der gewinnt, der gar keinen Stich verliert, ist kein einziger unter den vom Kunstrichter genannten Klassikern klassisch; kaum Sophokles ausgenommen: denn auch an ihm haben Longin (them. 33) und Aristophanes (obwol nur von weitem in den Fröschen) auszusetzen. Ueber die kleinen Verfinsterungen aller dieser Himmelkörper haben wir ja die alten und neuen Tabellen in Händen. Wenn nun alle Klassiker nur durch die Mehrheit glänzender Theile sich über die Gemeinen und doch Tadelfreien erheben: so fragt sich, ob diese Mehrheit in sogenannten sprach-klassischen oder ob in genialen Theilen bestehe. In den letzten durchdringt sich, wie gesagt, von selber Stoff und Form, Seel' und Leib erschaffen sich gegenseitig, aber die ersten würden nur eine negative, ja bloße grammatische Musterhaftigkeit geben, und so wäre denn, mit Longin zu reden, ein Ion aus Chios klassischer als Sophokles und Adelungs

Geschichte der Menschheit klassischer als die Herdersche und Goethe hätte vor Merkels Köpfchen den Hut abzunehmen. Kurz das Klassische kann nicht in der Minderzahl der Flecken, sondern in der Mehrzahl der Stralen bestehen. Auch nach dem vorigen Kunstrichter kann nichts klassisch seyn, was höher zu treiben ist — daher keine Philosophie klassisch zu nennen, weil der Weg zur Wahrheit, der Stoff, unendlich ist; — aber daher ist dann jede noch lebende Sprache nur für die Gegenwart klassisch, weil sie Blüten abwirft und nachtreibt. Jede alte todte war auch so lange keine klassische als sie fort- und nachwuchs; nur ihr Tod gab ihr feste Verklärung.

Und warum wollen wir es überhaupt vergessen, daß der Titel klassisch zuerst im Zeitalter der Barbarei durch den Gegensatz von kenntnisloser Roheit eine viel stärkere Bedeutung angenommen, als wir jetzo im Zeitalter der Bildung, das nur Hohes mit Höherem vergleicht, fortgebrauchen können? Vielleicht wären — so kühn der Gedanke ist, ein Klopstock, ein Herder, ein Schiller, rück- oder nachwärts selber den Griechen klassisch; und der Ort wäre leider für alle dazu schon da, nämlich die zweite Welt, auf welcher das Kleeblatt schon blüht. — Die Alten kannten wol begeisterte Dichter, aber keine Muster-Dichter; daher war nicht einmal das Wort „Geschmack“ — welches sonst in dem Klassischseyn König ist — in ihrer Sprache vorhanden; und nur in den bildenden Künsten, in den für alle Augen unveränderlichen, erkannten sie einen Polyklets Kanon an. *)

---

*) Eben les' ich, was meine Behauptungen über die Schönheit der bildenden Künste (im 1ten und 5ten Programm,)

Das Höchste der Form, oder Darstellung, als einer klassischen kann noch auf zweierlei Weise falsch genommen werden; man verwechselt die Darstellung entweder mit grammatischer Regelmäßigkeit oder mit rhetorischer. Das gemeine (Schreib- und Lese-) Volk, unempfänglich für die poetische Vollkommenheit und Darstellung, will gern die grammatische — durch den Sprung von Werken in todten Sprachen, wo jedes Wort entscheidet und befiehlt, auf Werke in lebendigen — zum Ordensterne des Klassischen machen. Dann wäre aber niemand klassisch, als einige Sprach- und Schulmeister, kein einziger Genius; die meisten Franzosen sind dann klassisch, wenige Männer, wie Rousseau und Montaigne, ausgenommen, und jeder könnte klassisch werden lernen.

Ein Genie an und für sich, kann man sagen, ist nicht grammatisches Musterbild, wenn es nicht zugleich wie Klopstock und Lessing auch Sprachforscher ist; ja sogar hier entscheidet es nicht durch seine Schaffkraft, sondern durch Sprachkunde. Gleichwol verewigt ein Genius Wörter und Wortfügungen, durch sich und durch Nachahmer; und im Ganzen seh' ich nicht ein, warum ich eine Sprach-Abweichung lieber aus der Waldung des wilden Ur-Deutschlands holen will, als aus dem englischen Garten eines Genius. Am Ende dankt man doch Gott für die perennirende Monstrose (fortjährige Pflanzenregellose) wie z. B. Denker (wogegen Adelung mit Recht viel hat;) hätten wir nur nach Aehnlichkeit

---

bestätigt, daß nämlich Blumenbach die Verhältnisse eines Mannes aus der Schönheit-Insel Nukahiwa ganz den Verhältnissen des Apollo von Belvedère gleich gefunden, Langsdorfs Reisen um die Welt. I. B.

von Seher, Hörer, Schmecker noch mehr z. B. Sinner, Fühler, Taster, Rührer ꝛc. So ist Vossens griechisch-lateinische Trennung des Genitivs vom regierenden Worte ein wahres Geschenk an die Dichtkunst bei schüchterner Anwendung.

Die zweite Verwechslung, nämlich mit rhetorischer Regelmäßigkeit, lässet im literarischen Weltgebäude nur die Monde stehen und tilgt die Sonnen. Shakespeare wäre dann nicht klassisch, aber Addison; Platon nicht, aber Xenophon; Herder stände unter Engel, Goethe unter Manso. Sobald etwas anders klassisch ist als Genialität: so wird — da das Gewöhnliche stets leichter regelrecht auszudrücken ist, schon darum, weil es schon mehrmals ausgedrückt wurde *) — die Schwäche zur Trägerin der Stärke gemacht, der Ring um den Saturn zu dessen fesselndem Zauberkreise und der Mondhof zum Leitstern der Sonne. Wollen wir lieber dem eben so scharfen als hohen Longin — dessen Erhabenes leider, wie andere Tempel, nur zerbröckelt auf uns gekommen — verständig antworten, wenn er fragt (Thema 33. 34. 35. 36), ob man wol lieber der fehlerlose Dichter Apollonius, Theokrit, Bakchylides gewesen seyn wolle, oder lieber ein Homer und Pindar mit Fehlern? Oder

*) Vielleicht auch darum, weil man Mäßigkeit nirgends so aufmerksam beobachtet als in Armenhäusern, Wüsten und Schiffen. Für den französischen Geschmack gilt, was Racknitz von den französischen Gärten sagt, daß sie in dürftigen magern Gegenden gar nicht zu verwerfen sind. Ein mässiges Mittagessen, sagte Alexander, ist das beste Zugemüße des Abendessens; d. h. frühere Armuth ist die Würze der spätern.

ob wol lieber ein Redner Hyperides voll lauter untadelhafter Geschicklichkeiten als ein Demosthenes voll Gewitter?

Eben so irrt man über die sogenannte Einfachheit (Simplizität). Denn die wahre wohnt nicht in den Theilen, sondern organisch im Ganzen als Seele, welche die widerstrebenden Theile *) zu Einem Leben zusammenhält. In diesem Sinne sind der große seine große Materie geistig bändigende Shakespeare und der bilderreiche Wilde und Morgenländer so einfach als Sophokles. Die scheinbare Einfachheit besteht in der Aehnlichkeit todter Theile, die kein Geist organisiert; in der zerstückten Harmonie und Melodie eines Farbenklaviers, das niemals ein Gemälde wird; in der Abwesenheit kecker Bilder und in „bremischen Belustigungen des Verstandes und Witzes.“ In der Kälte ist es leicht, nicht zu warm zu seyn; so wie die Sonne gerade in den härtesten Wintern fleckenlos erschien. Ja die scheinbare Einheit solcher geschmackvollen und geistlosen Werke mögen die Holzbücher im Kasselschen Naturalienkabinette erreichen; das Buch ist vom Holze, z. B. des Lorbeerbaums, darin sind dessen Blüten, die Rinde, der Same und die Blätter, kurz, dem Gewächse fehlt nichts als das — Leben; so aber ists ein Buch. Die Geschmack-Leute glauben viel bedacht zu haben, sobald sie die Pferde, die sie vor Apollos Wagen oft zugleich an die

*) Oft entstehen doch in organischen Werken Mißgeburten, aber durch übrig gebliebene Glieder nach Bonnets Meinung; man wende dieß auf viele Verfasser an, z. B. auf den uns allen wol bekannten.

Vorder- und an die Hinterräder spannen, nur von Einer Farbe ausgewählt. Himmel, schirret was ihr wollt an, Pferde, Drachen, Tauben; nur aber an die Deichsel und nur lenke der Musengott. Man organisiere aber einmal einen Band Sinngedichte! Denn die gallische Poesie ist blos ein längeres Epigramm; ja sogar ihre vorige Revoluzion-Beredsamkeit war eine Spitzen-Manschette von Droh, Prahl und Lob Pointes. Dennoch wirkt es, ein Bonmot ist dem Gallier ein Stichwort zur Rolle, der wahre Logos, die wahre Logik; witzige Einfälle unterstützen kriegerische und umgekehrt, und das Bonmot als Parisien oder Galanteriedegen wird leicht ein längeres Gewehr. . . .

Hier fiel plötzlich einer meiner Zuhörer (er wollte ein Persifleur oder Auspfeifer seyn,) mit den Worten ein, er falle dergleichen Einfälle weder an, noch weniger ihnen zu mit Beifall — es seien der Vorfälle, Unfälle, und Fälle so viele, daß er keinen Fall mathematisch zu setzen wage: nur aber zu bedenken bitte, wo man dann sei, nämlich in Reichels Garten in Leipzig in Sachsen, und daß am linken Pleiße-Ufer ein französischer fester Platz liege, nämlich la place de repos, um von der harmonie, der ressource und den Präadamiten der émigrés, den Kolonisten, gar nicht zu sprechen. Auch einige sächsische Buchhändler stimmten ihm bei. — Vorleser erwiederte aber sehr gesetzt, er hoffe, jetzt sei in Deutschland eine bessere Zeit, als unter der Revoluzion gewesen, angebrochen und es sei wol nun keinem deutschen Staate mehr verboten (wie etwa sonst) von Frankreich das Beste zu sagen; die Sturmzeit, wo wir Deutsche vergeblich an der gallischen Freiheit Theil zu nehmen wünschten, sei vorüber.

— Indeß, meine Herren, fuhr ich fort, ist es hier der Ort und Tag, sämmtliche Zeitungen und Journale wacker anzugreifen in dem

Fünften Kapitel
über Buchanzeiger und gelehrte Zeitungen überhaupt,

das ihnen manchen Text zu lesen hat. Muth, Hörsaal, ist der Flammen-Flügel des Lebens; Vorleser fürchtet kein Journal; kühn wie ein Carnot sagt er auf jeder Insel, auf jedem festen Lande seine Meinung und steht der Folgen gewärtig. Sterben — es sei vor Hunger oder sonst — ist das Höchste, was erfolgen kann; und wer von uns verschmäht es nicht? Ich werfe den Würfel; ich kündige hiermit ohne alles Bedenken an: ich werde mir in diesem Kapitel mehre vermischte, ungeordnete Winke über das Bücheranzeig-Wesen im Allgemeinen erlauben. Wasser allein, möcht' ich fast wagen anzufangen, thuts bei ihnen; Wasser theils als kritisches Reinigungmittel, weil die Kritik sonderbar ähnlich dem Wasser ist, ohne welches kein Schmutz-Fleck zu machen, aber auch keiner heraus zu machen ist! . . . Eben nehm' ich, meine Herren, befremdet wahr, daß der Kunstknecht und der Naumburger Schweinborstenhändler still stehen und halb giftig auf mich herüber blicken, als hätt' ich beider Handwerk spöttisch zu Vorbildern der kritischen Wasserkunstknechte und jener kritischen Borsten, welche, auf dem unreinsten Thiere seßhaft, nachher selber zum Reinigen dienen, absichtlich angewandt; ich frage aber als Vorleser meine Leser und Nachleser, ob es nicht von jeher meine Art gewesen,

gerade auf die fernsten Sachen anzuspielen, nicht aber auf so nahe, die blos ein Meer von mir abtrennt. — —

Doch eben sind die allegorischen Herren still weiter gegangen; ich thue es auch und merke ohne Absicht an, es gibt, wie das Zahl-Verhältniß der jetzigen Kunstrichter zu den jetzigen Künstlern zeigt, mehr Glaserdiamanten als Ringdiamanten, mehr schneidende als glänzende.

Man hat mehr Vertrauen auf seinen Geschmack als auf sein Genie; nicht jener, sondern dieses fodert Bürgen und Rückbürgen; der Geschmack, dieses ästhetische Gewissen, fragt nach niemand, aber wol die ästhetische That will gebilligt werden. Jener thut Machtsprüche, dieses Machtthaten.

Ein Kunsturtheil überwältigt so leicht den Leser, blos weil es so wenig Beweise gibt und so sehr den ganzen Menschen des Lesers voraussetzend in Anspruch nimmt.

Keine Rezensionen find' ich so leer, so halb wahr, halb parteiisch und unnütz als die von Büchern; die ich vor ihnen gelesen; aber wie trefflich sind mir die von solchen Büchern, die ich nie gekannt, von jeher vorgekommen, ich meine, so tief, rein und recht! Ich bejammere deshalb ordentlich ganz erbärmliche und ungelesene Autoren; denn die schreiendsten Ungerechtigkeiten soll man an ihnen so wie an Bettlern und Gefangnen verüben: sie können sich in ihrem Winkel nicht wehren und sich nicht aus dem Kerker winden, um der Welt ihre Wunden vorzuweisen.

Rezensionen haben selten — und das spornt ihre Väter an — wieder Korrezensionen auszuhalten. Auch

würde das Beurtheilen des Beurtheilens ins Unendliche hin und her zurück prellen. Nur was die Sprache anbelangt, welche das Privilegium de non appellando hat, wäre vorzuschlagen, daß das gelehrte Reich sich einen Rezensier-Grammatiker hielte, der in einem eignen Werke aufpaßte und die Barbarismen, ohne welche das kritische Volk so wenig ein Zettergeschrei erheben kann als das römische ein Freudengeschrei, jedem Journale mit rechter Sprach-Polizei boshaft eintränkte. Ich glaube, sie würden roth. Es thut mir oft weh, daß die Einkleidung der gelehrten Zeitungen nämlich die umlaufenden Kapseln derselben, durch Schmutz und Abgreifen ein Nachbild ihrer ästhetischen Einkleidung werden, so wie leider einen Freund der allgemeinen deutschen Bibliothek das elende Druck- und Papier-Werk nicht blos als ein Wiederschein der geistigen Einkleidung, sondern auch als eine eben so typographische als allegorische Wiederholung der Wespennester sehr verdrießt, deren graues Papier nach Schäfer und andern wahres Papier ist.

Schlechte Werke sollte man wie Liscow blos ironisch anzeigen, damit der Leser doch etwas hätte, da sonst den Tadel die gemeinen Verdammungformeln erst an sich, und dann durch die Nothwendigkeit ihrer unzähligen Wiederkehr sehr ins Langweilige spielen. Gelehrte Anzeigen blos ungelehrter Werke, eine allgemeine deutsche Bibliothek voll lauter ihr ähnlicher Dichter und Philosophen, kurz eine Zeitung des Schlechten, aber eine ironische und launige, welch ein Zuwachs der Ironie und Laune würde hier aufblühen!

Ferner wünscht ich manche Werke mit wahrer Gewissenhaftigkeit und Liebe und so schnell als möglich an-

gezeigt — nämlich die namenlosen und die von jungen Autoren mit namenlosen Namen; beiden wird es so schwer, sich ohne Hülfe auf den Rednerstuhl vor das Publikum hinauf zu arbeiten. Manches Leben, mancher Geist ist an einem ersten Werke gestorben; das harte Lager eines Jünglings auf Rosen — knospen, sollte man bald weich aufblättern.

Sogar kräftige Geister macht oft ein elendes Urtheil so kraftlos, als sonst das eingebildete Nestelknüpfen die Starken des Mittelalters. Die größten Schriftsteller haben weit mehr achtende Scheu vor dem öffentlichen Urtheil als sie eingestehen. So blitzte in die ausbrechenden Blüten des herrlichen Leisewitz ein solcher kritischer Tropf zu unser aller Schaden. So erfolgte, trotz der trotzigen Drohung, keine Nachfuhre neuer Xenien, welche wie es scheint abstanden, wie ein Wagen voll Krebse, wenn ein Schwein unter ihm wegläuft. So kennt der Verfasser dieses noch zwei Löwen der Literatur, welche gleich thierischen sich in manchen Werken durch kritisches Hahnengeschrei bestürzt machen ließen; und Herder würde sich noch größere Palmen errungen haben, hätte man ihm nicht erst nach seinem Tode die jetzigen gereicht. Ein Lieblingschmierer des Publikums hat hier größeren Muth als der tapferste Kopf; jener bezieht mit Waren seine beiden Messen und läßt sich jährlich zweimal kritisch abprügeln für Ehrensold, (wie Sineser sich körperlich um Geld für Missethäter), um wieder an neue Werke und Prügel zu gehen; der Genius, welcher nur sein heiligstes Innere in einem zweiten niederlegen und wiederfinden will, schreckt vor jeder Abweisung und Aussperrung zurück und wählt glaubig oder unglaubig nur Einkehr in sich. Schwerlich ver-

zänkelt oder verwöhnt ihn, der den schärfsten Kunstrichter in seinem Ideale herumträgt, irgend ein schmeichelnder; und alles Preisen des Werthers verzog Goethen zu nichts als zum Meister. Daher hätte jeder, auch der gerechteste Tadel, gegen den Priester Melpomenens, Schiller, welcher Kraft, Leben, eigne und fremde Vorurtheile unermüdet der Kunstschönheit opferte, nur mild und scheu, und mehr mit Gefühlen eigner als mit dem Wunsche fremder Schmerzen ausgesprochen werden sollen; aber davon weiß die bellende Undankbarkeit nichts.

Ferner mittelmäßige Vielschreiber wünscht' ich gar nicht angezeigt; ihr häufiger Name ist ihr Stummenglöckchen und sagt, da sie sich ja nie ändern, laut genug die Wiederholung ihres Daseyns an.

Endlich wünscht' ich über geniale Werke zwei ganz verschiedene Journale. Das eine müßte an einem Meisterwerke nichts als die Mängel rügen, jede falsche Mitteltinte, Falte, Linie bezeichnen und es ohne Scheu vorrücken, wenn ein Winkel des Rahmens um das Bild kein rechter wäre, oder die Vergoldung verschlissen. Denn alle Foderungen des Geschmacks und der Sprachlehre, kurz, der äußern Form, will ich doch lieber an grossen als an kleinen Autoren lernen; und Sprachnachlässigkeiten werden wir z. B. an Goethens neuester Prose im Anhange zu Cellini mit mehr Reiz finden und fliehen lernen als an einem matten Lang- und Breitschreiber. Solche fliegende Finsternisse der Genies würden, wie die der Sonne und des Saturns durch Trabanten, am schönsten dienen, die Landkarten der Erde zu machen und zu bessern. Auch wäre ein solches Journal für das Genie (besonders für dessen Nach-

ahmer) der Nacht- und Richterstuhl, der einem Alexander sagte, er sei noch kein ganzer Gott.

Diesem gelehrten schwarzen Buch müßte sich ein zweites (es mag das goldne Buch heissen) beigesellen, das mit heiliger Seele nichts im Kunstwerke und göttlichen Ebenbilde anschauete (wie ein Liebender an der Geliebten), als die Schönheit oder den Gott, dem es ähnlich ist. Auf der hohen himmlischen Stelle, wo der Mensch vor der Größe steht, verschwinden ihm an ihr die Ecken der Nähe und Tiefe, wie einem Sternbewohner die Berge an der Erde versinken und nur die stralende Kugel erscheint. Schon der edle Winkelmann ermahnt, Schönheiten früher und brünstiger zu suchen als Flecken. Nur ists das Schwierigere; im Finden der Schönheit gehen die Menschen weit mehr und uneiniger auseinander als im Finden des Häßlichen; gegen dieses rüstet die allgemeine Natur; für jene wird erst eine besondere ähnliche Seele erschaffen; so ahnet ja im Moralischen der Sinkende nur immer tiefere Versunkenheit und allein der Emporgehende nur immer höhere Himmel voraus. Das goldne Buch, das ich wünsche, stellet nun, so gut es ohne Darstellung möglich ist, erstlich den Geist des Kunstwerks dar, zweitens den Geist des Meisters. Der letztere Geist kann nur in allen Werken zusammen genommen, gleichsam wie ein Gott in der ganzen Weltgeschichte, recht gefunden werden, — indeß Ein Buch den Gelehrten ausspricht und ausschreibt. — Fragt man: wozu kann gleichsam eine Darstellung einer Darstellung — denn alle ächte positive Kritik ist doch nur eine neue Dichtkunst, wovon ein Kunstwerk der Gegenstand ist — helfen und führen?— So antwort' ich: eine fremde Anschauung gibt der eig-

nen mehr Sprache, also mehr feste Klarheit; und reifet uns, nicht nur wie wiederholtes Lesen oder steigende Jahre, sondern zieht uns nach wie ja das Werk selber. Oder wie könnte denn je ein Volk — das organisch betrachtet immer sich mit wenigen Erhöhungen der Einzelwesen wieder gebiert — höher und eines über das andere steigen?

Diese doppelte Journal- oder italienische Buchhaltung über geniale Werke ist unbeschreiblich unentbehrlich, eben das grammatische Soll und das geniale Haben. Wirklich haben wir Deutsche — wenn ich stolz genug seyn darf, es zu behaupten, schon das Soll, oder eine schöne seltne Vereinigung von Köpfen, welche grammatische und rhetorische Fehler des Genies mit größtem Eifer suchen und zeigen, gleichsam ein Prisen-Rath eroberter Genien: ich weiß aber nicht, ob wir mit ähnlichem Rechte uns des zweiten Journal-Buchs, des Habens, rühmen dürfen. Herder, Lessing, zum Theil Schlegel und einige hoben den Anfang an. *)

Der Geist eines Buchs ist so sehr der Glaube, wodurch es selig wird oder nicht, ohne Rücksicht auf dessen gute oder böse Werke, daß ein gemeiner katho-

*) In der Kritik der kongenialen Philosophie geschieht, wenn man Leibnitz, Lessing, Jacobi und wenige ausnimmt, noch weniger. Ein philosophisches Werk glauben sie zu kosten, wenn sie einige Meinungen daraus als Proben vorzeigen; was nichts anders heißet als Nägel und Haare eines Menschen abschneiden und sie als so viele Beweise produzieren, daß er keine Nerven und Empfindungen habe. Theilweiser Irrthum könnte ja in der System-Ganzheit eines Organismus relative Wahrheit seyn. Wie in der

lischer Kunstrichter, der den Geist nicht achtet und fasset mit derselben Unparteilichkeit und Wahrheit, über jedes Werk zwei ganz entgegengesetzte Urtheile fällen und bewahren kann durch willkührliche Wechsel-Zählung entweder der Schönheiten oder der Fehler. Wenigstens urtheilen oder vielmehr urtheln die jetzt lebenden Stilistiker nie anders.

Ich fahre fort: je eingeschränkter der Mensch desto mehr glaubt er Rezensionen.

Doch setz' ich dazu: je entfernter von Hauptstädten und Musensitzen. Ein Provinzial-Landpfarrer z. B. glaubt fast zu sehr darum Sätze, weil sie der Setzer gesetzt; der Drucker-Herr ist sein Glaubens Herr.

Ein Rezensent fälle ein mündliches Urtheil, aber stark: jeder stellet ihm doch eignes entgegen. Aber einem gedruckten widerstrebt der Mensch schwer; so sehr und so zauberisch bannt uns D. Fausts schwarze Kunst auf seinen Mantel oder in seinen Magus-Kreis. Diese Allmacht des Drucks liegt aber nicht in der Abwesenheit des aussprechenden Geistes — denn sonst hätte sie der Brief und das Manuscript — sondern theils in der dankbaren verehrenden Erinnerung, das Höchste und Schönste von jeher nur auf dem Druckpapier gefunden

---

Dichtkunst, so gibts in der Philosophie einen äußern Stoff (Meinungen überhaupt) und einen innern (den neuen Geist, der die Welt neu anschauet und seiner unbeschadet Meinungen wechseln kann); und dann eine äußere Form (Vernunftlehre) und eine innere (Dichtkunst) daher geschah noch keinem Heidenreich, Mendelssohn, sogar Kant so viel Unrecht als einem Jacobi oder wer ihm ähnlich wäre.

zu haben, theils in der närrischen Schlußkette, daß der Druck-Redner, der zu allen spricht, desto unpartheiischer zu jedem Einzelnen spreche und daß ihm also etwas zu trauen sey; „vorzüglich, fügt man bei, da der Mann ja nichts davon hat und davon weiß, wenn er jemand umarbeitet, der sich deshalb auch ohne Erröthen bekehrt.“ So stehen die Sachen. Selber diese kritische Vorlesung, Verehrte, hat zu viele Mängel, um früher zu beweisen als sie gedruckt ist; die offenen Lücken machen es, welche dem Lichte nicht eher zu Fenstern dienen können, bis Druckpapier darin eingesetzt ist.

Eine der besten Literaturzeitungen wäre die, welche stets 25 Jahre nach den Büchern erschiene. Eine solche ließe dann schlechte Gestalten, welche in der Lethe schon zerschmolzen wären, ungeformt verrinnen; — die gediegnen, festen Schein-Leichen, welche darin schwämmen, führte sie belebend ans Land; — die am Ufer lebenden wären durch bloße 25 Jahre so alt geworden, daß sie weder die parteiliche Muttermilde, noch die Vaterstrenge der ersten Zeit gegen sie üben könnte.

Hingegen, so wie Journale nach 25 Jahren am besten prüfen könnten, eben so könnte man sie selber darnach am besten messen. Vorleser dieses blättert sich zuweilen in gelehrten Zeitungen sehr zurück; wie wurden sie ganz zu politischen und zu Nichts und die Zeit fodert von der Zeitung den Namen zurück. Nicht nur als Geschichte des fortschreitenden, wenigstens fortgrabenden Geistes, sondern auch als Lehre- und Vorbeschämung kühner Urtheile über kühne Geister wünscht' ich oft auch eine Sammlung der frühern kritischen Urtheile, über unsere jetzo berühmten Schriftsteller gemacht, welche man aussprach, ehe, ja als sie berühmt

wurden; wie wurden nicht im 6ten und 7ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts Herders zu breit ausgespannten Flügel mit schwerem Koth beworfen, damit er belastet tiefer am Boden hinstriche! So sollte es mir auch wohl thun, in der vorgeschlagenen Chresto-Mathie z. B. das Urtheil der neuen Bibliothek *) der schönen Wissenschaften wieder gedruckt zu lesen, daß Goethe kein Dichter sey und den hohen Namen nicht verdiene; — oder das Urtheil in der allgemeinen deutschen Bibliothek (ich bürge für dessen wirklichen Stand auf der Blattseite mit der graden Seitenzahl), daß Wieland endlich doch als Schwabe im 40ten Jahre werde klug werden. — Ueberhaupt wäre eine Sammlung von den nur in einem Jahrzehend öffentlich gefällten Splitterrichtersprüchen und unrechtlichen Erkenntnissen sammt den höheren Sprüchen Rechtens insofern sie große Schriftsteller betreffen, die beste Geschichte der Zeit, nämlich der literarischen.

Nur zweierlei Schriftstellern, denen des Auslands und denen der Vorzeit wird eine neue freie, ja unregelmäßige Bahn von Kritikern verziehen, ja gedankt, denn diese fragen: ob denn das Feld der Schönheit in einige willkührliche Raine einzudämmen sey. Begibt sich hingegen ein Autor ihrer Zeit und Nähe aus den alten, ihm gezognen Furchen hinaus: so leiden sie es nicht, sondern ihm werden von ihnen seine Heiden-Tugenden als glänzende Sünden angerechnet, und er damit in die Hölle geworfen.

Indeß ist wirklich einer angebornen Kühnheit und Neuheit einiger Tadel gesund, damit sie nicht durch Lob

*) B. 23. S. 54. 2c.

sich verdoppeln und über die Schranken der Schönheit springe. Glücklicherweise findet jeder, auch kleine, dichterische Schöpfer schon kritische Kreaturen, welche nichts machen und wagen, und daher jenem scharf auf die Hand sehen können; und selten fehlt es einer schreibenden Zeit ganz an einem allgemeinen deutschen Bibliothekar, oder an einem schönen wissenschaftlichen, oder an einem Merkel, welcher gerade das verdorrte Gewächs ist, das man sucht, um es zum Vortheil des grünenden in die Erde zu stecken, und mit ihm als einer Regel den Leuten den Gang über Wiesen zu verwehren. Wie oft wurde sogar mir, einem der Geringsten unter den Kühnen, nicht Merkel mein Waschschwamm, womit ich mich sauber genug abrieb. Ich ehre den Mann gern und absichtlich durch die Vergleichung mit einem Badeschamm, da dieser ja ein lebendes Pflanzenthier in der Größe eines Hut-Kopfes, mit willkührlichen Bewegungen ist, und sich selber fortpflanzt durch Auswüchse. Jetzt sitzt leider mein Pflanzenthier in Rußland; und es bürdet mir bei der sauern Arbeit, meine Fehler abzulegen, noch gar die andere auf, sie einzusehen.

Der einzige Mensch, der nach einem Rezensenten nichts fragt, ist ein Rezensent. Lieset er allgemeine Satiren auf seine Amtbrüder: so lächelt er schelmisch genug und sagt nachher, wenn er in den Klub kommt: „es sey ihm aus der Seele geschrieben; denn er kenne, hoff' er, das Wesen besser als einer,“ und nennt darauf zwanzig oder dreißig Spitzbuben, mit denen er briefwechselt.

Rezensier-Anstalten sollten so richten, als sie gerichtet werden; man verurtheilt sie nämlich nicht nach der

Mehrheit der schlechten Artikel — denn so wie Ein großer Kopf nicht lauter große Stunden, so kann noch weniger ein „Redacteur" lauter große Köpfe gewinnen — sondern man beurtheilt sie nach dem Daseyn des Geistes in der Minderzahl. Ist eine Anstalt so glücklich, nur für jedes gelehrte Glied Einen lebendigen Geist zu haben und zu salarieren, für die Theologie Einen, für die Wappenkunde Einen u. s. w. so bildet die Anstalt wirklich einen lebendigen Menschen; die übrigen Mitarbeiter, z. B. am geistlichen Arm, sind dann, sobald er nur beseelt ist, ohne Schaden dessen bloße Hemd-Aermel, des letztern Rock-Aermel, des letztern Ueberrock-Aermel, und Aermel-Manschetten u. s. w. und wer ist dann so zufrieden als die ganze gelehrte Welt?

Daher wirft sich der Heiligenschein einiger glänzenden Rezensionen blos durch Namenlosigkeit, welche hier Richtern und Parteien Namen verschafft, so vortheilhaft einer ganzen Anstalt an, daß sogar ein von berühmten Namen unterschriebenes Urtheil, wie z. B. in den Erfurter Anzeigen, oder auch ein Urtheil, das ein hoher namentlich in seinen Schriften ausspricht, nicht so viel wirkt, und täuscht als ein ununterschriebenes Urtheil, weil dieses sich uns für den Ausspruch einer ganzen gelehrten Kirchenversammlung ausgibt, die man über einen heiligen Vater hinaufsetzt.

Die niedrigste und vorläufigste Rezensier-Anstalt, die ich kenne, sind freilich Lesebibliotheken. Doch verbinden sie Lesen und Urtheilen zugleich — haben Unpartheilichkeit — die Mitglieder sprechen einander nicht nach, sondern vor — werden nicht bezahlt, sondern bezahlen — und treffen vergleichweise doch etwas.

Wenn man sich fragt, warum die meisten Literaturzeitungen zwar wie Sonnen auf- aber wie Monde untergehen — denn sogar die Literaturbriefe wurden zuletzt Prose der Zeit, und sogar die allgemeine deutsche Bibliothek war anfangs Poesie der Zeit: — so muß man diese Verschlimmerung sich nicht blos aus dem ähnlichen Absterben aller lang fortgesetzten Sammelwerke beantworten, sondern besonders aus der Erwägung, daß eine gute neue Richt-Anstalt dieser Art nur als ein Frucht- und Stachelzweig einer neuen heiß vortreibenden Zeit entstanden und daß sie diese Zeit selber in ein schnelles und durch die Menge gewaltiges Wachsen und Treiben setzt, welchem sie in ihrer Einzelheit nicht nachwachsen kann. Anfangs folgt der Zeitung rüstig die Zeit, dann der Zeit hinkend die Zeitung und endlich legt diese sich nieder. Darauf wird eine kritische Gegenfüßlerin geboren, und später wieder eine Gegen-Gegenfüßlerin fast gleich der alten Füßlerin, je heftiger sich die gährende Zeit entwickelt. Allerdings verlieren unsere Rezensier-Anstalten durch ihre Menge so viel, als unsere Bühne durch ihre, indem die auftreibliche Zahl gute Kunstrichter oder Künstler, welche Eine Zeitung oder Eine Bühne zur Allmacht erhoben hätte, nun in auseinander gerückten Räumen mit gesellenlosen Gliedern erscheint, ohne die Beihülfe der Mitwirkung, ja mit der Voraussicht der parteiischen Entgegensetzung der Bühnen und Blätter. Die Alleinherrschaft Einer Zeitung wie Einer Hauptstadt, würde uns mit blindem Glauben oder Nachsprechen anstecken. Die Menge der Sprecher und Widersprecher nöthigt den Vielkopf (das Publikum) in seine Würde hinein, der Allrezensent zu seyn. — In einer literarischen Haupt-

stadt wie London oder Paris, sind Preis und Loos eines guten und eines schlechten Autors bald und stark vom Vielkopf entschieden, aber um so stärker, da der Schriftsteller überall die mündliche und sichtbare Vollstreckung der Urtheile über sich in der Gesellschaft empfängt. Diese Wirkung einer Hauptstadt wird uns weniger durch eine Hauptzeitung als durch eine Kompagnie von Zeitungen ersetzt, welche durch ihre ganzen Gassen lang den laufenden Sünder mit Ruthen begleitet.

Das vollendete Journal aller Journale, die Kritik aller Kritiker, die uns noch in die Hände gefallen, wird wol das jenaische Repertorium der Literatur bleiben; hier überschauet und überhöret ein Deutscher den ganzen deutschen Richter-Kreis bis unter jede richterliche Querbank hinab; und die Richter werden durch ihre eigne Zahl gerichtet. Es ist das Dionysius-Ohr der deutschen Fama und Zunge; es ist der gelehrte deutsche Reichs-Anzeiger der ungelehrten deutschen Reichs-Anzeiger. Obgleich Journale nur die in Paris aufgeschlagenen Bücher sind, worin das vorbeigehende Volk eine Krönung unterzeichnet, und wo ein Name tausend Namen schreiben kann, um einen fremden zu machen: so ist doch — nämlich eben darum — das Repertorium die einzige rechte Kritik, besonders aller Kritiker. Sehr ist zu wünschen, daß ein so kurzes, unparteiisches Journal — denn es führt nichts an als einfache Zeichen fremder Urtheile — am Ende alle Zeitungen durch den Auszug daraus unnöthig und ganz ungelesen mache; und ich wüßte nicht, was die Literatur dabei verlöre, wenn alle gedachte Zeitungen niemand läse und kaufte als eben die Repertoren des Repertoriums, welche doch

am Ende das Beste und Herrlichste aus ihnen ziehen; denn Zeichen der Urtheile sind selber die Urtheile ganz, da diese, wie bekannt, keine Beweise dulden. —

Vorleser dieß setzte sich selber einigemal auf den ästhetischen Richterstuhl und beurtheilte herab, aber ihm war immer in seinem Sitzen, als sey die aufrechtstehende Partei mehre Zolle länger. Jenes grobe Gefühl von Ueberlegenheit versprach er sich vergeblich, welches sonst auch die niedrigsten Kunstrichter gegen den höchsten Schriftsteller in so bedeutendem Grade aufrecht erhält, daß sie allein gegen einen Mann, vor welchem alle Leser scheu und achtend stehen, in eine so behagliche Lage setzt, daß er sich allein vor ihm wie ein Grobian heiter hinflegelt und ausspricht, wie etwan nach Pouqueville vor dem mächtigen Pascha in Morea sich niemand setzen darf als nur der Scharfrichter. Soll eine Rezension etwas besseres als eine Antwort seyn, die man einer Thee-Wirthin auf die Frage gibt, wie uns das Buch gefallen: so gehört so viel zu einer, daß sie selber zu einem Kunstwerk ausschlägt: erstlich ein schnelles Durchlesen, um die ungestörte Kraft des Ganzen aufzunehmen — zweitens ein langsames, um die flüchtig einwirkenden Theilchen dem Auge zu nähern — drittens ein genießend-klares, das beide vergleicht — viertens eine reine unparteiische Absonderung des Urtheils über den Geist des Werks von dem Urtheile über den Geist des Verfassers — fünftens eine Zurückführung des Urtheils auf bekannte, oder auf neue Grundsätze, daher eine Rezension leicht eine Aesthetik im Kleinen wird — sechstens, siebentens, achtens &c. versteht sich von selber, nämlich Liebe für Wissenschaft und für Autor zugleich, für deutsche Sprache &c. — Darf man allerdings nicht

schonen, sondern recht strafen, jedes Talent und jedes Genie, welches als Verbrecher an seiner eigenen geistigen Majestät vor dem Gewinne, vor dem Vielköpfe und vor dem Lobe sich als den Schöpfer und seine höheren Geschöpfe wegwirft, und lieber mit niedrigen besticht: so ist hingegen mild und menschlich jede Mittelmäßigkeit zu empfangen, welche nicht, wie ein nichtwucherndes Talent, ein Pfund hergibt, sondern nur ihr Scherflein. Uebrigens würde ich, liebe Amtbrüder, in jedem Zweifel-Falle die Milde der Härte vorziehen, und auch hier im literarischen Gerichte, wie die Griechen im gerichtlichen, jedesmal, wenn die Zahl der weißen, und die der schwarzen Kugeln sich glichen, im Namen der Minerva die weißen überwiegen lassen. Einige Kunstrichter aber geben bei solchem Kugel-Gleichgewicht durch Hineinwerfen einer schwarzen aus der Brust, das Uebergewicht. Ich würde, gute Richtamtbrüder, jeden herzreinen, aber irrigen Autor über meinen pflichtmäßigen Tadel wo möglich durch Hinweisen auf seine anderen Kräfte oder auf die Wege, die genützten besser zu nützen, hinweisen. Denn der Rezensent sollte überhaupt mehr den Schriftsteller als den Leser aufzuklären suchen, weil niemand eine Rezension so oft lieset, als jener, und niemand eine so wenig als dieser. Ueberhaupt, meine lieben Richtamtbrüder, was hätte nicht ein Richtamtbruder zu bedenken? So viel in der That, daß man fast lieber nur als der Rezensent Seiner selber auftreten möchte, weil man da doch loben und tadeln kann, ohne bei dem Gegenstand anzustoßen. Denn lieben Brüder, es gibt noch mehr fortzubedenken; z. B. treffender wird ein Preis-Autor gezeichnet durch Ausheben der meisterhaften Stellen — die ja nur er

machen konnte — als durch Ausheben der schülerhaften, die ihn von der Masse nicht unterscheiden. Mit anderer Absicht würd' ich auch aus dem Unter-Autor nur sein Bestes auftragen und sagen: nun schließt daraus auf sein Schlimmstes. Ueberall übrigens sollte uns Richtamtbrüdern (da Erfahrung nur bejahen, und nicht verneinen kann) blos das Schönste zum Maaßstab eines Dichters dienen; denn das Schlechteste kann der beste haben, aber nicht das Beste der schlechte. Wie nach Jacobi die Philosophie überall das Positive, so hat die Kritik das Schöne zu suchen und zu zeigen, nur wird dadurch das Richten sauer; Fehler lassen sich beweisen, aber Schönheiten nur weisen; denn diese sind gleichsam die ersten Grundsätze, welche als ihr Selberbeweis nicht unterstützt werden, sondern unterstützen; jene aber lassen dem Kritiker ihr Zergliedern und ihr Zurückführen an den niedrigen Gerichtstuhl des Verstandes zu. Was uns widerspricht, hebt sich als Glied-Ecke heraus, was uns gefällt, verliert sich ins runde Ganze. Allerdings geben kühle Gefühle einem Manne ein Recht, warmen vorzuschreiben; er kann (gelehrt genug) sagen, er sey bei Kunstwerken, nach Gebrauch der Alten bei Gastmalen, als der sogenannte Trinkkönig, welcher allein unter allen berauschten Gästen nüchtern und trocken da zu sitzen habe. — Ja er kann sagen — will er auf mehrere Zeiten anspielen, — er halte sich die Leser als Champions, welche an seiner Statt, das Berauschen und Genießen übernehmen, wie jeder sonst in Frankreich sich einen Trink-Champion halten konnte, der für ihn den Becher annahm und bestand. *)

*) Historie générale de la vie privée des Français.

Wirf, sagt ein arabisches Sprüchwort, keinen Stein in den Brunnen, woraus du getrunken. Himmel! in welche Brunnen werden mehr Steine aller Art, Höllensteine, Ecksteine, Stinksteine rc. geworfen als in den Brunnen der Wahrheit und des kastalischen Quells? Ein dumpfer dunkler Rezensent hat vielleicht in seinem Leben nicht eine einzige frohe Minute dem Dichter gereicht, der ihn mit Himmelstunden troz aller Fehler überhäuft und überladen: gleichwol tunkt das Thier die Taze ein und wirft ohne allen Dank dem Manne giftig und bissig die wenigen Zeilen vor, in welchen es nicht so leicht baden konnte als in den andern .... Gott! gibt es denn in der gelehrten Welt keine Dankbarkeit mehr? Oder kann ein Verdienst um Alle anders belohnt werden als von allen Einzelnen? Flammt euch euer Schönheitsinn so sehr an: warum spricht denn der verlezte seinen Zorn stärker aus als der befriedigte seinen Dank? Und warum wollt ihr euere Achtung für die Kunst mehr durch Bestrafen als durch Belohnen erklären? Den seltenen Fall des Willens ausgenommen, könnt ihr ja nur die Natur anklagen, daß sie dem Genius nicht alles gegeben, sondern nur viel; — dann brauchtet ihr aber einen stärkern Grund zu einer Klage nicht so weit außer euch zu suchen. Ueber Fehler des Genies sollte nur getrauert werden wieder von Genies, wie nur Große um Fürsten trauern dürfen. Ihr aber erlöset wie die Orthodoxie nur fallende Menschen und verdammt fallende Engel. Jede Verarmung vergebt ihr leichter als Verschwendung; der

---

dans tous les tems et dans toutes les provinces de la monarchie.

Mann wird literarisch pro prodigo für einen Verschwender erklärt und dadurch aller Bürger-Rechte eines akademischen Pfahl-Bürgers entsetzt; er kann keinen letzten Willen, keine Schulden, keine Verträge machen. Ich beschwör' euch, spielet doch der form- und stofflosen Mattigkeit und „Weitschweifigkeit“ (ein gutes deutsches Wort) nur halb so übel mit. Aber ihr rügt zu große Kürze weit erzürnter als zu große Länge, als ob letzte nur eine angeborne wäre, das unwahr ist, denn es gibt zwei Kürzen, und dazwischen eine Länge im Sprachleben, ordentlich als sey dieses, ein Amphibrachys (v — v). In der ersten Kürze spricht der Wilde und das Kind; ja der Landmann und Bürger, alle ordnen die Darstellung dem Gegenstande unter, und machen ungern Worte. Dann kommt die Länge des Gebildeten, welcher weniger vom Gegenstande getroffen und überwältigt, sich freier und länger den Worten überläßt. Die zweite Kürze z. B. die eines Tacitus, Seneca, J. J. Rousseau, wird künstlich und gewonnen; und jeder kann sie sich zugewöhnen, da sie kein Geschenk des Genius ist; wie Plinius II., die Humanisten Lipsius und Danz, und Longolius u. a. beweisen. Große künstliche Kürze verräth sogar als Widerspiel der Naturkürze, Liebe der Darstellung auf Kosten der Sache und der Liebe dafür. — Ich komme auf einem langen Wege zu euch und euren bureaux des longitudes zurück. Ihr wollt und lobt nämlich Länge — die der Predigen, die der Wissenschaften aller Art, die der Dichter — weil ihr selber keinen guten schreibtafelfähigen Gedanken einführen könnt, ohne ihm seine ganze Ahnenreihe voraus zu schicken. Der Deutsche näht gern jeden Gedanken in ein zierliches Schleppkleid

ein und ihr zieht gern als Schleppenträger hinterdrein. Die deutsche Meile ist, als Vorbild deutscher Schreiberei, beinahe die längste in Europa; und mich wundert, daß der Spondeus uns schwer kommt. Wenn man den einzigen Vortheil ausnimmt, den euer rezensirender Amtbruder und andere Deutsche davon ziehen, daß wir nämlich einen guten schnell weglesenden Aktenblick und größte Flüchtigkeit gewinnen und, gerade von schwerfälligen Schreibern zu schnellfüßigen Lesern gebildet, gleich Fußgängern ins Laufen gerathen, weil der ferne Stadtthurm ewig herschauet, und wir doch nicht ankommen; so bleibt außer dem Gewinne der Eiligkeit, nichts übrig als Langweile und Makulatur. Vorleser dieß hebt eine Probe deutscher (Schreib-) Art und (Schreib-) Kunst nicht aus Kanzelrednern — bei welchen diese geistige Zungenwassersucht ohnehin sonntäglich zu finden ist, sogar bei den besseren, wie Zolikofer, Marezoll, ja Reinhard — sondern für eine Aesthetik selber aus einer Aesthetik heraus, und wählt aus "Eschenburgs Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, neue umgearbeitete Ausgabe bei Fr. Nikolai 1789" Seite 294 folgende gute Stelle:

"In der Bemerkung, daß nicht blos Aehnlichkeit, sondern auch Widerspiel und Kontrast, den Begriff ihrer gemeinschaftlichen Erweckung und Verknüpfung in unserer Seele veranlaßt, hat die Ironie ihren Grund, eine Figur des Spottes, welche die Wörter ihres Widerspiels wegen, mit einander vertauscht und das Gegentheil von dem andeutet, was sie, dem gewöhnlichen Wortverstande nach, ausdrückt. Man pflegt sie jedoch nicht in einzelnen Wörtern, sondern in einer Folge von

Redensarten zu brauchen, deren Misdeutung durch Inhalt, Zusammenhang und Kenntniß ihres Gegenstandes verhütet werden muß, noch mehr aber beim mündlichen Vortrage durch Ton der Stimme und Geberdensprache, deutlich wird.« —

Himmel, welche Ansprache, welche Fläche, Leere, Schwere! Und dieses alles bei einem Geschmacklehrer, welcher selber eine ganze Beispiel-sammlung guter Schriftsteller gegeben und der uns hier mit dem ersten Beispiel einer ganz andern Sammlung beschenkt! — So aber schreiben nun ganze Bibliotheken und die Lobredner und Tadler derselben — jeder Deutsche hält auf das Vorrecht eines römischen Senators, der, wenn er seine Meinung über das Vorliegende gesagt hatte, ein besonderes Recht besaß, noch eine über etwas fremdes beizubringen — die gemeinsten Gedanken treten, besonders in Lehrwerken wie schon gesagt, mit allen ihren Ahnen auf, und lassen sich deren wie Bürgerliche vorausgeben, um sich zu adeln — und nichts wird gegen diese Schreiberei geschrieben. Blos gethan wird etwas dagegen, was mich desto herzlicher freuet. Ich meine die tägliche Steigerung der Einrückgebühren. Durch diese Geldstrafe des wortreichen Stils werden sämmtliche Weitschreiber — sogar die wollöblichen Gerichte — zu Tacitis eingepreßt. Mit Vergnügen — mit satirischem — stell' ich mir oft einen ergrimmten auf eine Rezension einiges versetzenden Gelehrten und Antikritiker vor, welcher, von Worten und Galle ganz geschwollen, gar nie aufhören möchte, sich zu ergießen, — wie der erboßte Mann sich daran durch das Einrückgeld, wie durch ein Kompressorium, gehindert spürt, weil er für die feindliche Anstalt, der er keinen Heller gönnt, jedem

zugefertigten Schmerz sogleich das Schmerzengeld beilegen, und wie er in den elektrischen Verdichter (Kondensator) einer Antikritik sein Zornfeuer eng einfangen muß — Und dann sieht er noch vollends voraus, daß der glückselige Rezensent ihn auf demselben Druckbogen so lange gratis wieder stäupen und streichen kann, als er will — — Aber kurz, die Kürze gewinnt dabei unsäglich; und mögen nur die verschiedenen Reichs- und Musen-Anzeiger in Zukunft Liebe genug für den Stil haben, um die Einrückkosten weit mehr zu erhöhen als zu erniedrigen!

Ich komme zu den vermischten Winken für gelehrte Zeitungen zurück. Könnten die Redacteurs nicht künftig das römische Gesetz aufstellen, das in den Komizien jedem zu stimmen verbot, der erstlich über 59 Jahre alt war und zweitens unter 17 Jahre? Denn jetzo, da der Stilistiker seinen Göttern und Zwecken die Jünglinge schlachtet, der Poetiker aber seinen die Greise, steht leider eine andere Römer-Sitte fest, welche junge Thiere opferte, sobald etwas langsam, alte*) aber, wenn es schnell-gehen, verlangte.

Haltet euch meine Amtbrüder, nicht für untrüglich, da es nicht einmal der Genius ist; sondern bedenkt, daß, so wenig ein Einzelwesen im Besitze aller Wahrheiten, eben so wenig eines im Besitze des Geschmacks für alle Schönheiten seyn kann. Bedenkt, wie ganze Völker und Zeiten einen Aristophanes, einen Shakespeare und Calderon verwarfen und verwerfen, und ein Corneille einen Racine — wie in der von Jahrtausenden bewunderten Ilias der große Sprachkenner Schneider das 18, 19, 20, 21te Buch für die Geburt eines recht

*) Alex. ab Alex. L. III

dummen Nachahmers hält, das 14te jedoch einem erträglichen Kopfe zuschreibt — wie ein Wolf die lange geachtete Rede Cicero's pro Marcello für unächt erklärt, Weiske dagegen sie für ächt — wie in vorigen Jahrhunderten die größten Humanisten durch Falschmünzen von Klassikern einander glücklich betrogen und halb todt geärgert — wie sogar ein Winkelmann (nach Fernow) mitten in Italien ein Gemälde von Mengs für ein antikes, oder Boysen nach J. von Müller mitten im Sprach-Orient, Gleims Halladat für eine Uebersetzung aus dem Arabischen genommen . . . . Richtamtbrüder! bedenkt dieß alles und bleibt noch unbescheiden, wenn ihr könnt!

Mein letzter Wink ist: beurtheilt, aber viertheilt nicht ein Kunst-Werk; zieht aus demselben weder den Plan — denn das heißet das Knochengerippe einer Venus geben, das eben so gut in einer widrigen Bauerdirne stecken könnte, — noch einzelne Schönheiten — denn das heißt einen Fensterstein als Prüfstein des Hauses vorzeigen, — noch einzelne Fehler — denn es gibt keine schlechte Zeile, die nicht ein guter Autor durch die rechte Stelle zu einer schönen machen könnte, — und überhaupt nichts einzelnes. Schlagt ein Schauspiel, das ihr noch nicht gelesen, in der Mitte auf und leset irgend eine Stelle: sie muß euch sehr matt vorkommen; behaltet sie (z. B. blos das kleine Wort: moi der Medea) in euerm Kopfe so lange, bis ihr von vornen wieder darauf kommt: Himmel, wie ist und glüht da alles anders! — Noch mehr gilt dieß für das Komische, dessen Einzelheiten, aus der mildernden Aehnlichkeit des Ganzen heraus gestürzt in die schreiende

Unähnlichkeit einer ernsten Rezension, so erscheinen müssen wie ein Fallstaff mitten in einer Messiade.

Lasset mich einmal eine Rezension von einem bekannten Buche nach Eurer Weise machen: „Wessen Geistes Kind dieß saubere Produkt ist, dessen Verfasser für die elegante Welt (risum teneat.) zu schreiben hofft, das wollen wir mit einigen Pröbchen blos aus Einer Erzählung belegen, und dem Leser das Urtheil selber überlassen. S. 128. sagt der Held von den Damen, sie lägen wie Kälber da — S. 183. sagt ein Fürst zu seinen Hofleuten, sie hätten nicht mehr Verstand als die Kälber — der Held heißet bald S. 125. der Lümmel, bald S. 126. mein Flegel, bald S. 165. der Haubenstock, bald S. 147. das Ideal von einem Besenbinder (wie witzig!); er weiß S. 150. weder Gikś noch Gaks, gibt S. 152. einen derben Schmatz, gähnt S. 129. aus vollem Rachen so laut als eine Eselin, (der Versbau, denn das Ding ist in Versen, ließ keinen Esel zu) — S. 135. wird von der Jungfern-Angst vor einer gewissen Wassersucht (Pfui! Herr Autor!) gesprochen. Ohe, jam satis est! Diese Pöbelhaftigkeiten sind aber der beliebte Ton der neuesten Literatur. So schrieb sonst Wieland für die elegante Welt nicht.“ —

Inzwischen, meine Herren, ist diese Erzählung, die ich so rezensiert habe wie mich das Volk, eben von Wieland selber, steht unter dem Titel Pervonte im 18. Band seiner Werke, und diese Schein-Flecke werden vom Ganzen in leichte Halbschatten aufgelöset.

Der Hörsal erlaube mir ohne Weiteres

das sechste Kapitel

über die mittelmärkische oder wirthschaftliche Geschmack-Zunge

zu machen, aber nur kurz; denn ihre eigenen Rezensionen sind ihre Sachbeschreibungen. Auch alterniert und kommuniziert sie mit der französischen sehr; nur daß sie, wenn diese den Gesellschafter abdruckt, gar nur den Pfahlbürger nachdruckt. Was begehrt nun der reichsdeutsche Stilistiker von der Dichtkunst?

Gombauld im 68. Epigramm seines 1. Buchs antwortet darauf so:

Si l'on en croit un certain Duc,
Qui philosophe à la commune,
La Substance n'est rien qu'un suc,
Et l'Accident qu'une infortune.

Das Musenpferd soll ihm nämlich ein Kunstpferd seyn, es soll wissen, sich todt zu stellen, auch anzugeben, wie viele Personen in der Gesellschaft sind und wie wenige noch jungfräuliche, und sonst viele Fragen zu beantworten. Die Poesie soll den gesunden Menschenverstand, viele gelehrte Kenntnisse, ganze Wissenschaften (z. B. den Ackerbau oder die Georgica,) besonders feine Seelenlehre und Menschenkenntniß, überhaupt das Licht sammt eindringenden Moralien in Verse und dadurch in Umlauf bringen, nebenbei ihren Mann ernähren (Setzer und Packer ohnehin) und gerade dadurch desto stärker für das Gedächtnis arbeiten, daß sie ihm durch ihre Anmuth alles tiefer einprägt. „Ich kann mir, (schrieb mir neulich ein märkischer Stilistiker, der weder ein Alt- noch Neu- sondern Mittel-Märker ist, um

überall die Mittelstraße zu gehen) für eine Dichtkunst, die etwas höheres seyn will als ein bloßes mit dem Braten ausgetheiltes Gelegenheit-Gedicht, bei einer Brautsuppe oder einem Geburttagkuchen, keinen edlern Zweck gedenken als den, ein längerer versus memorialis zu seyn, und so durch die untern Kräfte mehr als man denkt den obern der Prose vorzuarbeiten. So trägt sie wenigstens unter ihren Flügeln etwas und hält, wenn das Gleichniß edel genug ist, wie ein gebratener Kapaun, unter dem rechten den Magen, unter dem linken die Leber, diese beiden größten Glieder des Lebens. Daher bin ich für meinen Ort dafür (und ich denke, preussische Staatwirthe gewiß auch,) daß durchaus Poesie auf allen preussischen Gymnasien und Lyzeen fortgetrieben werde, etwa z. B. nach der „kurzen Anleitung zur deutschen Dichtkunst für die ersten Anfänger, bei Grau in Hof," wenigstens so lange, bis nützliche Kenntnisse allgemein verbreitet sind; dann (aber wann ist dieß zu hoffen?) mag sie entbehrlicher seyn, nicht sowol für den Philologen von Handwerk, als für den Geschäftmann. Doch der Philologe bringt und schickt die Dichtkunst nur, gleichsam wie ein Postamt die gelehrten Zeitungen, weiter, ohne vom Inhalte besondere Notiz zu nehmen, so wie die gereiften Holländer alle französischen Ketzereien und Badinagen gut verlegten, setzten und absetzten, ohne sich im Geringsten in ihren stillen Schlafröcken in ein lächerliches Badinieren oder Philosophieren hinreißen zu lassen. Der rechte benützende Leser wird ohnehin mit den sogenannten blumigen Auen der Dichtkunst so umzugehen wissen wie das vom ähnlichen Instinkte geleitete Weidevieh mit den Herbstwiesen, welches das nährende Gras rein abbeißet, allein ohne

Beispielshalber sei es ein ästhetisches mit Programmen und Vorlesungen — und mit einem einzigen halben Bogen die Bibliothek anschwärzen (eigentlich ihn mit ihr) und etwa sagen soll, sie sei dumm, oder ihre Einkleidung sei wie die, größerer Bibliotheken, entweder von Pergament oder Schweinleder und der Inhalt desfalls — — man hat noch kein Exempel, daß sie mit einem Werke, das sie so herabgesetzt, zufrieden gewesen und es erhoben hätte. Sie erwiedert augenblicklich, der Mann tadle sie blos, weil sie ihn früher getadelt — als ob nicht die ursprüngliche Antipathie auf ihrer Seite eine eben so ursprüngliche auf seiner voraussetzte.... Meine Herren, ich hoffe, daß Sie mir die Vorlesung nicht nachschreiben, damit sie nicht gedruckt wird, weil so leicht zu errathen ist, was die Bibliothek dazu sagte.... Gott, ist's denn niemand bekannt, Zuhörer, mit welcher dumpfen platten Ungerechtigkeit sie sich an Tieck und tausend Andern versündigte, blos weil diese sie vor die Hunde geworfen hatten? — Doch der Mensch sei Sokrates, und Milde sei, wie beim Athener, das Zeichen der Erboßung! Möcht' ich mich dieses sokratischen Zeichens bemächtigt haben, wenn ich sage: die Sache ist vielleicht so: nämlich die Bibliothek schreibt gewiß in denen Fächern, die ich nicht beurtheilen kann, ganz gut, nur schließ' ich hievon das philosophische und poetische aus. Hier steht sie fast auf zwei Achilles-Fersen.

Man fühle zuerst die philosophische an. Reste von Wolf — von Leibnitz keine — flache Kanzel- und Kandidaten-Philosophie, welche wie die gemeinen Leute gerade da alles klar findet, wo die Frage und Dunkelheit erst recht angeht, und hingegen im Voll- und Tiefsinn,

z. B. Jacobis, Flachsinn oder Nacht antrifft, diese Kräfte setzt die gute Bibliothek, sich wie alle Alte mehr der Jugend als der Gegenwart entsinnend, einem scharfen dreischneidigen philosophischen Geiste der jetzigen Zeit entgegen, welcher außer Griechenland bei keinem Volke noch mit solchen Waffen erschienen ist. Daher kein Mensch auf das wenige merkt, was die gute Alte als philosophische Opponentin etwan der Zeit entgegenhustet und entgegenräuspert; ausgenommen alte Berliner, oder Landprediger, oder Geschäftmänner, welche nur im Tode mit der Zeit fortgehen. Schon Hamann, welcher — gleichsam mit einer Ewigkeit geboren — jede Zeit antizipierte, zeigte ihr in mehrern von $^1/_{23}$ Alphabet starken *) Werken ihre zu Theologie, Poesie, Philosophie, Orthographie verschieden gebrochnen Farben nach seiner großen Manier durch sein erhabnes Glas als einen einzigen Stral. Nur ihre unangesteckte Reinheit von neuern Philosophien würd' er jetzt vorheben und sie sogar aus der Arzneikunde belegen, welche die Fälle häufig zählt, daß sich Personen — von Sokrates spricht er nicht — von der Pest und andern Seuchen rein erhalten, welche vorher an Schwindsucht, gallischem Uebel oder sonstigem gearbeitet hatten.

Was ihre poetische Seite anlangt, nämlich ihre prosaische: so wollen wir, zumal da sie von niemand weiter zitiert wird als von Verlegern, nicht viel daraus

*) Z. B. in der Beilage zu den Denkwürdigkeiten des seel. Sokrates — Betrachtung über den Buchstaben H. — An die Hexe zu Kadmonbor — Selbstgespräch eines Autors — Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht in der A. D. B. —

machen. Ihr Geist hat nie einen poetischen gesehen; kann er mehr oder weniger romantische Werke, z. B. Schlegels Florentin, Träume von Sophie B. und Titan nicht recht tadeln, so sagt er, es werde ihm nicht recht wol dabei, wie etwa Pferde an Stellen, wo Geister hausen sollen, es durch Unruhe und Scharren verrathen.

Das einzige jetzt vielleicht würdig besetzte Rezensier-Fach ist das der Romane; durch irgend einen Glückfall hat sie Köpfe erbeutet, die vielleicht für schlechte mehr thun als der beste, weil sie ihre Mängel mehr suchen und rügen. In Portugal — erzählt Twiß — werden gleicherweise Paviane zu Stunden vermiethet, um — was von Menschen schwer zu erhalten wäre — eben auf letztern sorgsam Läuse zu suchen und zu tilgen.

Nur der Rezensent meiner meisten Werke ist noch besser, er ist der Pavian, und die Laus zugleich.

Damit gut! das Werk ist und geht im Ganzen gut genug: keines wird wol so oft als dieses verkauft von — Käufern; denn da es nicht stückweise wie andere Zeitungen erscheint — was sie nicht aushielte —: so findet jeder in einem großen Bande etwas; dieß lässet ein schönes Auf- und Fortschwellen der Bände hoffen, das aus einem guten Grunde wünschenswerth ist. Denn ich finde, daß man das ganze Werk, gleich den sibillinischen Blättern, von Jahr zu Jahr immer wolfeiler ausbietet, je mehr es Bände bekommt; folglich wäre, wenn dieses schöne umgekehrte Verhältniß zwischen Preis und Dicke so fort wüchse, Hoffnung da, daß man es am Ende gar umsonst bekäme, falls nämlich die Zahl der Bände stark genug dazu wäre, ich meine ungeheuer.

Verehrtester Hörsaal! Absichtlich stellt' ich mich heute in dieser Vorlesung, wie früher vor acht Jahren, als sei die Bibliothek noch lebendig. Leider hat sie nun in mehr als figürlichem Sinn den Geist aufgegeben. Wer dabei am meisten verliert, ist wol Vorleser selber, welcher immer, wenn er satyrische örtliche (Lokal-) Farben für Rezensenten zu reiben hatte, sich zuerst nach Nikolaischer Bibliothek umsah und niemals leer ausgieng: jetzt sitzt er da und hat nichts; denn jeder Scherz auf Rezensenten ist, weil deren ja in allen Ländern und Zeiten hausen, und sie als namenlose ungetaufte Wespen fliegen, etwas gar zu farbloses, wenn man ihn wenigstens nicht durch Angriff des getauften Wespennestes einigermaßen individualisieren kann. Noch verblieb dem Vorleser die oberdeutsche Literaturzeitung zum Gebrauch, obwol als schwacher Ersatz wegen ihrer Erbärmlichkeit. Aber auch diese ist neulich zu den Schatten gegangen, ohne einen mehr zu werfen. Ein betrübtes Leben! Das Wenige, was etwan in die Göttingschen gelehrten Anzeigen, und in andern aufhelfen möchte, will nicht nachhalten und abwerfen. Nur der gute Merkel soll, hört man, noch rezensieren in Reval. Wär' er uns allen nur näher und hör- oder lesbarer! Immer wurde Merkel und seines Gelichters für den Vorleser, wenn ihn der Ernst erschöpft und ermattet hatte, durch wenige zur Satire reitzende Blätter ein wahres Reitzmittel, ein Senfpflaster, ein tonicum, eine Ekel- und Vipernkur; und insofern erklärt sich, warum mehrere zu gefällige Freunde den Vorleser mit einer Nachtigall verglichen, welche bei besonderer Kraft- und Stimmlosigkeit gleich wieder munter schlägt, sobald man ihr eine große lebendige Spinne zu fressen reicht. In

der That gebe man der soi-disante Nachtigall von Vorleser von Zeit zu Zeit eine kritische Spinne zu verschlucken; man soll sich wundern über den Schlag.

Lasset uns jetzo aus Hendels Küchengarten ins Rosenthal gehen; d. h. aus dem 7ten Kapitel über die wirthschaftliche Zunge zu

dem achten
über die poetische

kommen. Ich werde kurz seyn, theils weil ich am Jubilate-Sonntag lang darüber seyn werde, theils weil die Thorsperre *) näher kommt. Die jetzigen Stilistiker sind nämlich umgekehrte Don-Quixotte, sie halten die Riesen für Windmühlen; denn noch nie wurde in der Geschichte ein junger Geist der Zeit durch einen sterbenden überwunden, kein Sohn durch den Vater. Zwar moralisch, aber nie intellektuel gibt es — das Ersäufen durch Völkerwanderung ausgenommen — etwas anders als steten Fortzug zum Licht; in der Geschichte des Kopfs gibt es keine Abenddämmerung, welche einer Nacht, sondern nur eine Morgendämmerung, die dem Tage vorzieht; nur fodert jeder gern die optische Unmöglichkeit, daß eine Kugel auf einmal (sie sei aus Erde oder Gehirn) ganz umleuchtet werde. Stehende

*) Welche in Leipzig ein zweimaliges Läuten verkündigt, damit jeder laufen kann, der seinen Groschen ersparen will. Die Nachricht einer zweiten Vorlesung schien besonders oder fast allein einen schön und edel gebaueten Unbekannten, dessen Leben noch üppig blühte, zu erfreuen, und er hatte einigemale leise den nach Hause gehenden Stilistikern nachgerufen: hear him! —

oder rückläufige Welten in der Wissenschaft sind scheinbare Erscheinungen blos auf einer Welt, die aber eben selber läuft. Jede theilweise Ausbildung scheint die Zeit, wie eine Leidenschaft die Seele, zu verdunkeln durch das Mißverhältniß zwischen In- und Extension.

Das Streben der jetzigen Zeit dringt und schifft nach der poetischen neuen Welt, deren Himmel romantisch ist durch Wolken und Farben und Sterne und deren Erdboden plastisch durch grüne Fülle und Gestalten aller Art. Die Dichtkunst soll, will man, nicht etwa eine Hof-Dichtkunst oder eine Volk- eine Kirchen-, Katheder-, Weiber- oder sonstige Dichtkunst seyn, sondern eine Menschen- und wo möglich eine Geister-Poesie; sie soll ohne zufällige, einengende, Geistertrennende Zwecke, wie ein Gesetz der Natur und die moralische Freiheit, alle beherrschen, befreien, beschirmen, binden und höher leiten. — Nur erscheint dieses rechte Streben an den Jünglingen mit einem häßlichen Janus-Gesicht. Sie halten erstlich Streben schon für Zweck und Palmenpreis, statt für Mittel und Weg; zweitens werden negative Bedingungen der Poesie (z. B. Weltkenntniß, Geschmack, Sprach-Schonung, Gefälligkeit für Ohr und Phantasie, kurz die falsch-positiven der französischen Poesie) von einer Schwäche, die gern für Willen gölte, versäumt, ja positiv verletzt. Insofern hat die Dichtkunst jetzt ihre Tölpeljahre. Aber so gut aus dem wilden brittischen Jüngling ein milder fester Mann erwächst, und so gut der deutsche Musensohn den närrischen polnischen Rock der hohen Schule auszieht, eben so werfen die schreibenden Jünglinge einmal ihre jetzigen Flügel-Kleider ab, die sie noch für Flügel halten. Noch sind die poetischen Freiheiten des

Jetzo mit zu vielen akademischen befleckt — aber der oszillierende Jüngling schwanke einmal in der Ruhe des Mannes aus: so wird er nach dem rechten Pole zeigen. *)

Ließ man sich bisher den Schmerz der falschen Bestrebung am wahren Talente gefallen: so sollte man der wahren den Mangel von einem oder mehren Beinen mehr nachsehen, womit sie zum Ziele fliegen will. Novalis Werke — Schroffenstein — die Söhne des Thals — Meyers dramatische Spiele — Arndts Storch — Sophie B's Träume — Maria's Satiren — Ludwig Wielands Romane **) — u. s. w. — sind theils Sternchen, theils rothe Wolken, theils Thautropfen eines schönen poetischen Morgens.

Freilich lebt man jetzt mehr im Vernichten als im Erschaffen, doch blos in der Dichtkunst. Denn was die Philosophie anlangt, so hat sie ihren zweiten Tag; ihr erster stand am Himmel, als Griechenland in wenigen Olympiaden alle Lehrgebäude des Geistes wie Zauberschlösser vorrief zu einer großen Gottes-Stadt. Der zweite Tag stralt mit verzehrender Schärfe; und große Lichter voriger Zeit fangen zu fließen an und brennen sehr liniendünn. Man gebe den Stoff Preis:

---

*) Beispiele dieser erfüllten Hoffnungen werden eben darum, aus Achtung hier nicht genannt, um nicht an abgelegte und abgebüßte Fehler der Kraft zu erinnern.

**) Unter den schon im ersten Bändchen gelobten launigen Schriftstellern hätt' ich am wenigsten den trefflichen Hebel mit seinem Schatzkästlein naiver Laune vergessen sollen.

so wird man bekennen, daß wenigstens der Aufwand von Scharf- und Tiefsinn, den sogar der philosophische Schüler jetzt dem Leser zumuthet, uns in einer geistigen Gymnastik übt und stärkt, wogegen das Lesen eines Sulzer und Garve nur Ruhen scheint.

Gleicherweise zieht die heiße Sonne des Phöbus manchen vergoldeten Einband berühmter Gedichte auf immer krumm. Leider ist der Deutsche nur zu sehr geneigt, Lieblinge zu vergessen und folglich gern Verurtheilungen zu unterschreiben, die sein Gedächtniß lossprechen. Gleichwol hat die unerbittlich richtende Nachwelt Recht, welche von den hohen festen Dichter-Sonnen im Himmel der Ewigkeit die kurzen Neben-Sonnen im nahen Dunstkreise der Zeit so scharf abtrennt. Der Stilister, selber unwissend angesteckt, erhebt daher seine vermoßten Schoosschreiber nur im Ganzen, um nicht den Vortheil, daß diese niemand lieset, durch Mittheilen einzelner Aktenstücke zu schwächen; er selber lieset und schmeckt sie wenig mehr und spricht ihr Lob zwar nicht andern, aber sich selber nach, weil er einmal eine Jugendzeit der Bewunderung gehabt. Welcher gebildete Mensch ertrüge jetzt Rabeners platte Briefe, Gellerts Schlüsse und Flüge u. s. w.?

Bedeutend ist die Erscheinung des jetzigen wissenschaftlichen Geistes, der hartnäckiger fortkämpfen muß als irgend ein moralischer; denn diesen verändert die Stunde, jenen kein Jahrhundert. Ein Streben nach Einheit d. h. nach Geist (denn er allein ist eine) ist jetziger Geist. Freilich gebiert diese Einheit, welche nur durch philosophisches Trennen und Versenken auf der einen Seite und durch poetisches Zusammenfassen auf der andern zu ergreifen ist, neben einer Duldung gegen

alle vergangenen Zeiten eine Unduldsamkeit gegen die lebende. Zum Unglück trifft vollends diese Wiedergeburt des schärfsten Bewußtseins gerade in eine sinnliche Außenzeit voll selbstsüchtigen Realismus und Unglauben; ja oft ist in derselben Person die idealistische Einkehr in sich und die realistische Außenzeit vereinigt. Daraus kommen nun die uneinigen Zeichen der Zeit. Da fast alle Formen des Heiligsten zerbrochen, und da durch die Säkular-Verderbniß sogar die schönste und ewige ziemlich durchlöchert geworden, das Handeln; und da doch ohne Form kein Geist sich lebendig bezeugen kann: so machte man sich aus allen Formen Eine Form, und aus allen Religionen und Zeiten Eine, und suchte (aber freilich unthätig, außer zur Streitkunst) das formlose Heilige des Innern in den scharfen Formen fremder Zeiten anzuschauen. Allein braucht es etwas anderes als eine Insel oder als einen Friedenschluß mit der Polemik, um dieses fromme Schauen in ein frommes Handeln umzuformen? Ist denn nicht schon die bloße Anerkennung von etwas Göttlichem, jedoch mit scharfem Gegensatze des Menschlichen selber, etwas Göttliches, welche dem Geist, wenn nicht Flügel, doch Aether dafür verleiht; indeß das durch den geistigen Erdfall der Encyklopädisten eingesunkene Frankreich, nachdem es den Blick in den Aether verloren, sich immer dunkler in die schwarze Erde graben mußte, deren Dasein allein es glaubte und tastete?

Jede Revoluzion äußert sich früher, leichter, stärker polemisch als thetisch. Folglich muß es auch der neue philosophische und poetische Idealismus thun, aber dieß um so mehr, als die selbstsüchtige verdorbene Zeit, welche ihn färbt, das Heilige viel leichter wörtlich ver-

sicht als thätlich erzeugt. Denn da dem schlaffen Zeitalter gerade Kraft am meisten abgeht: so will man sie am meisten zeigen und zwar, weil es leichter ist, mehr umwerfend als aufbauend (mehr polemisch als thetisch.) Wenn die rechte Kraft, wie man an den großen Römern und an unsern kräftigen Vorfahren und an Luther sieht, ihrer Ueberfülle sich zu gewaltig bewußt, gerade statt des Brausens und Liebe-Haßes, mehr Bezähmen und Gott-Ergebenheit predigte (denn ein Maximum sucht seine Begränzung, aber ein Minus sucht erst jenes): so fallen hingegen die Neuern, als Renegaten der Zeit-Schwäche, Liebe und Empfindung an, als springe die laue Quelle der Entkräftung nicht eben in der Selbstliebe; und sie vergeben und verlangen die alltägliche thierische Gewalt der Leidenschaften, durch deren Beherrschung eben die großen Alten sich über Barbaren zu erheben strebten. Offenbar muß diese von der Zeit selber befleckte Streitkunst der Kraft gegen das vorige häßliche Gehen-Lassen, gegen den Sklavenhandel, den jeder mit sich trieb, gegen das breite weite Loben aller, das oben auf dem Lorbeerbaum selber thronen wollte, und gegen die heimliche Kopf-, Brust- und Achselträgerei der Gelehrten, gegen die empfindsame Wollust in fremder Unlust, gegen das Feilbieten der Ehre um 3 Thränen noch viel bessere Früchte tragen als die ersten sind, aus deren Kernen sie erwachsen ist. Ging man denn vorher nicht mit der Literatur um, als sei sie nur da, damit ein Paar Leute sich hin und her lobten, als sei sie Familiengut einiger Schreiber, nicht Freigut der Menschheit? — Hatte man nicht ordentliche philosophische Autoritäten wie in der Sprach- und Recht-Lehre? — Hingegen jetzt wendet sich dieselbe

Freiheit, welche die alten umstürzte, langsam auch gegen neue; und obgleich die Philosophie seit ihrer Umwälzung Bergmänner, rothe Mützen, Direktorium und drei Konsule fortgebahr: so beweiset doch eben die Schnelle des Wechsels für die Freiheit desselben. Sonderbar, daß das gelehrte Deutschland sich immer reichsmäßiger und freier zergliedert, immer mehrere verhaßte privilegia de non appellando abdankt, und mehr aus einem Staate zu einer Welt wird, zu einer Zeit und Stunde, da gerade das politische mehr zusammen und in einander wächset, z. B. der Herzbeutel mit dem Brustknochen, Reichsdörfer zu Reichsmarktflecken, dann zu Reichsstädten, endlich zu ordentlichen Landstädten in irgend einem Herrschaftthum.

Man muß die Verblendung des Alters haben, — welche noch schlimmer ist als die der Jugend; weil jenes selten seine Heilung erlebt und weil ihm die Jahre mehr Krankheitmaterie als Arzeneien zuführen, — um zu glauben, die höchste Freiheit und Besonnenheit der jetzigen Zeit werde sich je eigenhändig selber ermorden oder sich anketten an ihre Besiegte. Ueberhaupt soll ein junger Mensch großen Männern nicht schon darum widersprechen dürfen, weil sie ihm erlauben, ja rathen, ihnen beizufallen? Denn setzt nicht die Annahme eines großen Gedankens dieselbe Kühnheit des Urtheils und der Prüfung voraus als dessen Abweisung? — Was aber doch diese Alten — vom Berge weniger als vom Thale — nothdürftig entschuldigt, ist der gestorbene Beweis, den Campe im alten Deutschen Museum von der Unsterblichkeit der Seele versuchte. Wie dieser nämlich zeigte, daß die Seelen unsterblich seyn müßten, weil sonst ihr Untergang in die Gottheit, welche

unveränderlich ist, eine andere Idee, folglich Veränderlichkeit hinein brächte: so können strenge Stilistiker sagen, daß sie, wenn gewisse Autoren ihre Unsterblichkeit einbüßten, ja ganz die Unveränderlichkeit ihres Vorstellens verlören, woran die Jahre sie gewöhnet hätten, was doch zu absurd sei. Ich würde das letzte Kapitel, nämlich

das neunte
den Stilistikern,

nie im Wachen so derb lesen, als ich es diese Nacht im Traume mit der Reichsunmittelbarkeit der Schlafkammer wirklich gelesen, vielleicht weil ich mich zu lange auf die heutige vorbereitete. Das Schwächste kann ich geben.

„Sie erliegen, sorg' ich, (begann ich,) Böotarchen, es seien nun Ihrer 7 oder 11. — Wir brauchen nur mit einander ins Paulinum in die Universitätbibliothek zu gehen, welche zum Glücke in der Messe täglich offen steht. — Lesen Sie hier in des H. von Schönaichs ganzer Aesthetik in einer Nuß oder neologischem Wörterbuch 1754, das dieser Epopeen-Schmierer gegen Klopstock und Haller weniger geschrieben als gebellt. Ihm ist geschmacklos an Klopstock: fallender Flug S. 149; die Augen saugen *) — der Abend der Welt statt jüngster Tag; mit segnenden Blicken belohnen S. 44; das Leben herabbluten S. 67; einweihender Blick; weinende Wolken; wandelndes Jauchzen; Fähig-

*) Was auch die damalige Göttinger Zeitung tadelte und was Wieland nachher fast zu oft mit einander reimte.

keiten entfalten S. 17; — an Haller: grüne Nacht; furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit nebst den 5 nächsten Versen S. 255; Kleid der Dinge; den Ernst dem Spiele vermählen S. 47; — und endlich die neuen Worte: himmelab, felsenan, entstürzen, entthronen, anstarren, Endpunkt, bethauet, ausschaffen, ausbilden, Ausguß, Ferne, — —"

Gott, wie arm und eng war der Deutsche anno 1754, sagen Sie 1804! Aber werden nicht sogar Bäotarchen dasselbe anno 1854 von unserer Jahrzahl sagen? Gibt es einen bessern Beweis als dieser rohe Schönaich, der jetzo nur noch stiller Geister-Redacteur einiger Institute ist, wie sehr der kühne Genius am Ende einen kühnen Geschmack erschafft? — Können Herders sämmtliche Werke, an welchen man jetzo die Darstellung nicht verwirft wie zuerst, oder blos duldet wie später, sondern hochhält, euch nicht bekehren, und auf Voraussetzungen einer kühnern Zukunft, eines befreiten Jerusalems bringen? — Schon im Jahr 1768 klagte dieser fruchttreibende Geist *) die damaligen Deutschen der matten Eigenschaften und noch matterer als die ihr habt und vererben wollt; der Ankläger behielt das Schlacht-Feld und Recht; aber die jetzigen Ankläger werden es eben so gegen euch gewinnen, ob ihr gleich euer welkes Laub aus dem Herbste noch forttragt und festhaltet im Frühling der Zeit. — Rinnt nicht die Zeit dahin; wie die Spree durch unsern Garten? **) Freilich ist die

*) Dessen sämmtliche Werke I. B. der schönen Literatur S. 76. rc.

**) Hier setzte der Traum mich und die andern auf einmal in den berlinischen Thiergarten; aber ganz natürlich.

Lebzeit der Kraftgenies vorüber und ihr schließt mit Recht auf einen gleichen Untergang der jetzigen; aber blieb nicht davon die Wirkung eines freiern Geschmackes zurück? Wißt ihr denn, daß zwar jede poetische Natur in eure schauen kann, aber nicht ihr in ihre? Aber da ihr es nicht wißt, so hofft ihr das bloße Anführen poetischer Meinungen, z. B. eines Novalis, sei auch deren Widerlegen, selber für den Verfasser, als wäre nicht der Schein der Ungereimtheit dem Verfasser eben so gut begegnet wie euch. Wenn ein großer Kopf von euerem sich unterscheidet, so setzt ihr lieber voraus, daß er sich, als daß ihr ihn, nicht verstanden; und wie bei Türken, muß gerade der Kopf Kopfsteuer erlegen, welcher zu groß gewachsen, um durch das Steuermaß zu gehen. *) —

„Hat euch denn je die Nachricht, ein Werk sei dunkel und sei nur für Auserlesene, z. B. Platon, davon abgeschreckt oder nicht vielmehr dazu angezogen? Und habt ihr dann die Finsterniß darin jemand anderem vorgeworfen als dem Autor und eure Blinheit für etwas anders gehalten als für seine Nacht? — Im Ganzen ist es daher Recht, wenn alles Große (von vielem Sinne für einen seltenen Sinn) nur kurz und dunkel ausgesprochen wird, damit der kahle Geist es lieber für Unsinn erkläre, als in seinen Leersinn übersetze. Denn die gemeinen Geister haben eine häßliche Geschicklichkeit, im

*) Nach Büsching tragen die Kopfgeld-Einnehmer in Konstantinopel stets ein Maß in der Tasche, das die steuerfreien Köpfe — wenn sie noch durch dasselbe gehen — leicht bezeichnet.

tiefsten, reichsten Spruch nichts zu sehen als ihre eigne alltägliche Meinung und sie thun dem Autor den Schabernak an, daß sie ihm beifallen; den göttlichen heiligen Geistes Sohn einer Maria lassen diese Zimmermänner als ihre eigne Baute taufen. Uebrigens wirkt für die Fähigen Unverständlichkeit wie für Kinder, sie lernen daran verstehen; fast alles Lernen fängt — sonst ist es Erfinden — mit Nachbeten an; die öftere Erinnerung einer Meinung gebiert schon endlich ihre lebendige Anschauung. Es gilt auch geistig Herschels Satz, was nur ein vierzigfüßiges Teleskop entdecke, wiederfinde doch ein zwanzigfüßiges.«

»Ihr bedient euch, Bäotarchen, entweder der einfältigsten oder der unsittlichsten Waffen in eurem Bauern-Kriege gegen die Poetiker, wenn ihr es so macht, daß ihr ewig schreiet: sie liegen schon todt auf dem Schlachtfelde, es ist schon vorbei und das Publikum unserer Meinung. Ihr hofft, durch das Erklären pro mortuo (für gestorben) von weitem zu tödten; bei den Griechen aber bedeutet das falsche Gerücht eines Todes nichts als ein langes Leben. Die junge Partei überdauert schon physisch die alte, wird selber physisch alt, behält die Strebungen und ändert nur die Hoffnungen, Einsichten und Wege dazu, — und so erstieg von jeher eine Zeit die andere.«

»In allen Kriegen glauben die Menschen dadurch Unparteilichkeit zu zeigen, daß sie solche fodern vom Feinde; hingegen wider den Feind, denken sie, erlaube ja das Kriegrecht ein Paar Streiche zu viel; — der Feind machts von seiner Seite wieder so. Demnach, meine Stilistiker, ists nicht völlige Unparteilichkeit, wenn Sie an den Poetikern Grobheit, Heftigkeit ꝛc. zwar

tabeln — dieß lob' ich — aber den nämlichen Enthusiasmus des Zürnens an vergangenen Männern erheben. Das Wenigste wäre meines Bedünkens, daß sie die Skaliger, Salmasius, Scioppius, Meursius, Gronov und alle Humanisten anfielen, oder auch den Hutten mit seinen Helferhelfern in den epistolis obscurorum, welche in der That dem armen M. Ortouin scherzend Diebstahl und Ehebrechen vorrückten. Ja ich hätte von euch erwartet, daß Sie *) z. B. an Luther gedacht hätten, der, wie man liest, so hart gegen den Pabst und Heinrich schrieb, daß man die Feder draußen vor der Stubenthüre auf dem Papiere kratzen und knarren hörte, wiewol das Geschriebne nachher noch stärker lärmte. Dasselbe gilt von Lessing. Führt überhaupt nicht mehr diesen, noch weniger einen Herder, unter eure Bund-Genossen hinein. Werdet ihr denn von Herders Geiste durch ein ganzes Leben, das ein ewiger Kampf gegen die Prose der Zeit, gleichsam hinter der Fahne des großen Zeit-Feindes, Hamann, seines Freundes gewesen, so wenig innen oder selber von euren ihn mißdeutenden Feinden so sehr geblendet — daß ihr über seinen Kampf gegen unmoralische Zufälligkeiten und andere Mängel eurer Feinde, je die angeborne Feindschaft mit eurer Welt vergessen konntet? — Freilich gibt es Minuten, wo der beste Mensch — folglich er auch — den Zufall, den er nie anwerben

*) Es wäre eine psychologische Aufgabe, die Sprünge in diesem Traume, z. B. von Ihr zu Sie, von der Leipziger Universität-Bibliothek in den Berliner Thiergarten philosophisch zu motiviren oder überhaupt in allen Träumen. An einem andern Orte davon mehr!

würde, gern als Freiwilligen für sich kämpfen sieht, z. B. im Seekrieg einen fremden Wind von Merkel; im spanischen Landkrieg gegen Mexikaner Hunde; aber die Hunde« . . . . .

Die Wenigen, meine Herren, die noch von ihnen da stehen, — denn ich sehe wol, wie jetzt die holde Abendsonne von Goldzweig zu Goldzweig nieder hüpft und den Thorschluß und Thorgroschen den Einnehmern des letztern ansagt; und doch schmerzt es, wenn ein Hörsaal davongeht — sollten wenigstens das Wenige anhören, was ich verspreche. Als ich nämlich bis dahin in meinem keifenden Traume gekommen war, Treffliche, erfuhr ich recht an mir die Gesetze des Traums, indem er auf einmal die Hitze in mir in ein hitziges Volk außer mir verwandelte und dieses auf mich Sturm laufen ließ; mich hingegen oben auf die wahre Festung Malta (der jetzige Landungkrieg trug vielleicht bei) aufpflanzte wie eine Haubitze. Unter mir, in einem schwarzen Meer wie aus Dinte sah ich alles schiffen und heranfeuern, um mich und Malta, wo möglich, zu erobern. Sie griffen mich — wie spielt aber der Traum und bedient sich der Metonymie, nämlich der causa pro effectu! — mit lauter Drucksachen an — mehre Pfund Schwabacher, desgleichen Klein-Cicero wurden aus Matrizen verschossen — zugespitzte Ausrufung-Zeichen und lange Gedankenstriche fuhren vor mir vorbei und statt des zerhackten Bleies sogenannte Gänsefüße — das Feuer aus Schriftkästen war fast fürchterlich und die Stück- und Schriftgießereien arbeiteten unaufhörlich. Sie schrieen, ob ich jener Paul wäre, welcher Großmeister der Insel werden wollte, und ob

ich nicht wüßte, wozu ich mich in dem 10ten Artikel von Amiens anheischig gemacht. Welche Verwechslung! Hier verkehrte (und es ist so leicht zu erklären) der Traum mich in einen Engländer und die Böotierchen in Franzosen. — Ja dieß hat sogar einen schwachen Sinn. Ich aber, so unendlich gesichert durch meinen Felsen, suchte blos, sie drunten recht zu ärgern und zu erbittern und rief durch ein Sprachrohr (ich rollte es aus Karthaunenpapier zusammen) folgende unangenehme verdrüßliche Sachen hinab: „O ihr Böotierchen oder Hoch- und Deutsch-Meister deutscher Meister, ich vertheidige die unsichtbare Kirche als Ritter *) und fechte gegen die Ungläubigen; Diese seyd Ihr. Ich will es Euch hinabschreien, was Ihr ewig wollt — etwas zu essen. Dürftet Ihr es nur heraussagen, was ihr eigentlich meint und preiset: so würdet ihr gerade an einem Homer, Aristophanes, Platon, und so an der rechten Poesie und Philosophie nichts reell gut finden, als die — Gelehrsamkeit, welche daraus als ein Erwerb-Mittel zum höchsten Gute eines behaglichen Lebens im Staate zu holen ist. Schießt immer mit Drucker-Ahlen und Vignetten herauf, ihr achtet doch unsere großen deutschen Dichter nur, weil sie meistens gelehrt sind, auch in ihren Staatsämtern leben. Ein bloßer reiner Dichter steht bei euch sogar unter einem Philosophen, weil dieser doch, er sey noch so leer, zu etwas taugt, nämlich zu einer philosophischen Professur. Einer, der über Gedichte lieset, ist euch lieber, als einer, der sie

*) Diese Vertheidigung ist das 4te Gelübde der Malteser-Ritter.

liefet oder macht; malo unam glossam quam centum textus, sagt ihr, und für Hermanns Metrik gebt ihr gern die 123 verlornen Tragödien Sophokles hin, falls nur noch 7 die Metrik zu erläutern bleiben. Freilich zeigen die Göttinger gelehrten Anzeigen gern einen Dichter an, aber sie sehen doch auf Geburtadel durch klassischen Boden, durch Rom, Venedig, Padua, London, Paris, Madrid; denn sie schätzen ein Gedicht, das in der Sprache geschrieben ist, welche den Gelehrten als Gelehrten interessiert und welches fast jede ist, die angeborne wie natürlich ausgenommen."

"Wir wünschen doch zu wissen, sagt ihr, unten in eurem mittelländischen Meere, ob man am neuen romantischen Mondschein nur eine Pfeife Tabak anzünden oder einen einzigen Tannenzapfen zum Ausfliegen des Saamens abdürren könne; und der erste beste Kanonenofen thu' es eher." Eben hat mich einer von euch mit einigen Ungerschen Schriften durchs Ohrläppchen geschossen und es für einen gebohrten Demanten gebohrt; aber ich fahre fort: so ist warlich die Sache; der einzige Philosoph, den ihr statt aller Platons und Jacobis verdient, ist euer Bahrd gewesen, der Repräsentant eurer Philosophie, welche den alten physischen Satz, "daß die Natur das Leere zwar fliehe, aber nur bis zu einem gewissen Grade," zu gleicher Zeit erfand, befolgte und bewies. Poeten genießet ihr freilich, aber erst als Zugemüße zur feisten Lebenprose; gleich jenen belgischen Matrosen schmauset Ihr zu euerem Hering eine unschätzbare Tulpenzwiebel auf; denn jene soll euch das gemeine Leben würzen und kränzen, aber nicht vertilgen, sonst, sagt ihr, wäre man ja so schlimm daran,

als wenn die platonische Liebe zu gar keiner Sache führte, die ihr Gegentheil ist. Himmel, wie wollt ihrs einmal im Himmel aushalten, falls ihr nicht das Glück habt, verdammt zu werden? — Euer mir ganz verhaßter Fehler ist der, daß ihr oft einerlei Liebe gegen einerlei Werk mit euren Feinden zu theilen glaubt. — Da ein geniales Werk die Menschheit ausspricht, so kann jeder in ihm ein Ich finden und herzen; und daher gibt es nun über geniale Schöpfungen gerade so viele Meinungen als Menschen; und der Schöpfer wird so oft durch das Lob der Aehnlichkeit geärgert als durch den Tadel der Unähnlichkeit erquickt; denn es gibt zwei Parteien. Die erste seyd ihr, ihr Schützen und Teufel drunten; (von der zweiten red' ich nicht, welche mit Sokrates im Phädrus eine Lysias-Rede für ungemein verständig, kunstreich und doch nichtig erklärt) — nämlich das rechte Werk für euch, das so publik wird als ein Publikum und das ein Publikum einem Publikum lieset, ist nicht ein plattes, witz-kraft-blumen-, bilder- und herzloses Werk, sondern gerade eines, das alle gefoderten Blumen, Bilder, Rührungen und so weiter allerdings wirklich vorzeigt, aber dabei doch die Gemeinheit des Alltagsinnes wiederspiegelt in der Glorie gedruckter Talente. Also wie gesagt, man schreibe nicht nur das höchste Werk, auch sogar das schlechteste, man wird gleichwol wenig bemerkt, aber ein talentvolles gebe man. . . Sogar einen Schiller preiset ihr unaufhörlich, weil er, obgleich ein Genius, euch doch vermittelst desselben durch eben das so leicht aussöhnte, wodurch er die Poetiker erbitterte, durch seine Lehrdichterei; und ihr könntet vergnügt die Häher seyn, welche die duftende Nelke zerpflücken, um deren Saa-

men zu verschlucken. *) . . . Am besten immer ein Werk gebe man euch, worin nicht das Herz, aber doch der Magen verklärt erscheint, voll Leipziger Lerchen und Borsdorfer Aepfel, die zu poetischen Venus-Tauben und Paris-Aepfeln verdauet sind — Ein Werk, worin wie auf der Leipziger Messe, auf welcher 500 Buchhändler und 600 Kaufleute **) sind, sich gerade so halb und unparteiisch Lesen und Essen, — — (schießt, schießt, mit Antiqua, Kapitallettern und Winkelhaken! ich ründe dennoch den Satz) Herz und Magen, Geist und Leib eintheilt — — Hier wurd' ich von einem als Ladstock abgeschossenen Buchdruckerstock so auf die Herzgrube getroffen, daß ich erwachte. Aber unter dem Aufwachen warf ich den unten im Mittelmeer haltenden Schützen noch eilig einen stachlichten Einfall hinab, um sie zu ärgern, weil sie durch mein Erwachen verschwinden mußten, ohne Zeit zur Replik zu gewinnen; sie hießen, sagt' ich schon mit halb offnen Augen, wie die Deutschen eben das Herzgrube, wo eigentlich der Magenmund anfinge. . .

Meine Herren, es ist ja fast keiner mehr von uns sichtbar und noch da, wenn ich mich abrechne, so sehr läutet die fatale Sperrgeld- oder Fersengeld-Glocke uns fort? Ich wollte den Faden der Untersuchung anders spinnen und an ihn die Sterne, die Nachtigallen, die Blüthen um uns her anreihen; aber alles rennt.

*) Eine spätere Nachschrift oder Nachlese soll am Ende der Vorlesung das obige Urtheil wenigstens mit der Achtung ausgleichen, welche man dem großen Dichter schuldig ist.

**) S. Leipz. Adreß-, Post- und Reisekalender auf 1803.

Ist denn das Herz nichts? Welche herrliche Nachtgedanken und Spat-Gefühle mag das Leipziger Thor schon ausgesperrt oder erquetscht haben! Warum wohnt nicht lieber die ganze Stadt außerhalb der Thore? — Wie klagt die Nachtigall herüber! Die Poesie, von einer gewissen Seite genommen. . . . Ich rede vergeblich sehr schnell; Niemand steht. — Nun wenn alle Welt gallopiert, so thu' ichs auch und werde ein Proselyt des Thors; ich sehe nicht ab, warum ich meinen Groschen vergeude. Ich billige jeden, der läuft. — —

Kurze Nachschrift oder Nachlese der Vorlesung über Schiller.

Schiller ist der poetische Gott und der Gottläugner zweier Parteien, also zugleich vergöttert und verläugnet. Für die Mittelmärker oder Deutschbritten sind Schillersche Gedichte wie „die Frauenwürde, die Freude, die Ideale“ hohe lyrische, denn sie stellen nicht die bloße Empfindung, sondern die Betrachtungen über dieselbe in guten Bildern dar. Z. B. die Ideale. In der ersten Strophe geht die goldne Zeit des Lebens ins Meer der Ewigkeit d. h. die Zeit der Ideale — dann hießen sie „heitere Sonnen die erhellten.“ — Sogleich heißen die Ideale, wieder Ideale, die zerronnen, und sonst das trunkne Herz geschwellt. — Sogleich heißen sie eine schöne, aber erstarrte Frucht. — Sogleich Träume, aus denen der rauhe Arm der Gegenwart weckt. Sogleich wird die Gegenwart zu umlagernden Schranken. — Sogleich heißt das Ideale eine Schöpfung der Gedanken und ein schöner Flor der Dichtkunst. Am fehlerhaftesten ist die dritte und

vierte Strophe, worin die vorigen Ideale darin bestanden, daß er, wie Pygmalion seine Bildsäule, so die todte Säule der Natur durch sein Umarmen zum Leben brachte, welches sie aber jetzt entweder wieder verloren oder nur vorgespiegelt. Das Folgende beschreibt bestimmter. Doch widerspricht das schöne Gleichniß vom Strom aus stillem Quell, der sich mit stolzen Masten in den Ozean stürzt, dem Untergange der Jugend-Ideale. Auch der Schluß tröstet mit seiner Anweisung an Freundschaft und Thätigkeit nur karg und unpoetisch. Die erste bildliche Hälfte seines Gedichtes konnte er so weit fortbauen und dehnen, als die Wirklichkeit Glanz-Gegenstände reicht, durch deren Erbleichung er den Untergang der Ideale ausdrückt; er hätte z. B. noch sagen sollen: die festen Gebirge der Ferne schwimmen nun in der Nähe nur als Gewölke in meinem Himmel — ferner: die durchsichtigen Glanzperlen hat der Essig, die Feuer-Diamanten die Gluth des Lebens aufgelöset — — ferner: gesenkt stehen die Sonnenblumen meines Jugendtages jetzo in der kalten Mitternacht und können sich nach der vertieften Sonne nicht wenden — ferner: in der irdischen Nacht stand meine Zauberlaterne, aber ihr Licht und ihre Gestalten sind nun ausgelöscht — oder: einst schimmerte mir oben ein Wunderstern, welcher auf den neugebornen Heiland mit seinen Stralen zeigte, aber er ist untergegangen und nur die gemeinen Sterne der Zeit blieben am Himmel — — doch genug! Warum soll ich mich hier um so manche erträgliche Allegorie bringen und ärmer machen, und Juwelenblitze verschleudern, womit ich künftig Schreibfinger bei wichtigsten Darstellungen ausstatten könnte? — — Eben so

lückenhaft ist das berühmte Gedicht „an die Freude" gebauet, in welchem sich an den Trinktisch nicht blos, wie bei Aegyptern an den Eßtisch „Todte setzen, sondern auch Kannibalen" „Verzweiflung," das „Leichentuch," der „Bösewicht," das „Hochgericht," und worin aller mögliche Jammer zum Wegsingen und Wegtrinken eingeladen ist. Uebrigens würd' ich aus einer Gesellschaft, die den herzwidrigen Spruch bei Gläsern absänge: „wers nie gekonnt, der stehle weinend sich aus unserm Bund" *), mit dem Ungeliebten ohne Singen abgehen und einem solchen harten elenden Bunde den Rücken zeigen, zumal da derselbe kurz vor diesen Versen Umarmung und Kuß der ganzen Welt zusingt und kurz nach ihnen, Verzeihung dem Todfeind, Großmuth dem Bösewicht nachsingt. Hier fehlt nur Zeit, nicht Anlaß zu zeigen, daß diese Betrachtungen und Entschlüsse bei Gelegenheit der Freude gerade so zusammen hingen, wie die eine Zeile, worin die gehuldigte Sympathie zu den Sternen leitet; wo der Unbekannte thront, mit der andern, worin er über den Sternen wohnt. Dieses Lehrgedicht wurde, so wenig es ein Sanggedicht ist, gleichwol auf Singnoten gebracht, weil die Tonkünstler so wenig ein Text abschreckt, daß sie nicht nur Gedankenleere desselben, was verzeihlich ist, sondern sogar philosophische Fülle tönen, und statt des Luft-Elementes das Aether- und Lichtelement sich schwingen lassen.

---

*) Wie poetischer und menschlicher würde der Vers durch drei Buchstaben: der stehle weinend sich in unsern Bund!

Denn die liebewarme Brust will im Freudenfeuer eine arme erkältete sich andrücken.

Sogar an die »F r a u e n w ü r d e« hat man die Tonleiter angesetzt, und mithin Gedanken, wie folgende, gespielt und geblasen: »aus der Wahrheit Schranken schweift des Mannes wilde Kraft — gierig greift er in die Ferne — rastlos durch entlegne Sterne, jagt er seines Traumes Bild — Aber mit zauberisch fesselndem Blicke, winken die Frauen den Flüchtling warnend zurück in der Gegenwart Spur — (die Frauen) reicher als er in des Denkens Bezirken, und in der Dichtung unendlichen Kreis — in der Welt verfälschtem Spiegel, sieht er (der Mann) seinen Schatten nur — nur das Bild auf seinem Netze *), nur das Nahe kennt er nie.« . . . Doch hier werde lieber ausgelassen, als ausgewählt; denn womit hat der Dichter eine Uebersetzung in die Tonsprache verschuldet? Die holländische Zeitung, welche einst R a m e a u in Musik zu setzen sich anbot, läßt sich doch leichter mit Tönen begleiten und umschweben; da in einer Zeitung wenigstens Geschichten, Mord- und Wohl-Thaten, und dergleichen vorfallen; aber welche Tonkraft setzt einen Paragraphen in Musik und macht Gedanken-Bons zur k l i n g e n d e n Münze? — Je poetischer und plastischer ein Gedicht, desto leichter nimmt die Memnons-Bildsäule vom Lyra-Phöbus, Töne an; daher Goethens Lieder, gleichsam wie in Italien die Opern, schon von Tonsetzern für deren Bedürfnisse bestellt zu seyn scheinen. Immer wird sich die ältere Sonnennähe der Dicht- und der Tonkunst an der größern neuern Entfernung beider rächen.

Indeß soll hier kein Tadel auf Gedichte, wie die Ideale, die Frauenwürde fallen; welche keine Lieder,

*) Was ist denn Sehkunst [illegible]

sondern wie die Götter Griechenlands, die Künstler, nur Lehrgedichte sind. In Lehrgedichten aber, wozu beinahe Schillers ästhetische Abhandlungen gehören — müssen ihn alle neuern Völker auf einem Sieg-Wagen lassen, dem sogar die alten nicht weit vorfahren. . . . . . .

Noch mehr, als dem großen Dichter die Mittelmärker zu viel beilegen, entwenden ihm die Poetiker zu viel. In den einzelnen lyrischen Gemälden seiner spätern Trauerspiele — z. B. in denen des Kriegs, des Friedensfestes in Piccolomini, der katholischen Kunst und Religion in der Stuart und den Brüdern von Messina, des Traums über Oktavio *) — verklärt er sich rein poetisch und romantisch, ohne Rhetorik und Lehrdichterei. Was ist aber dies gegen den großen tragischen Geist, als welcher er hoch und geisterhaft über alle neuern Bühnen schreitet in Wallenstein und Tell? Selber Goethe fliegt von seinen poetischen Blütengipfeln herab vor ihn hin und richtet sich auf, um dem Hohen den tragischen Kranz auf das Haupt zu legen. Niemand hat nach Shakespeare so sehr als Schiller — welcher zwar unter, aber auch fern von jenem Genius steht, und daher den Poetikern die Gelegenheit zur Verwechslung der Erniedrigung mit der Entfernung gab — — die historische Auseinanderstreuung der Menschen und Thaten so kräftig zu einem tragischen Phalanx zusammengezogen, welcher gedrängt und keilförmig in die Herzen einbricht. In der Mitte vom Don Karlos fängt seine reine Höhe zu steigen an, und sie bildet vielleicht schon im Wallenstein ihren Gebirggipfel. Seine

*) Schill. Theat. I. B. S. 270.

eigentliche romantische Tragödie ist weniger die von so vielen Gemeinheiten der Menschen und des Lebens umschattete Jungfrau von Orleans, als Wallenstein, worin Erde und Sterne das Ueberirdische (nämlich der Glaube daran), und alles große Irdische gleichsam zwischen Himmel und Erde die Blitze ziehen und laden, welche tragisch auf die Seelen niederfahren und das Leben erschüttern. Im romantischen All ist er überall mehr in der schauerlichen Tiefe der Unendlichkeit als in der heitern Höhe derselben geflogen. Dieß ist an und für sich kein Vorwurf; nur einer, aber kein großer, ist, daß er Melpomenens Dolch häufig zu glänzend und damaszirt geschmiedet und geschliffen. Aber wahrlich jeder Kunstrichter oder Kunstschreiber und besonders die jetzige weder sich noch andere bessernde Schreibzeit, welche wie Shakespeare keine Zeile ausstreicht; und sei sie noch so unshakespearisch, sollte wie schon gesagt, nur in achtenden Schmerz jeden Tadel eines Mannes kleiden, der bei allen Fehlern immer kunst- und himmelwärts strebte, und stieg, obgleich ein siecher Körper sich schwer an seine Flügel hing. Gern nehm' ich Gelächter über diese milde Gerechtigkeit an, schlagen es die Poetiker auf; es gibt einen ungezwungenen Uebergang zur folgenden Vorlesung, wovon sie eben die Zuhörer sind, zur Tollhäuslerei.

II. oder Jubilate-Vorlesung über die neuen Poetiker.

(Einige Personalien der Vorlesung.)

Kein einziger Stilistiker kam wieder, vielleicht weil die Meßgeschäfte ernster anfiengen, vielleicht weil es einen und den andern verdroß, daß ich ihn verachtet hatte und angepackt. Indeß wurde ich und mein Famulus vielleicht schadlos gehalten durch die Zahl von fremden fast groben Musensöhnen (denn die einheimischen benützen auch die Messe und reisen) — von jungen, doch höflichen Juden — einigen stillen Buchhändlern — von vielen auf die Messe letztern nachreisenden Musenvätern, wozu sie aus Musensöhnen geworden durch gute Systeme und Romane, in welchen sie, wenn nicht Sachen, doch sich selber dargestellt haben — und von einigen von Adel — — sammt und sonders geschwornen Feinden der Stilistiker, durch den schönen Jüngling hergelockt und eingeschifft für Malta, weil er ihnen vorgetragen, was ich vorigen Sonntag vorgetragen. Doch

auch die königlichen Pferde, welche bekanntlich im ersten Meßsonntage durch Leipzig ziehen, mögen mir einige akademische, jüdische und adelige Zuhörer zugezogen haben.

Ich kann nicht behaupten, daß der größere Theil der Genossenschaft mich so stolz gemacht hätte, als ers selber war. Ein Mann, der mehr in der Ehe und am Hofe lebt als auf Akademien, wird schon von der phantastisch-eiteln Einkleidung der Musensöhne in eigne Nebenbetrachtungen versenkt über die Eitelkeit der Jünglinge, welche, obwol kürzer, doch schreiender ist als die verschämte der Jungfrauen. Eine Reihe in Kupfer gestochener Studenten gäbe vielleicht ein nützlicheres Mode-Journal für Schlüsse aus Zeiten und Oertern als das jetzige, dieser spätere Nachdruck der Zeit.

Mehreren Titus- und Kaligula's-Köpfen war das philosophische Rezensir- und Vehmer-Wesen anzusehen; denn bekanntlich hiessen sich die Vehm-Richter Wissende. Drei oder vier Dichter schrieben sich — nach den Mienen zu schliessen — ganz kurz Philippus Aureolus Theophrastus Parazelsus Bombastus von Hohenheim, um sich von ihren Zu- und Vornamen zu unterscheiden, der bettelhaft Höchener *) hieß. Aus der Tonne Diogenes hatten einige sich als Thesis-Gesellen so viel zynische Hefe für ihr Gesicht, geholt, als nöthig war, um groß zu scheinen, wenn auch nicht zu seyn.

Inzwischen fing der Verfasser seine Vorlesung an, und zwar so:

---

*) Dieß ist der wahre Name des Parazelsus.

Treffliche Spieß- und sonstige Gesellen! Niemand kann wol meine Freude über unser Zusammenkommen schwächer ausdrücken als ich selber; möcht' es Ihnen besser glücken! — Ich schmeichele mir, ein wenig, wenn nicht zu Ihrer Handwerkslade, doch zu Ihrer Bundeslade zu gehören; und selber Feinde von mir sagen, ich hälfe mit Ihnen den Geschmack verderben. Wenn ein Mensch mitten in den Achtziger Jahren die Teufels-Papiere und Anfangs der Neunziger die unsichtbare Loge gibt, folglich noch früher ausdenkt: so kann er leicht manche Sachen und Richtungen früher gehabt haben als seine Nachsprecher und Widersprecher. Wer übrigens der Stifter von uns Poetikern ist, das ist schwer zu sagen; denn jeder Stifter wird selber gestiftet. — Nicht einmal Goethe kann man nennen; denn theils bildete Klopstock seine Werthers-Empfindsamkeit, theils Herder seine Jugend, theils Winkelmann seine Propyläen, theils Shakespeare seine Bühne und die Vorzeit seine Nachzeit. Diese alle wurden wieder gebildet. Und so geht es zurück; man muß nie schließen, weil man von keinem Sohne gezeugt worden, so habe man keinen Vater gehabt. Eine silberne Ahnenkette adeliger Geister reicht um die Länder und durch die Zeiten; und für jeden Jesus führen zwei Evangelisten zwei verschiedene Geschlechtsregister. Gleichwol muß man, wenn man nicht aller Philosophie zuwider schon zu Gott zurück- und aufleichtet, Einen Ur-Ahnherrn und Stifter der neuern Sekte anerkennen, der meiner festen Ueberzeugung nach niemand ist als — Adam, es sey daß man seine Allwissenheit und Unsterblichkeit und Thierherrschaft, oder daß man seinen Apfelbiß betrachte oder das Naturell seines bekannten Sohnes.

Wir wollen jetzt, da wir unter uns sind, mit einander nichts betrachten als unsere Flecken, sowol unsere Schand - als Sonnen -, Mond - und Tigerflecken. Denn diese müssen abgewaschen oder abgekrazt werden, wenn aus der neuen Zeit etwas werden und die Morgenröthe dazu nicht ohne Sonne in einen verdrüßlichen grauen Regentag zerfließen soll, oder wie an einem Wintermittage am Pole allein auftreten statt des Phöbus.

Ich will die Kapitel heute Kautelen nennen. Nun find' ich nach Anzahl der Kardinaltugenden gerade so viele Kardinalsünden an unserem Herzen, nämlich 4; und gleichfalls am Kopfe nach der Zahl der 4 Fakultäten eben so vielfachen Mangel an Fakultäten. Dieß zusammen gibt für unsere Kautelarjurisprudenz 8 Kautelen, wahre 8 partes orationis. Die Mutter dieser 8 Seelen unserer Arche erscheint am Ende.

Erste Kautel
für den Kopf.

Von jeher hab' ich dieß als die erste Kautel, welche wir zu beachten haben, angesehen, daß wir jetzt noch eifriger als je darauf aus seyn müssen, daß wir nicht — toll werden, oder, was man nennt, vom sogenannten Verstande kommen, sondern lieber, wenns seyn soll, zu ihm. Es ist nicht zu sagen, was vollständiger Wahnsinn theils den Werken selber schadet — besonders bei den jetzigen Spaltungen — theils dem Autor als Menschen. Jeder Tropf setzt sich heimlich über einen Wahnwitzigen: und selber unter seines Gleichen im Tollhause hat der größte Narr nicht mehr

Ehre als der kleinste. Denn wie nach einem Alten jeder Wache in einer gemeinschaftlichen Welt, der Träumer aber in seiner eignen wohnt, so macht eben nichts so sehr als die Tollheit (dieser Jahr-Traum) einen Menschen einseitig, kalt, abgesondert, unabhängig und unduldsam; jeder wohnt im Tollhaus in seiner Kammer, gleichsam wie in einem Lehrgebäude, um welches ihm die fremden Kammern nur als seine Wirthschaftgebäude und als eine Fuggerei von petites maisons liegen; und nirgend ist weniger ein Publikum zu einer Wahrheitanstalt zusammen zu bringen als in einer Irrenanstalt.

Ich warne aber nicht ohne Grund. Hat man es schon vergessen, daß erst neuerlich in der Ostermesse 1803 ein herrlicher deutscher Kopf voll Kraft und Witz völlig rasend geworden — ich meine den Bibliothekar Schoppe im 4ten Titan? — Wer von uns ist sicherer? Jeder ist unsicherer. Denn viele Quellen auf einmal dringen ersäufend auf jetzige Köpfe ein, daher man ganz natürlich seit einigen Jahrzehenden mehr Irrhäusler unter den Honoratioren aufzählt als sonst. Der vernichtende Idealismus der Philosophie, der das unwillkührliche Wachen und das unwillkührliche Träumen in einen höhern wechsellosen willkührlichen Traum auflöset, erinnert an Moritz Bemerkung, daß Träume, die sich nicht verdunkeln, sondern sich hell ins Wachen mengen, leicht allmählig aus der Schlafkammer in eine dunklere geleiten.

Viel dürfte zur Tollheit auch der poetische Idealismus in seinem Bunde mit dem Zeitgeist hinwirken. Einst, wo der Dichter noch Gott und Welt glaubte und hatte, wo er malte, weil er schauete, — indeß er jetzt malt,

nen zu schauen. — da gab es noch Zeiten, wo ein Mensch Geld und Gut verlieren konnte und mehr dazu, ohne daß er etwas anderes sagte als: Gott hat es gethan, wobei er gen Himmel sah, weinte und darauf sich ergab und still wurde. Was bleibt aber den jetzigen Menschen nach dem allgemeinen Verluste des Himmels bei einer hinzutretenden Einbuße der Erde? — Was dem auf dem Glanz-Schwanz eines poetischen Kometen nachschwimmenden Schreiber, wenn ihm der Kometen-Kern der Wirklichkeit plötzlich zermalmt wird? Er ist dann ohne Halt des Lebens oder wie das Volk sich richtig ausdrückt, nicht mehr bei Troste. —

Dieser Trost-Defekt offenbart sich schon im allgemeinen Streben, lieber etwas Lustiges als etwas Rührendes zu lesen — welches letztere allemal verdrüßlich fällt bei den entweder durch Schicksal oder durch Unglauben verlornen Realitäten. — Die letzte Flucht-höhe des aus einer festen Brusthöle vertriebnen Herzens ist das Zwerchfell; es gibt ein Lachen des Zweifelns wie des Verzweifelns. Allein wo wird im Ganzen mehr gelacht als in einer Irrenanstalt?

Ich komme auf die Tollbeeren des Parnasses zurück. Wenn Sophokles auf die Klagschrift seiner Kinder, daß er toll sei, keine andere Schrift bei den dasigen Wetzlaer Lesern einreichte als seinen Oedip: so gewann er durch Schreiben den Prozeß, den die meisten jetzigen Dichter dadurch eben verlören; so daß immer zwischen ihm und ihnen ein gewisser Unterschied bleibt. So vieles im Dichten neigt uns der Tollheit zu, — den Wunsch, neu zu zaubern, wozu man nach dem Volkglauben stets Worte ohne allen Sinn nehmen muß, z. B. Abrakadabra — das Sinn und Sache verlassende

Arbeiten an bloßen Reimen, Assonanzen, Wortspielen und Füßen der guten Sonnete, — das willkührliche Nachträumen aller Völker-Träume und Zeiten-Träume — die Doppel-Dürre an Erfahrung und Gelehrsamkeit, eine Leere (sie kommt nachher unter den 4 Kautelen der Köpfe vor,) welche, wie schon Bako an den Scholastikern bemerkte, desto mehr schadet und aufreizt zu phantastischen Schaumgeburten, je mehr Kräfte da sind, daher jetzt so viele poetische Werke nur zerschlagne kalte Eier sind, deren Inhalt ohne Bildung und Küchlein umher rinnt in Ei-Weiß und Dotter, den Sinnbildern der Philosophie und Poesie. Glücklicherweise sind wir seit fünf Jahren mehr im Tollseyn vorgerückt, so daß man beinahe lieber mit demselben erscheint, als ohne solches auffällt, und Ausnahme macht. In Klopstock und Goethens Jugend-Zeiten, worin beider jung aufschießendes Kraftfeuer eine gerade Flamme, ihr Feuerwerk eine angeordnete Richtung nahm oder worin — unbildlich zu reden — so jungstarke Kräfte sich ohne Uebermaaß, Wahnsinn und Bombast aussprachen, hätte man vielleicht über manche jetzige Bedlamismen gestutzt. Jetzo ist Tollheit bis zu einem gewissen Grade gern erlaubt. So schäumen z. B. in Attila von Werner (sonst ein Bildner fester Gestalten,) alle Spieler mitten im Kochen des Leidens zu einem freudigen Hallelujah auf; so wird später dessen fester gediegne Luther von seinem Famulus verflüchtigt. Der Boden der Menschheit schmilzt durch einen gedichteten Mystizismus, welcher die höhere Potenz der Romantik seyn will, in ein bestand- erd- und charakterloses Luft- und Aether-Wehen ohne Form, in ein unbestimmtes Klingen des All — mit dem irrdischen Boden, sind die

romantischen Höhen versunken, und alles wird, wie vom Schwindel schnell vorüberschießender Gestalten, zu Einem Farbenbrei gerührt. Nichts steht, ja nichts fliegt — denn sonst müßte man doch etwas haben, worüber man fliegt — sondern Träume träumen von einander — — Und mehr gehört nicht zu solider Tollheit von einigem Bestand und Gehalt! Dieser mystische Karfunkel, welcher sogar die geregelte innere oder geistige Wirklichkeit verflüchtigt, kommt auch in komischen Darstellungen als der Zeisigstein wieder, der das ganze Rest unsichtbar macht. Z. B. in den „Schattenspielen von Kerner“ wird dem sonst trefflichen Witze und Komus und Darstellvermögen der feste Wohnplatz unter den Füßen weggezogen und alles in Luftschlösser eingelagert, welche bisher nicht einmal für Mährchen bewohn- und haltbar waren.

Unzählig viel ist noch zu sagen, Zuhörer, und nicht ohne Ursache stell' ich die Tollheitkautel voran. Schon der ungemessene Stolz vieler Jtzo-Menschen (er kommt nachher unter den 4 Kautelen des Herzens vor) ist gefährlich genug; daher eben Kinder und Greise niemals rasend werden. Niemand ist aber mehr stolz und will sich mehr unterscheiden als die ersten Anhänger einer Sekte; die zweiten sind nur Anhänger, um sich nicht zu unterscheiden, die dritten werden gleich als solche geboren. Daher gibt der erste Wurf einer Sekte wie — wahrlich ich habe kein edleres Gleichniß zur Hand — der erste einer Hündin toll werdende Geburten. *)

*) Nach Cetti's Naturgeschichte von Sardinien, wo man den ersten Wurf wegwirft und daher nie Gefahren hat.

Freilich ein bessers Gleichniß ist es, aber nur auf den vorvorigen Satz passend, daß nämlich die Dichtkunst der mit Gift-Feuer gefüllte Blumenkranz, welchen Medea der Kreusa gab, geworden, der das verzehrte, was er schmückte. — Durch lauter Empfindungen, und wiedergebährendes Darstellen derselben, und Anschauen fremder Darstellungen von ihnen, aber ohne Thaten und durch die zugleich sinnlichschwelgende und poetische Verwüstung des Lebens, sind viele Leute und Nihilisten in Residenzstädten dahin gekommen, daß sie keine Hunde sind, sondern diese beneiden, weil solche ohne Traum-Zerfließung noch mit einer gewissen Schärfe die Welt anfassen und anschauen, wie denn ein Hund sich von der Insel Malta wenig unterscheidet, die ein bloßer Niederschlag von Zähnen und von Knochen ist. — Doch wollen wir diesen Holbohrern der Wirklichkeit, besonders wenn es prosaisch und poetisch zugleich geschieht, nicht abläugnen, daß es wenigstens in höhern Ständen durch rechtes Entkräften, durch galenische Aderlaß des adelichen Blutes zu einem guten moralischen Durchbruche stärkt, wie sonst die Jesuiten den Leuten sogar physisch zu Ader ließen, um sie leichter zu bekehren.

Sonderbar genug ists in dem Welt-, Hof- und Schreibleben, daß den Menschen, denen schon alles untergesunken, Götter, Welten, Sinne, sogar Sünden, doch noch die Ehr- und Gefallsucht gesund stehen bleibt. Wird ihnen auch diese unheilbar verletzt: dann geht der Kopf verloren. Indeß muß ich, wenn ich nicht den Anschein haben will, als hätt' ich gegen Tollseyn, an sich etwas, ausdrücklich anmerken, daß ich in unseren Zeiten Tollheit von gehöriger Stärke recht gut zu wür-

digen wisse, aus zwei Gründen; erstlich darum, weil Wahnsinnige Noth, Kälte, Hunger und mehrere Leiden fast ohne Empfindung aushalten, welche letzte uns Verständigen in Krieg- und Friedenzeiten so heftig zusetzt; und zweitens darum, weil nach den Bemerkungen der Aerzte Tollheit, so wie Fallsucht, das Zeugvermögen ganz ungewöhnlich reizt und stärkt; ein Umstand, welcher bei dem jetzigen Unvermögen wol in manchen höheren Familien wenigstens einen Stammhalter wünschen läßt, bei welchem es (gemein zu reden) übergeschnappt hätte.

Wir kommen zur

zweiten Kautel des Kopfes,

ein gewisses Wissen

betreffend. Ich kann darüber, hoff' ich, mit Zuhörern sprechen, welche ungleich denen der ersten Kautel, welche fortgegangen, dageblieben sind. Wirklich gibt es jetzt mehr Gelehrsamkeit als Gelehrte, so wie mehr Tugend als Tugendhafte. Die ganze jetzige Zeit — als eine Schwangere vieler Zeiten, mit Kindern und von Vätern — schwärmt; jede Schwärmerei (religiöse, politische, poetische, philosophische) flieht oder entbehrt als Einseitigkeit die Vielseitigkeit, das heißet die Kenntnisse. Einseitigkeit hält sich viel leichter für Allseitigkeit als die Vielseitigkeit! denn jene hat die Einheit, deren die letztere sich nicht fähig weiß.

Meine Herren, daß man jetzt wenig lieset und erfährt — daß man zwar ein Paar wild aus dem Mittel- und anderem Alter heraus gerissene Köpfe studiert, aber

ohne die Reihe weder rück- noch vorwärts *) — daß man nur Ebenbilder philosophischer und poetischer Götzen und Götter anschauet — daß daher viele Spinozisten an geistiger Schwindsucht versterben wie Spinoza an leiblicher — — alles dieß führt mich auf hundert Betrachtungen, blos um die Leute zu rechtfertigen, erstlich die Weltweisen, dann die Dichter. Jene wüßten sich eben ganz glücklich, wenn sie nur gar nichts wüßten (empirisch); sie wollen die geistigen Luftpumpen der Welt seyn, fühlen aber, wie wenig sie es, gleich den gläsernen, über eine 300fache Verdünnung hinaus treiben können, so daß nachher bei allen Versuchen im sogenannten Abstrakten und Absoluten doch noch ein verfluchtes Stück Luft und Wind mitwirkt. Dieser Mangel an Nichts schlägt viele nieder; durch Nichts wäre das Seyn oder Haben so leicht zu haben.

Wenn Blumenbach bemerkte, daß die Vögel durch leere Höhlen im Kopfe und in den Flügelknochen eben zu ihrer Flughöhe steigen; und wenn Sömmering fand, daß große leere Höhlen in den Gehirnkammern außerordentliche Fähigkeiten verkündigen: so ist dieß eben nur physisch, was sich geistig bei den größten Poetikern wiederholet, welche recht gut wissen, daß das, was man mit einem krassen Worte Ignoranz nennt, ihren dichterischen Kräften an und für sich gar nicht schade. Ja mehrere gehen so weit, daß, wie die Mönche dreierlei Armuth **) haben, wovon die stärkste sogar das Noth-

*) Z. B. Spinoza, nicht Leibnitz; — Shakesspeare, nicht Swift, geschweige seine Nebenmänner, — Chamfort, nicht Voltaire.

**) Die Armuth des Besitzes, die des Gebrauchs und die des Affeets, der sogar das Nothwendige hasset.

wendige entbehren will, sie gleicher Weise sich des Nöthigsten für Autoren, nämlich des Deutschen zu entschlagen suchen, und, so wie Pomponius Lätus kein Griechisch erlernte, um sein Latein nicht zu verderben, kein Deutsch lernen, um ihre eigne Sprache nicht zu verfälschen. Es gibt jetzt kein Deutsch und keine Prose aus irgend einem Jahrhundert, (desgleichen keinen Reim und Versbau), die nicht könnte geschrieben werden; und wie bisher jeder seine eigne Wörterschreibung behauptete und zu nichts gehalten war als blos zum Halten derselben, so verficht jeder seine eigne reichsfreie deutsche Sprachlehre. Allerdings haben wir Schreiber uns jetzt so köstliche poetische Freiheiten — die nöthigen prosaischen schalten sich von selber ein — errungen durch unseren Schreib-Aufwand von Ladenhütern, in welchen wir uns gegen viele Kenntnisse von Sachen und Worten und Wörtern höchst gleichgültig und stolz zeigten und solche gänzlich „ignorirten,“ daß man diese Kenntnisse zum Glücke gar nicht von uns fodert und erwartet. Wenn wir nicht, wie französische Schriftsteller, die Wörterschreibung gar den Setzern und Druckern selber anheimstellen: so thun wir es nur, weil wir nicht wie die Franzosen, eine bestimmte Schreibung haben, sondern weil uns jede eine richtige ist wie Spaziergängern jeder Weg, und wir daher die Hülfe eines Setzers weniger vermissen. Mit desto mehr Recht sinnen wir die Sachenschreibung unserem Leser an, und er soll das Gehirn unseres Kopfes seyn, ist unser erstes Postulat. Manches Wissen wird uns auch dadurch erspart, daß wir den ungelehrten Shakespeare darin erreichen, daß keiner von uns ausstreicht, wobei wir ihn noch dazu im Unterstreichen überbieten. Wir schreiben denn

unsere Sachen nur so hin und lernen wir später über sie hinaus, kommts uns sonst zu Pass' als Ueberschuß. — Sonst mögen übrigens manche dem Sokrates an Vorsicht nachahmen, welcher darum sich nicht in die eleusinischen Geheimnisse einweihen ließ, weil er darin seine eignen Gedanken zu hören besorgte, welche man dann später für ausgeplauderte eleusinische ausgeschrieen hätte; aus gleicher richtigen Vorsicht lesen und erlernen viele Poetiker wenig, weil sie fürchten, die besten Sachen, die sie selber erfinden können, in fremden Büchern anzutreffen, und dann gerade durch ihr Neuestes für Abschreiber zu gelten.

Da überhaupt die Bücher nur größere Briefe an das Publikum sind: so ringen wir nach jener angenehmen Nachläßigkeit, die man in kleineren Briefen so achtet und genießt, auch sahen mehrere ihr Ringen dadurch belohnt, daß sie jene Kunstlosigkeit der Wörterstellung, der Holperigkeit, des Uebelklangs und der Sprache überhaupt wirklich erreichten, welche Cicero dem Briefschreiber so beredt anpreiset. *) Auch dieser höhere Briefbücherstil ist keines von den schwächsten Sparmitteln des Wissens. Wie viele Sprach- und Periodenbau-Kenntnisse ersparen sich nicht wieder andere Poetiker schon dadurch, daß sie wie das einfache Kind blos das.

---

*) Cic. in orat. num. 23. Primum igitur cum (stilum epistolarem) e vinculis numerorum eximamus. — Verba enim verbis coagmentare negligat — Habet enim ille tanquam hiatus concursu vocalium molle quiddam et quod indicet non ingratam negligentiam de re hominis magis quam de verbis laborantis.

Und zum Anfange und Bande ihrer Gliedersätze machen — denn ich setze bei ihnen voraus, daß sie es nicht aus verheimlichter Kenntniß und Nachahmung des eben so mit Und anfangenden Hebräers und Demosthenes thun — und wie viel Kopf- und Zeit-Aufwand vermeiden sie blos durch die Wahl eines älteren Stils, welcher zwar im 16 und 17ten Jahrhunderte selber noch schwierige Kunst war *) aber jetzo im 19ten uns bei dem höheren Stande der Sprachbildung nur leicht wie Wasser entgeht und fließt! — Diese Leicht-Flüßigkeit schätzt man erst gerecht und ganz, wenn man dagegen den fast verdrüßlichen und strengflüßigen metallschweren Redefluß eines Lessing, Goethe, Herder, Schiller und noch vieler andern hält oder gar ihn sich zuleiten und fahrbar machen will.

Noch eine dahin schlagende Anmerkung sey über die guten Poetiker gegeben. Ich kann sie aber auf zwei Arten ausdrücken, in einer düstern harten Manier und in einer heitern gefälligen. In jener, die aber nicht die meinige ist, müßt' ich sie etwan so aussprechen, „die meisten jetzigen Jünglinge geben zuerst das beste Buch, das ganz andere Bücher verspricht als die nachherigen immer mehr abblühenden und verfalbenden sind; nicht

*) Dennoch bringen die altdeutschen Volkmärchen und Geschichten auf den Sprachton ihrer Zeit; daher Büsching, Tieck u. a. das Alte mit Recht nur alt erzählen. Für Musäus war, auch mit Recht, die alte Sage nur Fahrzeug neuester Anspielungen. Weisser warf in das Orientalisch-Romantische der 10 1 Nacht die Brand- und Leuchtkugeln des Verstandes; aber dafür bestreute er die Stätte mit desto mehr Salz.

nur unsere jungen Dichter im Ernsten und Komischen (und darunter gehört ein großer Theil der in meiner Vorschule mit Namen gelobten), sondern auch die jungen Philosophen zu Reinhold und Fichtes Zeit gaben uns anfangs ein Karneval mit Mardi-gras und Butterwoche und darauf die Fastenzeit. Erscheint neuerer Zeiten ein ausgezeichneter Kopf, so weiß ich voraus, daß er nichts wird — als schlechter. Hingegen unsere früheren großen Schriftsteller wurden erst aus Wandelsternen Sonnen. Wie verschieden sind Wielands ersten Gedichte von dessen letzten Gedichten und die ersten Lessings von dessen Nathan und Freimäuergesprächen! Wie bildete sich Goethe an sich selber, und Schiller sich an Goethen und Herder an den Zeitgenossen hinauf! Nur der einzige Klopstock stand, sogar in der Jugend wie der Polstern, schon in seiner Nordhöhe. Eben so gaben uns Kant, Fichte, Schelling ihre Charwochen in der Philosophie früher als die Ostertage der Erstehung. Nur der einzige Jakobi machte eine Klopstockische Ausnaheme — vielleicht nur eine halbe, denn wir kennen nur seine philosophischen Früchte, nicht seine philosophischen Blüten — aber Leibnitz macht eine ganze, denn in der Blütenzeit trug er schon Früchte. — Woher aber dieser Unterschied der Neuern. Daher: viele sind nur Ueberschwängerung einer fruchtbaren Zeit, welche die Köpfe durch deren Zahl zu größerer Wirkung steigert, wie denn plane flache Spiegel recht zusammen gestellt, gleich dem Brennspiegel beleuchten und zünden; Köpfe, die die Zeit unterdrücken kann, kann sie auch erheben, — ferner: der jetzige Zeit- und Jugenddünkel erhebt jeden Anfänger über jeden großen Mann, also zum größeren; und was ist hier weiter fort zu studieren, als fremde Schwächen

statt eigner — dazu kommen noch Mangel an Liebe, daher Mangel an Achtung der Leser und an Selbstbesserung — Verschwelgung der sinnlichen und geistigen Kräfte in der Blütenzeit beider — die unserm Jahrhundert eingeimpfte Gesetzlosigkeit aller Art u. s. w. Doch um gerecht zu seyn, tragen manche dieser vorreifen Gewächse zuletzt, wenn sie aus dem Selber-Treibhaus in den stärkenden Winter des Lebens kommen, doch Winterfrüchte und werden als Lagerobst weniger herb oder ohne Allegorie, gute vielseitige, ja milde Kritiker."

Nun genug dieser grellen Kunstmanier im Darstellen einer Bemerkung, welcher der gefällige Kunststil ganz anders ausdrückt. Unsere neueren Autoren fangen freilich nicht mittelmäßig an, sondern sogleich auf der Stelle vortrefflich; dann aber ist es kein Wunder, wenn Sonnen, welche im Zeichen des Krebses zuerst erscheinen, also mit dem längsten, hellesten, wärmsten Tage, nicht darüber hinaus können, sondern sogleich und täglich niederwärts rücken, bis sie endlich ganz kalt-bleich abgehen. Ich erwarte daher von unsern jungen Schriftstellern, da sie sogleich mit ihrer ganzen Größe auftreten, so wenig ein Wachsen, als von jungen Fliegen, von welchen der Unwissende der Naturgeschichte wegen der verschiedenen Fliegen-Größen meint, daß die kleinen zu großen wüchsen, indeß doch jede, auch die kleinste, im ersten Wuchse verbleibt, und die größere nur eine andere Gattung ist.

Das was man Unwissenheit nennt, führt so leicht auf die

dritte Käutel des Kopfs,
die Parteiliebe

betreffend. Cela est délicieux; qu'a-t-il dit? »riefen nach La Bruyere die entzückten Weiber aus, wenn sie Boursault hörten.« So wird jetzo umgekehrt geurtheilt: »gibt es etwas abscheulicheres? Ich konnte noch keine Zeile davon ansehen.« — Vor einiger Zeit schwuren wir sämmtlich, es gebe — wie nur ein Fieber nach D. Reich in Berlin — so nur Einen deutschen Dichter, Goethe. Wie jeden Sonnabend in Loretto eine Rede über ein besonderes Wunder der h. Maria gehalten wird: so hielten wir eine über jedes besondere in jedem Werke von ihm. Jetzo wird sich besonnen; und in der That verdient er, nachdem er dreimal in den olympischen Spielen gesiegt, endlich die Ehre eines ikonischen Bilds. Aber schwerlich kann sie jemand anders machen als die Nachwelt, ausgenommen, er selber; und ich weiß, da sein größter bester Kritikus todt ist, keinen erträglich-unparteilschen an dessen Stelle zu setzen als ihn selber.

In der Philosophie — — haben je die Juden so viele Pseudo-Messiasse gekannt, oder die Portugiesen so viele Pseudo-Sebastiane, oder, insofern die Philosophen-Schulen eben so tadeln als loben, die Römer so viele Pseudo-Nerone? —

Welche junge Dichter und Weltweise sind seit 15 Jahren nicht schon von den Ehrenpforten verschüttet worden, durch welche sie ziehen sollten! Ueberhaupt würd' ich rathen, dem Kapitel der Abtei von Citeau zu folgen, welches beschloß, niemand aus dem Orden mehr

heilig zu sprechen, *) weil der Heiligen zu viel wurde; man sollte meines Einsehens einen oder den andern Adam und Messias festsetzen, aber nicht wieder darauf einen Präadamiten und einen Prä-Präadamiten hinterher. Man verliert seinen Kredit, meine Herren, wenn man ihn zu oft gibt. —

Wir hielten, wie bekannt, bei Goethen um einige Sonnete an, damit die Gattung legitimirt würde und weiter griffe — denn wir brauchten es nur den Perükkenmachern in London nachzuthun, welche den König ersuchten, eine Perücke zu tragen, damit sie die Engländer nachtrügen — allein es ist theils zu wünschen, daß er unsere Bitte nicht zu spät erhöret habe, theils nicht zu ironisch, indem einige von seinen Sonneten weniger nach der Hippokrene als dem Karlsbade schmecken und wirken, und nur in der Temperatur mehr von jenem als von diesem Wasser haben, theils daß hier der Geschmack mit jener schönen Täuschung beglücke und wirke, ohne welche die Dichtkunst nichts ist. Denn der Geschmack kanns, er gehört unter die größten Spitzbuben der Erde, die ich kenne. Wenn es ein irriges Gewissen ohne Gewissenlosigkeit geben kann, wie viel leichter einen irrigen Geschmack ohne Geschmacklosigkeit! Beide fehlen nur in der Anwendung ihrer eigenen Reinheit. Und warum? z. B. warum konnte ein Skaliger mit lateinischen Gedichten eines Muretus, ein Römer durch Michel Angelo so viele Maler durch unterschobene Stücke betrogen werden, und so viele Kunstrichter (denn ich nenne keinen) durch namenlose Werke? Darum,

---

*) Journal de lecture No. II. 1782.

weil der Geschmack, sobald er das Allgemeine, d. h. den Geist eines Künstlers voraussetzt, dann leicht und geräumig das Besondere (widersteh' es ihm noch so stark), darein bringt und darin sieht. Der beste Beweis ist jeder Autor selber; durch sein ewiges nahes Sich-sehen nimmt in ihm seine Individualität die Gestalt der Menschheit an; daher ein Autor mit vielem Geschmacke fremde Werke richten kann, ohne einen in den seinigen zu verrathen. Beispiele sind zu — beliebt.

Auch heute, nachdem ich diese Vorlesung mehre Jahre gehalten, gesteh' ich mit Vergnügen, daß ich nicht nur damals Recht hatte, sondern auch jetzo. Vergnügt hab' ich die Erfahrung gemacht, daß, so sehr auch einige Poetiker Wahrheit der Schönen und Schönheiten sonst suchen und achten, doch alle, in sofern es poetische anbelangt, gleichsam nur Eine heirathen und ehelich treu eine andere gar nicht ansehen. So erkannt' ich an dem Letzten Adam Müller doch als einen Poetiker, ob er gleich eine Vermittlung aller ästhetischen Schönheiten versprochen, und klebte ihn in mein Poetiker herbarium vivum ein, blos weil er glücklicherweise erklärte, Novalis sei einer der größten Menschen des vorigen Jahrhunderts und Fichte's tonfalsche, von Witz, Ironie und Laune als den Hülftruppen verlassene Streit- und Stachelschrift gegen Nikolai sei ein polemisches Meisterstück, und die humoristischen Romane der Engländer seien ihm unpoetische Schülerstücke — Einem andern Poetiker ist Maler Müller im „ersten Erwachen Adams“ bei seiner Sprach-frische und seinem Bilder-Morgenthau und seinem orientalischen Feuerpinsel kein Dichter. Einem halben Dutzend ist Fr. Jakobi so wenig ein Philosoph als einem Paar Dutzenden ein Dichter —

Und so durch das Ganze hindurch. Gegen dieses aus allen Zweigen blühende Lustleben halte man nun die abstrakten durchsichtigen Wogen in Klopstocks unnütz-berühmten Zürchersee.

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süße Freude, wie Du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Ferner: Und des Jünglings Herz schlug schon empfindender
Da, da kamest du Freude!
Vollen Maaßes auf uns herab!
Göttin Freude, du selbst! Dich, wir empfanden dich
Ja du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß.
Süß ist fröhlicher Lenz, deiner Begeisterung Hauch
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt
Du machst das Gefühl siegend.

Die letzte oder 4te Kautel der Köpfe,

Das Indifferenzieren von deren Gehirnen

betreffend, frag' ich blos: haben viele unter Ihnen es schon untersucht, warum die meisten Poetiker einander so ähnlich sehen als sich (nach Archenholz) die Gesichter der Kalmücken? Ich habe halb im Scherz die

Züge gezählt: ungemeines Lob der sinnlichen Liebe — der frechen Kraft — der Poesie — Goethe's — Shakespeare's — Calderons — der Griechen im Allgemeinen — der Weiber — und entweder Fichte's oder Schellings (denn es kommt auf das Alter des Schreibers an) — dann ungemeiner Tadel der Menschenliebe — der Empfindsamkeit — des Geschäftlebens — Kotzebue's — des von Sokrates und Longin gelobten Euripides — Bouterweck's — selber der Moral. Dieß ist ein schwacher gedrängter Auszug aus ein Paar Tausend theils gedruckten, theils zu hoffenden Werken. So daß man jetzt fast in vielen Büchern die süß-seltsame Empfindung hat, immer Gegenden zu begegnen, die man schon einmal gesehen zu haben schwören wollte, was Psychologen aus Vorträumen herleiten, ich hier aber mehr aus Nachträumen. Der alte wahre Grundsatz, den Sulzer von Künstlern anführt, daß man erst nach dem siebenten Kopieren ein Kunstwerk mit allen Schönheiten immer habe, wurde auf die schönste Weise, auf Dichter angewandt, besonders auf Goethe; da die Schönheiten dieses Ur-Dichters so wie Raphaels seine, so schwer das rechte gelehrte Auge finden: so ist es ein Glück für die Literatur, daß man sie unaufhörlich kopiert, um sie einigermaßen zu entschleiern. Ist dieß geschehen, dann braucht man ein oder ein Paar hundert Nachahmer weniger; daher auch die Zeit ein wahrer Pombal ist, welcher die 22,000 Kopisten im Finanzdepartement auf 32 herabsetzte.

Was die Philosophie anlangt: so wird aus Selbstständigkeit keinen Philosophen nachgesprochen als solchen, die eben nicht nachsprechen, woraus wieder Indifferenzieren der Köpfe entsteht; so wie auf hohen

Bergen selber der Schall dünn und kurz ausfällt, indeß eben die niedern Berge umher das stärkste Echo geben. Wenn Platon in seiner Republik ein gutes Gedächtniß unter die Erfordernisse eines Weltweisen zählt: so hat, dünkt mich, unsere Zeit mehr Philosophen als eine gegeben, da wol die meisten, die schreiben, durch die treueste Wiederholung dessen, was sie von einem einzigen theils gelesen, theils gehört, am besten zeigen, wie viel sie zu behalten vermögen.

Eine eben so erlaubte als nützliche Weise, einen fremden Gedanken vom Lehrstuhle oder auch vom Musenberg zu holen, um ihn zu einem eignen aufzufüttern, ist schon vorbildlich in der Schweiz bei den Wildsennen gewöhnlich, welche das Weide-Vieh jung wegstehlen und erst groß gewachsen, bis zur Unkenntlichkeit, zu Markte treiben *).

Aber eben durch dieses Nachahmen, Absehen und Abstehlen wurde dem gelehrten Gemeinwesen jene untheilbare Einheit, Festigkeit und Unveränderlichkeit verschafft, welche sonst nur ein Vorzug der Ewigkeit schien; denn immerhin succedirte Messe der Messe; die Werke, die darin erscheinen, bleiben sich gleich und behaupten und malen sämmtlich dasselbe, so daß nur Verleger und Jahrzahl einen unwesentlichen Unterschied machen. Jede Messe ist eine neue, aber verbesserte Auflage der vorigen, desgleichen ein solcher Nachdruck.

Wenn nach 4 Kauteln des Kopfes 4 Kauteln des Herzens kommen: so mach' ich am liebsten mit der kürzesten, d. h. mit

---

*) Bronners Leben z. B.

der ersten (oder 5ten),

Grobianismen

betreffend, den Anfang. In einer Note zu Götze's von Berlichingen Leben von ihm selber fand ich die Notiz, daß es 1391 in Hessen eine adelige Gesellschaft gegeben, welche sich die von dem Pengel hießen, auch Pengler oder Fustiarii. Pengel oder Bengel hieß nämlich damals eine eiserne Streitkolbe, wovon uns aber blos die Metapher geblieben. Nicht unschicklich können wir uns die von dem Pengel nennen, wenn wir an dem von uns herbeigeführten Wolfmonate der Literatur weniger die Kälte als die heulenden Angriffe erwägen. Kraft will man haben — nämlich herkulische; — aber Herkules Fest *) wurde durch lauter Verwünschungen gefeiert. Begeistert und dithyrambisch will man seyn; aber eben in der berauschenden Weinlese ist in Italien und mehreren Ländern, Schimpfen auf jeden, verstattete Lustsitte. An sich übrigens verachten die von dem Pengel gar nicht die Höflichkeit; sondern sie wollen sie vielmehr von ihren Gegnern ausdrücklich haben, und beklagen sich bitter und grob genug über den Mangel an gegnerischer Artigkeit; so wie es auch kein Quäker an einem Un-Quäker duldet, daß er ihn mit Du oder mit dem Hut auf dem Kopf anredet. Bei einer solchen Vorliebe für fremde Höflichkeit kann vielleicht keinem Pengler der Vorschlag eigner schwer eingehen, sobald er nur bedenken will, daß er sich unnütz die

*) Lact. inst. de falsa relig. I. 21.

Leidenschaften seines Feindes anstatt für sich, gerade wider sich bewaffne durch Grobianismen, daß ein Gegner verächtlich wäre, der dem Trotz wiche anstatt der freien Milde, und daß durch ein Matrosen-Stilistikum bei zwei Parteien nichts gewonnen werde als Rächen, eignes und fremdes, und daß die dritte das Publikum, der Mensch, wie jeder selber empfindet, der aus dem Fenster auf den zankenden Markt herabsieht, gerade unter allen Empfindungen die zankende so wenig sympathetisch theilt, obwol so leicht eine liebende, frohe, bewundernde. Wozu spielt Ihr denn überhaupt die heilige Sache der philosophischen oder poetischen Geisterwelt ins gemeine schmutzige Privatgebiet? — Wenn ihr den individuellen Verfasser, sogar den unverdorbnen, so ungern im Gedicht antrefft, als eine todte Biene in ihrem Honigfladen, warum wollt ihr gar eine fremde Individualität und vollends eine angeschwärzte in die reine Untersuchung zwingen und schieben? — Und wen kann dergleichen erfreuen und bereden als den von der Pengler Partei selber? Ruhe ist die erste philosophische Beredsamkeit. Wie frei, weit, den dicken Wolken der Grobianismen enthoben schauet man in Schellings Bruno wie auf einem ätherreinen Aetnagipfel in die blauen Räume hinaus, und wie schwül, dick, drückend finster und überpolternd ist unten der Aetna-Kessel des Anti-Jakobis! Mit welchem schönen Muster geht in den Propyläen und im Meister Goethe vor und gibt das sanfte Beispiel von unparteiischer Schäzzung jeder Kraft, jedes Strebens, jeder Glanz-Facette der Welt, ohne darum den Blick aufs Höchste Preis zu geben! — Dasselbe gilt von den wenigen Werken des scharfen, ironischen, großsinnigen Urur ꝛc.-Enkels

Platon, nämlich von Schleiermacher *). Aber stets poltert der Schüler und Flügelmann lauter als der Lehrer und Feldherr, so wie im Winde vor uns sich der Zweig nur auf und nieder wiegt, seine Blätter aber schnell und unaufhörlich flattern.

Nichts wol ist verwandter — in aufsteigender Linie — mit der 1. groben Kautel, als die

zweite Kautel,
den Stolz

betreffend. Keiner vom Pengel kann sich denken, wie gut irgend einer vom Pengel denke von sich, denn jeder achtet sich unendlich, folglich den andern nur endlich, höchstens außerordentlich. Ist wirklich — wenn ich und Sie nicht gänzlich irren — der poetische Zeit-Morgen angebrochen: so kann ja jeder, wie an jedem Frühling-Morgen, im Glanz der Wiesen keinen andern vorübergehenden Schattenkopf im Heiligenschein des Thaues umfaßt erblicken (nach der Optik) als seinen eignen, aber keiner den fremden. Allein was entsteht daraus, ich meine aus unendlicher Selbstachtung? — Unendliche Höllenstrafe für den ersten besten Spitzbuben, der an ihr sündigt, weil der Beleidigte, wie nach den Theologen Gott, die Größe der Schuld nach der eignen

*) Seine Kritik der Moralsysteme wird eine neue Epoche der Ethik begründen; ein Werk voll lichter und heißer Brennpuncte, voll antiken Geistes, Gelehrsamkeit und großer Ansicht. Kein Glückrad zufälliger Kenntnisse wird da von einem Blinden gedreht, sondern ein Schwung- und Feuerrad eines Systems bewegt sich darin, sogar in einem Stile dieses Geistes würdig.

Größe mißt. Doch hier sieht man zuweilen, was Philosophie vermag, wenn sie den Erzürnten mildernd nur auf Schmähwörter einschränkt, welche bloße Stoßseufzer und Stoßgebete sind, gegen rechte Boreaswinde des Zorns.

Sollten wir aber wirklich so gut von uns denken, ich meine jeder von sich? — Ich sollt' es denken. Wir können nichts seyn als erstlich entweder Philosophen oder Dichter, insofern wir schaffen, zweitens beides zusammen. Wer von uns allen hier hat nicht schon zugleich geschlossen und gedichtet, auf dem Musenberg geschlafen und eingefahren. Ist einer ein Poet: so wird er natürlicher Weise auch ein Philosoph; ist einer dieser: so ist er jener, desgleichen der Rest; — wie ein Seiltänzer spannt man jetzo stets das poetische Schlappseil und das philosophische Straffseil zusammen auf. Ich glaube, eben dieses Glück, so leicht den Doppel-Adler der Menschheit (zugleich den poetischen im Fluge, den philosophischen im Auge) in sich zu verbinden, ist es, was manche an sich schwache Köpfe, die sich vor dem Uebertritt zur neuen Schule nichts zutrauen durften, nicht ohne Grund so stolz macht. Warum wir aber als Philosophen allein stolz sind, ist darum: jeder oberste Grundsatz gibt Herabsehen auf die Menschen, die er mehr in sich begreift als sie ihn. Der absolute Philosoph eignet sich das Karthago, das er mit seiner unendlich dünn-geschnittenen Haut umschnürt, so zu, als bedeck' ers damit. Da im Brennpunkte der Philosophie alle Stralen des großen Hohlspiegels aller Wissenschaften sich durchschneiden: so hält er den Punkt für den Spiegel und für den Gegenstand, und so den Besitzer aller wissenschaftlichen Form für

den Besitzer aller wissenschaftlichen Materie *). Eine einzige lebenumfassende Idee machte schon in andern Zeiten und Sachen bis zum Wahnsinn stolz — z. B. die Wiedertäufer, Alchimisten, Revoluzionisten und alle Sekten! — Noch mehr stolz macht, was unterscheidet, so wie bescheiden, was vereinigt; Sprache aber unterscheidet uns Fichtisten und Schellinger zu stark für unsere ohnehin nicht riesenhafte Bescheidenheit. Wird die Zahl der Unterschiedenen gar zu groß: so kommts zu einer verdrüßlichen Vernichtung, worin jetzt die armen Kantianer leben. Man denke sich z. B., Napoleon adelte plötzlich die ganze Erde: welche Ehre genösse man noch hienieden? Ich böte mir aus, der einzige Bürgerliche zu bleiben, falls er nicht selber sich diesen Vorzug vorbehielte.

Noch mehr: wie Luftspringer steht jetzt einer auf dem andern und wir bauen den babylonischen Thurm aus Bau-Meistern mehr denn aus Bau-Steinen. Himmel! wie wird jetzt allgemein und überall besiegt, jeder Sieger, er sei wer er will! Die Hauptsache ist aber, daß man um eine Buchhändler-Messe oder auch akademisches Halbjahr später anlange; gleichsam als

*) Denn was ist das vorgebliche Konstruiren in der Physik und Philosophie anders als eine häßliche Verwechslung der Form mit der Materie, des Denkens mit dem Sein, welche sich nie in der Wirklichkeit zu jener Identität umgestaltet, die im schwarzen Abgrunde des Absoluten so leicht zu gewinnen ist; denn in der Nacht sind alle Differenzen — schwarz: aber in der rechten, nicht in der Sehenden, sondern in der Nacht der Blindgebornen, welche den Gegensatz zwischen Finsterniß und Licht in der höhern Gleichung des Nicht-Sehens tilgt.

sei es wirklich ein heiteres Nachspiel des so lustigen Eselrennen in Devonshire, wo blos der Esel gewinnt, der zuletzt ankommt. Dabei nimmt alles zu, nur nicht die Demuth und jeder füllt sich mit dem Winde, wovon er den andern heilt durch den Trokarstich; so daß nur die Aufgeblasenen wechseln, nicht die Aufblasung.

Sollten wir uns in der Poesie weniger dünken? Mich dünkt, eher mehr. Wer verachtet jetzo nicht alle Welt? — Ich wüßte niemand. — Der Grund davon ist, daß ein jetziger Poet — der nämlich zugleich ein Poetiker ist — durchaus einen Gegenstand hat, den er unbeschreiblich bewundert. Z. B. Shakespeare. Bewunderung aber macht nach Home und Platner dem bewunderten Gegenstande ähnlich; das merkt nun jeder junge Mensch und findet sich daher auf die angenehmste zufälligste Weise von der Welt in den Stand gesetzt, herabzusehen auf jeden, der zu Shakespearen hinauf sieht. Daher wird ein Mensch über das allerhöchste Lob nicht neidisch oder aufgebracht, das seinem Schoß-Dichter zufällt, sondern es letzt ihn leise; der Grund ist, er merkt nur gar zu gut, daß er Voltairen gleiche, welcher in Paris (wo er an Lorbeerblättern im Magen verschied) aus seiner Loge ohne allen Neid dem Aufsetzen des Lorbeerkanzes zusah, welches auf der Bühne seiner — Büste wiederfuhr, so wie aus demselben Grunde kein einziges Mädchen, sei es die Schönheit und der Neid in Person, einer gedruckten Romanheldin die größten Lobsprüche mißgönnt; denn der hübschen Närrin entgeht es gar nicht, auf welche Person sie alles zu beziehen habe; sondern sie bezieht.

Mehr Scherz als Ernst ist es, wenn ich sage, daß den Dichter sogar der Romanenheld den er gebiert, auf-

blähe, weil er den Lessingschen Schluß, daß Gott den Sohn schafft, indem er sich selber denkt, an sich wiederhole.

Der Gegenstand der zweiten Kautel, der Stolz, gebieret so leicht den der

Dritten (oder 7.)
den Menschen-Haß.

Dem Hasse wird jetzt alles verziehen, der Liebe nichts, da doch jener selber kaum zu verzeihen ist. Aber wie es jetzt überall mehr Polemik als Thetik gibt — mehr köpfende Köpfe als krönende und gekrönte — so ist auch die negative Seite des Herzens, das Abstoßen des Schlechten, leichter zu laden als die positive, das Anziehen des Guten oder die Liebe. Das auf einer Seite, auf der linken vom Schlage gelähmte Jahrhundert will sich auf der rechten oder herzlosen desto mehr zeigen. Ich möchte sagen, die Liebe ist das Sehen und der Haß das (immer schmerzliche) Fühlen des innern Auges, womit sich auch Blindheit verträgt, obwol nicht umgekehrt. Das edlere ist überall so leicht zu tödten, indeß das Gemeinere fast wider Willen aufsteht; und ach wie leicht wird Liebe getödtet! Unser Jahrhundert hat die Tugend des Teufels, welcher diejenigen peinigt, die so wenige haben, als er selber. So erkältet die französische Philosophie, wenn verdoppelte es hindert, wie nur einfache, aber nicht doppelte Fenster gefrieren. Das schlimmste ist, daß aus der Einbildung zu hassen viel leichter Wahrheit wird als aus der zu lieben, so wie leichter ein Mensch schlecht wird, der sich für schlecht, als einer gut, der sich für gut hält. Unsere jetzigen Kriegjünglinge gleichen den Lykanthropen der

alten Zeit; sie glauben sich aus Menschen in Wölfe verkehrt und rauben und beißen dann wirklich als Wölfe.

Ist es nicht eine zweite Verderbniß, daß man von der Zeit, welche den von den französischen Enzyklopädisten gewählten unheiligen Vater aller Tugenden, den Egoismus gekrönt und mehrere Kardinal-Laster zu dessen Bedienung geadelt hat, das beste Mittel, das sie gegen diese erste anbeut, wie das heiße Wetter gegen Raupen die Nässe, nicht annehmen will, nämlich die Empfindsamkeit?

Arme, aber heilige Empfindsamkeit! *) Womit wird nicht dein Name verwechselt, indeß du allein, wenn nach Schiller die Dichtkunst die schöne Mittlerin zwischen Form und Stoff, noch gewisser die schönere Mittlerin zwischen Menschenliebe und Eigenliebe bist! Freilich darf dich jeder tadeln, der dich mit dem heuchlerischen künstlerischen Nachsprechen jener Leute vermengt, die dich einmal hatten, dann auf immer verloren und die nun als geistige Weichlinge dich gebrauchen, weil sie den ganzen innern Menschen nur zu einem größern Gaumen machen. Jeder verfolge die nachgebetete Empfindsamkeit, die des Gedächtnisses, die von andern oder von sich geborgte; — aber die rein und leise wie eine Quelle aufspringende, unaufhaltbare, ist diese durch Schwäche verächtlich? —

Dann ist's befremdend, daß sie — nämlich die ursprüngliche, nicht die abgeleitete — nur bei Kraftmenschen ist und war. Denn erstlich gerade das Un-

*) Hier liefen die letzten Poetiker davon und nur drei verblieben, worunter der schöne Jüngling war, obwol verstimmt.

frische Herz der unschuldigen Jünglinge zerspringt wie Staubfäden vor der kleinsten Berührung der Welt. Zweitens die sogenannte Empfindsamkeit entwickelte sich gerade an drei Dichtern von rechter Kraft in jeder Beziehung. Petrarka, zart an Sinn, stark und heilig im Leben ist der erste, wenn man den alten Krieger Ossian auslässet. Der dritte ist Goethe im Werther nach seinem G. v. B. Der zweite ist der feste stolze Klopstock in seinen frühern Liebe- und Freundschaft-Oden, welche wahrscheinlich in keinem Herzen sterben als im letzten der Erde. Kurz, auf einem Berge kann sehr wol ein See seyn, z. B. auf dem Pilatusberg ist einer.

Allerdings wendet man gegen neuere Empfindungen ein, daß die alten Griechen solche gar nicht empfunden hätten, ja uns ganz hierin (in diesem Empfinden) ohne Muster gelassen. Der Einwand wird durch das stärker, was er noch in sich schließt, daß nämlich die Griechen (was eben alles zur Empfindsamkeit gehört) auch eine ganz andere, kürzere Liebe gegen die Weiber besessen, desgleichen gegen die Menschen überhaupt, die sie blos in Griechen und Barbaren eintheilten; — daß sie (bevor das neue Testament und die Kirchengeschichte sie umgoß) von Christenthum, Gottheit, zweiter Welt und Romantik (dieser sentimentalen Mutter) so wenig gewußt und geahnet — und daß sie überhaupt Kindern und Wilden schön geglichen, welche beide wenig mit Sentimentalität verkehren...

Ich lasse dabei noch wichtige Einwand-Punkte aus, z. B. daß sie Kants Kritik und Spinoza's Ethik nicht erfunden, desgleichen nicht die Druckerei und Setzerei und den Reim und — — das 18te Jahrhun-

dert.... Freilich da liegt viel; denn jedes Jahrhundert erfindet sich selber allmählig, wie wir schon am 19ten ersehen. Folglich kann es an und für sich uns gar nicht schaden, daß wir im Punkte des Herzens um fast 2000 Jahre älter und reicher sind als die damaligen Griechen. Ist die Menschheit nicht ein Baum, an welchem das dünne weiche poetische Blütenblatt zuerst aus schwarzen Aesten bricht, dann das einfarbige dicke feste Laubwerk und doch dann die vielfarbige, weiche, zarte Liebefrucht der Blüte? — Oder soll die Dichtkunst sich mehr als die Philosophie an die Vorzeit kehren? Warum soll, wenn letztere jetzt gerade alle frühern Geister der Philosophie als Lebens-Geister in Einen lebendigen Leib sammelt, die Poesie nicht eben so gut mit frühern poetischen Geistern ihren eignen organischen beseelen dürfen, ohne daß sie sich dazu ein Brustgerippe in Athen ausgrabe oder eine Bildsäule in Rom? Darum weil der Mensch lieber der Vor- und Nach-Zeit angehören will als der Zeit.

Denen fortgegangenen Herren, welche — wenn die Japaner große Augen, als Schimpfwort gebrauchen — es eben so mit nassen machen, hätt' es nicht geschadet, wenn ich ihnen folgendes hätte vorhalten können: daß nämlich Liebe-Mangel nicht etwa blos dem Herzen schade, sondern — was man so wenig bedenkt — sogar der Poesie. Unbeschreiblich ist der Abbruch, den jeder Dichter seinen Geisteswerken thut, wenn er nicht stark empfindet. Er sei zum Beispiel gefühlloser Vater eines wirklichen Kindes: wie will er im Poetischen wahre Vaterliebe malen, wenn er sie vorher nicht gehegt gegen den kleinen Windel-Wicht? Bedenkt wol der

Autor, der wirkliches Empfinden hintansetzt und versäumt, genugsam, daß ers dann desto schlechter schildern werde? — Denn bloße poetische Richtung und Form ohne Herzensstoff ist Anzünden einer Fackel ohne Docht. Diese Armuth an Liebe zeigt und hilft sich daher bei vielen dadurch, daß sie Gedichte und Kunstwerke nur auf Menschen machen, die selber schon wieder in einem Kunstwerk stehen, z. B. auf eine Mutter, aber auf eine gemalte von Raphael; auf eine Schauspielerin, aber in ihrer Rolle.

Dieses Entbehren und Verachten des Stoffs macht die jetzige Dichtkunst immer mehr der Musik ähnlich, ohne Sinn umherrinnend; der poetische Flügel macht blos Wind, anstatt auf diesem zu steigen; so daß sie aus den Bildern, ja aus der Sprache endlich in den Klang zieht, und zwar als Assonanz und Reim nur hinten und vornen, wie Musikstücke nur mit dem Dreiklang beginnen und schließen. Wer jetzt gar nichts zu sagen hat, lässet in einem Sonnet tanzen und klingen, so wie kluge Wirthe, die saueres Bier zu verzapfen haben, tanzen und spielen lassen. Der Name Stanze passet dann trefflich, denn so heißet das eiserne Instrument, womit man italienische Blumen macht und zuschneidet. Ich will das Jahr als mein frohestes preisen, das 12 Monate hat, wo ich kein Sonnet höre und sehe; so erbärmlich jagen uns auf allen Gassen Musenpferde mit diesem Schellengeläute nach, von Reitern besetzt, deren Mantelsäume und Kappen gleichfalls läuten. Die Reim-Quellen, welche Klopstock auf einige Jahre zutrat, springen jetzt um desto gewaltsamer und lustiger an allen Enden in die Höhe. Ich bin

keine Minute auf diesem Eilande sicher, daß, — so wie es in Italien polyphemische oder liebklagende Sonnete (sonetti polifemici,) burleske, Schiffer-, Schäfer-, geistliche (s. spirituali) gab, nicht während der Vorlesung zu allen diesen noch Helden- und Lehrgedichte und Trauerspiele aus lauter Sonneten erfunden werden. Wäre Bouterweks angenehme Vermuthung richtig, daß der Reim, durch den Wiederklang aus den deutschen Wäldern entstanden: so ließe der jetzige Holzmangel manches hoffen; aber ich glaube, gerade jede Leerheit kommt den Echos zu Passe. Leute, welche weder Begeisterung noch Kräfte, nicht einmal Sprache besitzen, ringen der letztern ein ausländisches Qualgedicht ab und legen uns diese Form, als sei sie poetisch gefüllt, auf den Tisch; so suchen die armen Karthäuser, denen Fleisch verboten ist, folglich auch Würste, sich damit etwas weiß zu machen, daß sie Fische in Schweindärme füllen und dann laut von Würsten reden und speisen. Wunderlich stechen gegen die älteren Sonnete, z. B. eines Gryphius, welche obwol in der Stammelzeit der deutschen Sprache mit Leichtigkeit und Reinheit und Bildung fliessen, unsere Neuern ab, die mit der mehr geübten Zunge nur stottern, plärren und poltern und die als Antitrinitarier der drei Grazien sich alle möglichen Sprech- und Denkfreiheiten nehmen müssen, um nur zu sagen: ich singe. — Freilich in bessern ruhigern Stunden will es mir sogar vorkommen, als sei eben für eine besondere Unbeholfenheit in Sprach- und Versbau, und für eine gewisse Armuth an Feuer und Farbe gerade das Sonnet als das einzige Vehikel und Darstellmittel brauchbar, und für diese Dichtart unentbehrlich, und zu meiner Freude wurd' ich obwol

figürlich darin bestätigt, als ich im Rabelais *) las, daß gewisse Nonnenklöster schamhaft ein pet nicht anders nannten als ein sonnet; daher können wir immerhin für gedachte Gedichte den Namen sonnet aus griechischer Nennmilde (Euphemismus) fortgebrauchen, sobald wir nur immer den Reim darauf (im Sinn) behalten.

Seit Vorleser seine Vorlesungen zum erstenmale gehalten, hat der Stoffmangel die Poetiker durch so viele Dicht- und Lieb-Surrogate durchgehetzt, daß sie endlich das beste fanden, den Mystizismus, und dieser selber, ein Wunder, wirkt wirklich Wunder und thut viel. Man muß nur den neuen dichtenden Mystizismus scharf von dem alten handelnden eines Spener, Fenelon, Tauler, Lopes, Marggrafen Renti, einer Guyon u. a. absondern, um jenen nicht zu wenig zu schätzen. Denn das mystische Schreiben hat mit dem mystischen Leben und Denken so wenig Verwandtschaft, daß im Poeten-Mystizismus eben, anstatt daß sonst Dichtkunst in Prose und Geschichte über- und niedergieng, umgekehrt die bloße vergangne Geschichte und Prose des handelnden sich zum dichtenden erhebt. Die alten religiösen Mystiker waren heilige brennende Seelen und löseten sich im Sterben **) fliegend wie

*) Pantagr. L. 4. ch. 43. un pet virginal c'est ce que les sainctimoniales appellent sonnet. Dazu gehört die Note in der von mir angeführten Ausgabe des Rabelais. Wahrscheinlich sollte bei den Nonnen sonnet nach der Ableitung von son oder sonner nichts bedeuten als das deutsche »Klängchen.«

**) Vor der Kraft und Weltüberwindung der ächten Mystiker schwinden selber die Stoiker in Zwerge ein; denn diese

Flammen von der schweren irdischen Unterlage ab, aber sie waren nur einfache halbstumme Dichter; denn auf der Dichtkunst oder dem Musengipfel ruhten sie eben nur aus vom höheren Himmelfluge, und ihr demüthiges Herz hatte außen keinen Heiligenschein, nur innen Heiligengluth.

Aber wozu ist denn eben der neue Kunst-Mystizismus vorhanden und gemacht, als dazu, daß er über die jetzige Unersetzlichkeit des Herz-Mystizismus in der liebenden Brust entschädigt, und beruhigt durch den schönen Schein von Dichten und Erdichten? Um so mehr wär' es Verdrehung des neu erfundenen Mystizismus, wenn man ihm das enge Herz anstatt des weiten Kopfes zur Wohnung geben wollte, der mystische Poet ist nur im edleren Sinne jener Spatz einer Fayence-Krämerin in Paris, welcher das ganze lateinische Vaterunser abzubeten verstand, *) nur daß er zwischen den sieben Bitten zur Unzeit seine Schimpfwörter, und oft vor und nach der vierten Bitte seine

---

verpanzerten sich blos in das Eis der Vernunft, und genossen blos das Glück, niemals unglücklich zu werden; jene aber, gleichsam wie vierte Personen in der Fülle der Gottheit wohnend, empfangen so wenig als diese von der Welt einen Schmerz, sondern die Liebe wandelt ihnen jeden in Genuß, und jedes Opfern in Bekommen, und ihnen fehlt fast nur die Freude, zu leiden. Wer die Gewalt der Idee und das schönste Streben kennen lernen will, der trete nur an das Sterbebette der Mystiker, und er wird wenigstens wünschen, wenn nicht zu leben, doch zu sterben wie sie.

*) Journal London und Paris.

Futter-Foderung einschaltete, anderer Punkte nicht zu gedenken, in welchen der Sperling durch sein Paternoster-Beten um nichts christlicher geworden. Ja es läßt sich ohne den geringsten Nachtheil des poetischen Mystizismus gedenken, daß, so wie vormals Teufel in die Gergeneser Schweine gefahren, so auch mystische heilige Geister in diese zu treiben sind; wiewol kein Schwein sich sittlich kompromittirt, es habe nun den Teufel im Leib, oder den H. Geist.

Das Mystische ist das Allerheiligste des Romantischen, der unsichtbare Nadir von dessen sichtbaren Zenith. Ist nun aber die heutige Herz- und Stofflosigkeit da, welche das Romantische nicht schaffen kann, so kommt ihr das Mystische erwünscht und sie läßt statt der romantischen Dämmerungschmetterlinge besser die mystischen Nachtschmetterlinge ausflattern, oder mit andern Worten, sie taucht sich jetzo nicht zur romantischen Perlenbank unter, sondern glücklicher in die mystische Nebelbank ein. Noch ein ganz besonderes Glück wollte, daß die Philosophie des Absoluten gerade ihren Urgrund, Ungrund Abgrund aufthat als die mystischen Flügel dergleichen zum Flugraum nöthig hatten. Der Kopf fodert, wenn kein Herz das All oder Sein ausfüllt oder entleibt und beseelt, von diesem All so viel, daß er auch Gott eine Folie unterlegt — Nun aber, durch Absolutismus und Mystizismus haben wir viel und genug, einen Abgrund nach oben, und einen nach unten, ein umgekehrtes oder unteres Himmelgewölbe zum obern, in welche beide wir hangend schauen — den Erd- und Weltball stießen wir längst mit dem Fußball weit über alle Himmel hinaus — und so möchte anjetzo mystisch zu wirbeln seyn und zu gleicher Zeit zu steigen (auf und

ab), und zu festschweben und zu fortflattern (weil im ausgeleerten entkörperten Aetherblau kein dicker Erdkörper Regen und Ruhen entscheidet) und kurz alles zu seyn, sogar das Nichts.

Ungezwungener gehen wir jetzo vom Mystizismus auf die letzte oder

vierte (8te) Kautel des Herzens
die sinnliche Liebe

über als in frühern Vorlesungen, wo wir von der dritten des Hasses zur Liebe übersprangen. Wie kann ein Menschenfeind eine Frau lieben ohne zu erröthen? Ein Mann, der unmittelbar von Plato und den alten Tragikern herkommt und den paphischen Hain der neuern Poetiker so ohne Blätter und so nackt und durchsichtig findet, glaubt nicht aus Griechenland nach Griechenland, sondern nach Kamtschatka zu kommen, wo man Amors Pfeile in Koth taucht.

Der stärkste Einwand gegen die Ausmalerei der sinnlichen Liebe ist kein sittlicher, sondern ein poetischer. Es gibt nämlich zwei Empfindungen, welche keinen reinen freien Kunstgenuß zulassen, weil sie aus dem Gemälde in den Zuschauer hinabsteigen und das Anschauen in Leiden verkehren, nämlich die des Ekels und die der sinnlichen Liebe. Freilich postuliert man für letztere das Gegentheil vom Zuschauer — man geb' ihm aber auch vorher eine Hand voll dünnes Silberhaar dazu und ein sedates Alter von 80 Jahren. Wenn schon Scioppius (nach Bayle), ob er gleich aus den Klassikern weniger Vergnügen als Phrases schöpfen wollte, sich genöthigt sah, Fisch und Fleisch zu fliehen,

schlecht zu essen (z. B. Käse) und hart zu schlafen, um nur zu bleiben, wie er war: so steht ja das allerschlimmste von Kunstliebhabern zu erwarten, welche zugleich lesen und essen; wiewol sogar in La Trappe, wo nicht der beste Tisch ist, hatte ein De Rance *) nöthig, ein Bibelbuch zu verbieten, die Geschichte der Susanna, so wie die alten Rabbinen die Lesung des hohen Liedes vor dem 30. Jahre. Wozu eine Malerei, welche poetische Seelen unterbricht, zarte verletzt und blos schlechte erquickt? Welcher Künstler möchte sich zum gemeinen Kuppler der letztern erniedrigen und Augenzeuge ihres beschimpfenden Antheils werden? — Ich fürchte aber, es hat mehr die eine Leichtigkeit, manche immer hinter Schleiern gezeichnete und eben darum seltene Verhältnisse zu geben, und die andere, damit auf Kosten der Kunst zu bestechen, also nicht die Rücksicht der Kunst, sondern der Mangel daran, uns bisher so viele freche Ausstellungen gegeben, so wie freche Gönner derselben dazu, welche lieber der Kunst durch sittlichen Stoff zu bestechen verbieten als durch unsittlichen. Die größten Dichter waren die keuschesten, unter unsern nenn' ich nur Klopstock und Herder, Schiller und Goethe; des letzten drei sittliche Grazien in Tasso, Iphigenie, Eugenie, können sogar ihre wie von einem Sokrates angelegte Kleider unbeschämt entbehren, und diese dem nicht lüsternen, nur poetischen Zynismus einiger seiner männlichen Darstellungen als Drapperie umwerfen. Welches Volk gab denn von jeher die frechsten Gedichte? Gerade das, welchem beinahe gar

*) Schlichtegrolls Nekrolog.

keine andern glücken, das gallische, so wie sogar Voltaire mehr Dichter in der Pucelle als in der Henriade war; Rom, weniger dichterisch und frecher als Athen, gebar das Schlimmste erst unten im finstern Abgrund des eingesunkenen Dichter-, Sitten- und Römer-Reichs. Unsittliche Frechheit könnte man mit dem Arseniksublimat vergleichen, das die Farbenstoffe glänzender macht, am Ende aber den Zeug zerfrisset und dessen Träger gelinde vergiftet.

Etwas ganz anderes und erlaubteres ist der Zynismus des Witzes und Humors. Denn wenn dort der Zynismus der ernsten Poesie durch die geneigte Ebene einer langen Gestalten-Folge einen Fall des Wassers hervorbringt, der endlich ein reißender Strom wird — welche üppige Gestalten-Folge aber bei den Griechen nie vorkommt: — so zersetzt der Witz und der Humor eben die Gestalt zum bloßen Mittel und entzieht sie durch die Auflösung in bloße Verhältnisse gerade der Phantasie; daher ist bei den keuschern Alten und Britten der komische Zynismus stärker, aber die üppige Gestalten-Melodie schwächer; bei den verdorbenen Nazionen hingegen beides umgekehrt. Ein Aristophanes, Rabelais, Swift sind so keusch als ein anatomisches Lehrbuch. Etwas anderes, aber schlimmeres ist jenes persifflierende Gedicht, z. B. der Franzosen, der Weltleute und manches von Wieland, das zwischen den Gränzen des Ernstes und Lachens schwebend, nur Geister vernichtend belacht und Körper ernst schaffend malt; denn wenn in Homer, selber in Goethe (in der Hyper-dithyrambischen Braut von Korinth) der Ernst einer höhern Schönheit und Empfindung die üppige Gestalt gleichsam in ihren eignen Glanz einschleiert — und die

Gewalt der Schönheit die Schwere des Stoffs verklärt: so ist in jener französischen Gattung ein umgekehrter Zentaur, der Mensch wird besiegt und das Thier befreiet; alles Edle wird lachend, d. h. vernichtend behandelt, alles Sinnliche ernst und warm ins Feld geführt, und der Mensch zum Affen des Urangutangs gemacht; so daß die ganze Gattung gerade so sittlich- als poetisch-zweideutig verbleibt.

Fast schamhaft, nämlich mich schämend des Schämens bring' ich meinen halb sittlichen, halb poetischen Zweifel gegen Bordell-Ausstellungen vor und wage, an den jetzigen poetischen Musen-Tempel — der aus den schönen, Säulen-Sturzen und andern Ruinen des alten Tempels aufgeführt worden, den die Griechen der Unverschämtheit errichtet hatten — mit beiden jüdischen Gesetztafeln auf den Schultern, hinzutreten, weniger um sie aufzustellen, als um sie abzulesen.

Ich dringe gar nicht darauf, daß wir gen Himmel fahren anstatt zum Teufel, der früher in uns gefahren und dem wir also den Gegenbesuch, meines Erachtens, schuldig sind: sondern die Haupt-Frage ist hauptsächlich die: da man behauptet, daß dem Dichter, als Dichter, die ganze Erde und Welt und alles zum Nach- und Vormalen frei vorstehe und vorliege, und ihn keine beschränkende Zeit und Sitte bekümmere, wo ist denn, fragt man, der glücklich freie Mann zu finden? In der Wirklichkeit schwer; noch ist uns kein griechischer oder sonstiger Poet aufgestoßen, der ohne Magen, ohne Vaterland und dessen Sitten und ohne Zeit gewesen wäre, desgleichen seine Verehrer, sondern er hatte seine Verwandten, Gedärme, Wochen und Winkel zu jener Individuazion, welche Philosophen von ihm fodern.

Nur Gott allein könnte der Dichter seyn, welcher ohne alle Rücksichten als eigne schaffen könnte; er hat es auch gethan, wie denn jeder Dichter eine kleine Metonymie von ihm ist und andere Leute End- und Leberreime, und ein Jahrhundert ein säkularischer Vers.

Noch hat also kein Dichter Zeit und Raum verschmäht — nämlich Jahrhundert und Vaterland — sondern er war darin. Er that das auch vorzüglich mit, weil er bald merkte, daß seine Zuhörer und Leser eben so gut als er sowol geboren als begraben würden. Daraus erklärt sichs nun sehr, daß die griechischen Dichter — ungeachtet aller dichterischen Gottes-Freiheit — doch die vaterländischen Sitten dichtend achteten und schon darum nie gegen sie arbeiteten, weil sie blos durch sie arbeiteten. Himmel, wie barbarisch wär' es ihnen vorgekommen, mit barbarischen ausländischen Sitten zu bestechen, statt damit abzustoßen, — über die heilige Scheu und Liebe gegen ein Vaterland roh wie ein Thier wegzutreten! Und hätt' es ein Grieche gethan — und vollends auf der Bühne, wie es doch der jetzige Deutsche versucht, z. B. Schiller und Schlegel — das zartfühlende Volk hätte ohne Kunstrichter gerichtet als Sittenrichter. Denn jedes Volk ehrte seine Sitte als das Blut des moralischen Herzens; — und nur wir Deutsche wollen unsern Kosmopolitismus des Geschmacks auch zu einem der Sitten ausdehnen, so sehr sich letzteres selber aufhebt, da Sitte als solche eben sich beschränkt. Freilich kann die Dichtung da frei seyn, wo es Sitte vorher war und vor nackten Logen mag die tragische Muse unbekleidet tanzen; aber geziemt denn die Entschleierung der Ehefrau einer Jungfrau? Da es keine absolute Schamhaftigkeit

oder Schâme gibt, aber doch relativ gegen die Phantasie, nicht gegen die Wirklichkeit; und da die Enthüllung eines Fußes in Spanien oder eines Gesichts im Orient so groß ist als eine gânzliche bei uns: in welchem Lande oder an welchem Feigenblatte kônnte denn das Ver- und Entschleiern Grânzen anerkennen? Wer keine absolute Nacktheit annimmt, muß jeden lângsten Schleier der Sitte ehren und nicht verkürzen. Ist Schamhaftigkeit einmal etwas Heiliges, was nur den Menschen angehôrt: so muß sie verehrt und geschont werden, in welche Zeiten-Hülle sie auch sich werfen wolle.

Nirgend aber, in keinem Gedichte, Gemâlde, Gebilde kann sie mehr verwundet werden, als auf der Bühne — vor dem lebendigen Volk, wovon ein Fünftel aus Jungfrauen und Knaben besteht — mit lebendigem Wort und Spiel — und endlich durch den lebendigen Menschen, der vor einer Menge erotische Geheimnisse an seiner Person entwickelt. . .

Lasset uns wenigstens die Schauspielerin (wenn auch nicht den Mann oder Vater) schonen. Ist es nicht Grausamkeit eines Dichters, welcher ihr eine Oeffentlichkeit aufdringt, deren sich eine Oeffentliche schâmt? — Auch begeht der Dichter mit dem Plagium an den Rômern, welche Sklaven auf dem Theater wirklich foltern und ehebrechen ließen, ein Menschen-Plagium; denn er soll die Grânze respektiren, wo der schauspielende Kôrper aus dem Scheinen heraustritt ins Sein; und wie er dem mânnlichen kein zerstôrendes oder berauschendes wahres Trinken, so darf er dem weiblichen kein Opfer befehlen, das nicht der reinsten Jungfrau in der Loge anzusinnen wâre. Begehrt er mehr, so ist er ein

Tyrann, kein Künstler, den ich hasse, weil er Menschen-Haß in Kunst-Liebe versteckt.

Die Dichter lassen gern ihre dichtende Nacktheit — um sie zu retten — mit der griechischen, mit der steinernen, ja auch mit der malerischen vermengen. Aber welcher Unterschied zwischen allen dreien! Denn erstlich die steinerne ist keine; eine Statue muß nackt seyn; ein Stein-Mantel würde eben nur einen Mantel zeigen, keinen Leib darhinter. Die plastische Bestimmtheit der Wirklichkeit ist das eiserne Kerker-Gitter, ja Mauerwerk der Phantasie: diese wird dabei ein Geschöpf, kein Schöpfer; und da alles Wirkliche, als solches, nämlich ohne Phantasie, heilig ist und kein Scham-Roth aufzulegen braucht, wie die unschuldigen Kinder zeigen: so habe die Bildsäule, wie eine spartische Jungfrau, nichts um als den allgemeinen Schleier der Gesinnung. In der That haben daher Wollüstlinge in ihren Kabinetten alle andere nackte Kunstwerke eher als steinerne.

Kurz, in der Bildhauerei schafft die Wirklichkeit die Phantasie — anstatt daß im Gedicht diese jene schafft —; auch kennt sie als vereinzelnde Darstellung (denn wer sah noch ein in Stein gehauenes historisches Stück?) nur die allgemeinsten Verhältnisse der Menschheit, welche jede hinfällige Sitte so gut ausschließen als ein Kind es thut. —

Die Malerei aber, die Mitteltinte und Mittlerin zwischen Poesie und Plastik, hat schon keine Kleidung mehr an, die einen Leib verdrängte oder ersetzte, statt zu verheißen. Sondern sie öffnet der Phantasie die Schranken, unbekleidet eben so gut als angekleidet. —

Und jede Pariser Bestie sucht ja eben ein Bilderkabinet mit Schürzen und hat eine Handbibliothek ohne diese — —

Mein letzter Grund für einiges Maßehalten in der erotischen Entschleierung ist blos — und man wird mir leicht zutrauen, daß ich ihn nicht für den stärksten geben will — vom Glück der Menschheit hergenommen, oder doch des Jahrhunderts. Gehörig eingeschränkt ist Rücksicht auf Menschenwohl an keinem Dichter verwerflich. Wenn es nun wahr ist, daß die Schmarotzerpflanzen der sechs Sinne ganz Europa aussaugend umschlungen halten, und daß besonders der Geschlecht-Epheu bald an die Stelle des vertrockneten Baumes den Gipfel heben werde: so sollte der knechtischen Zeit durch die freie Poesie eine sinnliche Richtung mehr genommen als gegeben werden. Sonst, wo es noch Religion und große Zwecke gab und Stärke des Körpers und der Seele, folglich Schwäche der Geschlecht-Phantasie, wo ein Boccacio noch mit Petrarcha Briefe wechselte und über Dante eine Professur hatte, sonst mochte wol eine poetische Flamme von Amor nicht schaden, weil man dem Pulver glich, das sich nicht an der Flamme, sondern an der berührten Kohle entzündet. — Jetzt ists schlimmer. Nehm' ich Hauptstädte aus, wo die Bühne den Sitten wenig schaden kann, weil da die Kunst mehre Gebildete als Sittliche findet, und also nur erfreuen, nicht entstellen kann: so könnt ihr eben so gut ein Feuerwerk in einer Pulvermühle abbrennen als eines und das andere schreiben; und die Wuth einiger neuern Poetiker gegen die bisherige Ehrbarkeit-Sprache, als werde sie gerade jetzt über die Gränze getrieben, ist fast sündig-dumm.

Indeß eben aus dem Menschenglücke wird ein Grund für erotische Ausstellung hergeholt, von dem angenehmsten Reisenden, der je aus Frankreich wieder kam. Freie Gemälde möchten nämlich — hofft der Verfasser der Reisen im mittäglichen Frankreich, da er mit der fürstlichen Brautkapelle sich rechtfertigt — der matten Schattenwelt der großen Welt etwan einigen Geschmack an der Sinnlichkeit beibringen oder auffrischen, woraus denn vieles Gute, hofft er, entsprießen könnte, z. B. Erbprinzen. Sollte der gute eifernde Weltmann wol gegen die Phantasie der Weltleute gerecht genug seyn? Denn an erotischer Phantasie sind sie, ungleich den alten Kraftvätern und gleich allen Schwächlingen statt arm, gerade krank und reich; gerade weniger davon wäre fast Austernkur. — So aber gibt ihnen der witzige Reisende die materia peccans den Sünden- oder Giftstoff als materia medica (als Heilstoff) ein, und martert die arme reiche und große Welt nur noch mehr mit idealen Lavaterschen Aussichten in einen Himmel, zu welchem ihr so oft Ein Flügel gebricht. Einen mitleidigen Mann bewegt es, — sogar zum Lachen, — wenn er sich den Jammer gerade der Leute von Geburt blos denkt, welchen solche Werke nur bitterer machen. Nur dem alten Kraftdeutschen an Seel und Leib sind daher die freiesten Malereien blos Malereien; und es ist für diese Rücksicht kein böses Zeichen, daß die Zensur in Dresden und Leipzig gerade Althings Werke und einige Artikel von Gräff — welche gleichsam die in beiden Städten verbotnen Dirnenhäuser geistig repräsentieren — mit den Namen der Städte und Verleger zu drucken erlauben konnte. — — Und nun sapienti sat! — Auf diese

wenigen 8 Kauteln schränkt sich mein ganzer Tadel der Poetiker ein. Die Stammmutter und Eva dieser Sünden-Familie ist blos — Jugend, theils der Individuen, theils der Zeit. Man schaffe die Mutter fort, so bleiben die Geburten aus. Da nun schon so viele wahrgenommen, daß jede Jugend, sei sie noch so groß, täglich abnehme (in unsern Tagen vorzüglich) und endlich ganz eingehe, so schauen wir ja dem herrlichsten Vertrocknen der Ströme entgegen, wenn das Versiegen der Quelle so entschieden ist.

Doch meine Herren, da Sie, wie ich merke, sämmtlich — wahrscheinlich aus Verdruß nach Hause gegangen sind, so daß keiner von uns mehr da ist als ich allein: so breche ich ohne Weiteres ab und auf und geh' auch fort; denn mich brauch' ich wahrlich nicht zu überreden.

Diesjährige Nachlesung an die Dichtinnen.

Denn mehrere Zuhörer sah ich gewaltsam von Damen an den Armen gefänglich eingezogen und zurückgebracht, damit sie einer Nachlesung der Vorlesung beiwohnten. Sie sagten sämmtlich — denn jede sprach mit — keine wäre eine Dichterin, insofern nach Wolkens Regel dieß eines Dichters Frau bedeute, sondern jede wäre eine Dichtin oder unverheirathet; denn es lohne die Mühe nicht, einen Mann zu haben. Ich faßte diesen Redefaden auf und zog ihn länger aus: „sehr wol! denn die Ehe ist gegen die lyrische Blumenlese der Liebe ja gegen deren bloßes Schlemperlied eine

so langweilige Kanzleiprose als ich nur kenne; und ein Paar weibliche Reime wollen im ehelichen Kanzleistil wenig verfangen gegen den Ehemann, den ewigen Reimer auf sich? — Aber was beliebt Ihnen?“ —

— Ein Widerruf! sagte eine Berliner Jüdinn so keck als hätte sie mich zum Mann und Narren zugleich. Es standen nämlich fünf Jungfrauen oder so etwas dergleichen da, entweder der rechte oder der linke Flügel der bekannten zehn Jungfrauen in der Parabel der Bibel. — Ich versetzte: — „Und warum nicht? Warum soll ich denn wie jeder, das ganze Leben durch mein eigner Jaherr bleiben (denn ich sage zu allem Ja, was ich sage) und nicht auch mein Neinherr werden?“ — „So ist Er immer, sagte eine zweite Jungfrau zu den übrigen; eben Ihr Spaß (fuhr sie gegen mich fort) hat uns bisher in der That für Ihren Ernst meistens schadlos gehalten, und wir alle wie Sie uns da sehen, sind nicht von Ihnen abgefallen, so sehr wir auch rechte Freiheit, ungebundne Lebart in ihrer ungebundenen Schreibart vermißten.“ — „Wenigstens mit Ihren prüden Brittinnen und Ueberkeuschen sehen wir uns gern verschont; ach! in mancher Zügellosigkeit ist vielleicht mehr Religion als Sie nur glauben“ sagte die dritte, der die jungfräuliche Lampe wahrscheinlich von den vielen Winden der Reisen ausgeblasen worden. — „Nur Kraftweiber wollen wir, sagte die vierte, statt euerer elenden früheren Kraftmänner, mehr nicht; nach nichts sollen sie fragen, nicht einmal nach Männern, sondern sich selber setzen wie Fichte“ — die vierte Jungfrau war ganz von der Sache abgekommen, wie vielleicht von noch wichtigern Sachen; ihr Lampenlicht war nicht erloschen, denn sie hatte gar keine Lampe.

Jetzo schien es, als wenn ich zum Schlagworte käme, als die fünfte gleichsam die Domina und Pröbstin des Nonnen-Chors mit den Worten losschlug: „die Sache sei kurz so; sie alle hätten die Jubilate-Vorlesung der Vorschule längst vor Jahren gelesen, und begehrten die Langweile nicht zum zweitenmale, sondern sie wären hergekommen, um von mir, wenn ich wollte, die Ansichten und Anreden an weibliche Poetiker oder Dichtinnen, besonders aber die vier Herzens Kautelen angewandt zu hören, die sie etwan zu beobachten hätten, damit sie nur nicht zu tief unter den Klotilden und anderen Romanengel, zu stehen und zu fallen kämen."

Es war viel, mithin zu viel; in solcher Noth drückte der Vorleser anfangs seine Entzückung und Verlegenheit durch ein Sonnet aus, wovon ihm in der Eile nur die Reime der ersten Strophe entfuhren. Sonnetten — nett — öd' — Nöthen — Nähten — sonn' — Sohn. Darauf begann ich leicht in ungebundner Rede so:

Schönes Fünf!

Wäre Ideen-Ordnung so sehr von Damen gesucht, als Körper-Ordnung, so müßt' ich aufhören und gute Nacht sagen. Aber so schnei' es denn untereinander! die vier Herzens Kautelen männlicher Poetiker — Stolz, Grobheit, Haß, Liebe betreffend — lassen sich für weibliche in eine fünfte einfassen,

die nicht zu heirathen.

Niemand horche zu erstaunt auf! Ich nehme ja ausdrücklich den Fall aus, und gebe ihm die Ehe zu, wenn eine geniale Braut den Ehepakten den geheimen

Artikel beifügen läßt, worin die Zeit von beiden Parteien festgesetzt wird, worin sie sich scheiden lassen. Schon mehre haben vor mir bemerkt, wie eng und warm eine Ehescheidung ein Ehepaar in höherer Potenz wieder verknüpfe; wie ein Ehe-Mann, und wär' er ein Poetiker mit seiner abgeschiedenen Dichtin, ja Dichterin liebend ein pikantes Verhältniß durchgenießt — er kein Witwer, sie keine Witwe — keines befehlend, keines gehorchend, ausgenommen mit Umtauschen — beide zart und warm — beide nicht aus Pflicht liebend, vielmehr darüber hinaus — beide scheu und doch vertraut — furchtsam vor der Welt, halbkühn in der Einsamkeit — und beide mit einer Freiheit, in welcher jede Minute Nein sagen kann. . . . . . Jungfrauen, schon das bloße Gemälde des Scheidens ermuntert zur Ehe. Insofern gleicht ordentlich eine eheliche Person einem peinigenden Zahne, den man ausheben und von den Nerven sondern läßt, und darauf wieder in die Zahnlade einsetzt zum Glänzen und Beißen, ohne die geringsten Schmerzen mehr.

Aber gemach! denn so empfehl' ich die Kautel der Ehelosigkeit schlecht, als ob nicht die meisten Vortheile derselben auch ohne Scheidebriefe zu haben, und zu verbriefen wären.

Die vier Herzens Kautelen rathen sanft vom Heirathen ab. Erstlich die, des Grobianismus. Die Grobheit der männlichen Poetiker füßet sich in den zarten weiblichen zu bloßem kecken trotzenden Absprechen über Weiber, Männer und Bücher ab; und für eine Dichtin gibt es kein Ansehen (Autorität), als das im Spiegel oder höchstens Goethe, oder Shakespeare oder irgend ein Leibschriftsteller. In sofern wäre nichts zu

tadeln. Aber leider der Ehemann, gutes Fünf, sitzt nicht still dazu, wenn ihr dasselbe fast kriegerische Absprechen auch an ihm versucht. Und bei wem könntet ihr mehr Gelegenheit und Gründe zu diesem kühnen Aburtheln vorfinden als bei ihm? Denn je näher dem Rom, sagt das Sprichwort, desto weniger gilt der heilige Vater; und mancher Ehemann ist oft gar weder ein Vater noch ein Heiliger. Ihr werdet es vollends so arg treiben, daß die Stadt erschrickt; denn wenn schon überhaupt die weiche duftende Honigblüte der Jungfrau im Treibkasten des Ehebettes zu einem Winter- oder Lagerobste zeitigt das erst später so weich wird: so läßt sich in einer andern Allegorie denken, was eine Amazone von Jungfrau, welche schon Eine Brusthälfte dem Bogenanlegen aufgeopfert, noch viel Sanftes von der andern unter den Opfern einer Frau zurückbehalten möge. In neuer Zeit wird überhaupt, ungeachtet der Alten, der Bibel und Rousseau's, den Weibern statt der Milde mehr die Wilde angerathen und angelehrt; aber mir dünkt aus Verkennung der weiblichen Anlagen. Glauben Sie mir, verehrtes Fünf, Sie alle haben die nöthigsten zum Toben und Brausen, und wenn ich es wünschte, würden Sie solche mir auf der Stelle zeigen und den Satz lebhaft darthun. Die Weiber haben gesellige Milde, die Männer gesellige Wildheit, weil das männliche Feld ein öffentliches, also oft ein Schlachtfeld ist. Vorleser dieß hat Madonnen in Blick und Ton nach dem Uebertritte aus der Gaststube in die Wohnstube als gute Sturmläuferinnen angetroffen; und so hoch er Lavaters physionomische Fragmente achtet, so machte er doch in den weiblichen Gesichtern noch kein Fragment ausfündig, das ihm für Milde und Ruhe

zum Bürgen stand; aber in männlichen fand er zuweilen das Fragment. — Dabei hat die neuere Stärkkunst der Weiber (sthenische Methode) noch etwas Alltägliches übersehen. Der Mann ist nämlich als Jüngling am wildesten, und an den Jahren kühlt er sich ab; das Weib aber ist als Jungfrau so schüchtern, so mild, und weich, und jeder Dorn der Rose grünt und beugt sich; bis später in der einsamen Selberherrschaft der Ehe alles schön erstarkt. Ein drittes führ ich gar nicht an, sondern setz' es erwiesen voraus — weil Sie es leicht auf der Stelle zu beweisen übernähmen — daß wenn ein leidenschaftlicher und aufgestürmter Mann doch zuweilen Gründe annimmt, die Frau alle nicht nur im Sturme abweiset, sondern auch in der Windstille sie ablehnt; wie denn überhaupt wol ein Sokrates gegen eine Xantippe denklicher ist als eine Sokratissin gegen einen Xantippus. . . Und doch schüttet ihr Büchermacher noch in das Frauenfeuer euer fettes glattes Dinten-Oel! — Nun aber will vollends der Ehemann von Ihnen, angebetetes Fünf, noch mehr angebetet seyn, als selber Goethe; denn er vergibt der Gattin leichter jede andere Sünde als die, gegen den heiligen Geist seiner Persönlichkeit. Ein leichtes Wort zieht hier oft schwerer als eine Thatenlast. Erhalten Sie sich aber ausserhalb der Breter, Stollen und Franzen-Vorhänge des Ehebettes und bleiben Sie blos bei Anbetern: so können Sie diese ohne den geringsten Abbruch der Liebe auspfeifen auf dem Schlüssel — denn er öffnet ihnen nur deren Herzen — und ausstellen mit dem Halseisen — denn es wird nur ein eheliches Halsband daraus; — ja die allgemeine Weltgeschichte theilt uns mehre Ohrfeigen mit, welche Liebhabern zu

erhalten geglückt, und die sie blos zu desto heißern Rittern geschlagen, indeß hingegen bei Ehemännern sogar die stärksten schwerlich als Kußhände einwirken, ja die Liebe mehr zu schwächen als zu heben dienen würden.

Als folgenverwandt ist die zweite Kautel der Poetiker, der Stolz, beinah' abgethan, geniales Quintet! Sind Sie für den einen Verehrer eine Perlenauster mit Perlen oder Glanzgedanken, für den andern, den Sie mit mir tadeln, eine Perlenauster blos zum Verschlingen mit Augen und Lippen: so sind Sie doch für den Ehemann nichts weiter als was er selber ist, die Auster eines verschiedenen Geschlechtes. Ich setze Sie stolzer voraus. — Aber hier liegt doch der Hauptpunkt nicht, und nur die Eile des Ausmachens vor dem Thorschlusse verwirrt das Beste. Sie haben nämlich von Ihren Anbetern irgend einen Preisdichter sich auf immer geistig antrauen lassen, für welchen man als Seelenbraut Vater und Mutter verlassen muß. Wie nun, wenn Ihr körperlicher Ehemann z. B. als ein Stilistiker der Gegenfüßler oder Nebenbuhler dieses Preisdichters wäre? Bei den häuslichen Unterhandlungen darüber wünsch' ich nicht dabei zu seyn. Man kann wol altes und neues Testament der Dichtkunst in Einen Band bringen, aber nicht eine Dichtin und einen Stilistiker in Ein Eheband.

Aber außer den Ehe-Nein's sind hier noch mehr die Ehe-Ja's zu befürchten. Wenn nämlich die Dichtin mit ihrem Anbeter oder Freunde die Ideen theilt oder tauscht, so pflanzt sie sein ästhetisches Absprechen ohne Bedenken durch Nachsprechen fort, weil wie im Körper-

lichen, so hier im Geistigen das Hörrohr, (nach Beckmann) früher erfunden worden als das Sprachrohr — und niemand setzt etwas daran aus. Hält sie aber an den Mann das Hörrohr, anstatt an die vielen Wanderanbeter, so weiß es dort die Welt, hier wissen es nicht einmal diese selber gewiß.

Auch die bekannte dritte Kautel der Poetiker, der Haß, räth die Ehe vielleicht mehr ab als an. Sie und die wenigen, die Ihnen nachzueifern eifern, wissen sehr wol ohne mich, wie sie sich vor jedem Beisitzer an Ihren Putz- und Theetischen durch einen artigen Haß der Menschenliebe, des Mondlichtes, der Empfindsamkeit, der Weinenden, vielleicht größere Reize geben, als Ihre Bescheidenheit nur ahnen will. Wie der Feuer-Aetna Sizilien mit Schnee aus seinen Hölen versorgt: so holten Sie und Ihr Verehrer sich aus Goethes neuern Werken so viel Eis wenigstens ab, als zum Abkühlen seiner früheren nöthig war; und in der That, manche von Ihnen sagten mit Goethens Sinngedicht, der Mensch ist ein Hund, denn dieser ist ein Schuft. Wärme der Sprache also des Mundes wurde mehren Dichtern als ein bedenkliches Zeichen von Gebrechlichkeit verübelt, so wie an Hunden eine warme Schnauze Unpäßlichkeit bedeutet. So viel ist wenigstens gewiß — wobei ich mich auf Sie selber stütze, — daß ein Dichter, der sich noch nicht kalt genug gemacht, um andere warm zu machen, noch zu weit zur Dichter-Größe hin hat, indeß dagegen einer, der Herzens- und Papier-Schreckmann (Terrorist) und überhaupt nicht ohne Grausamkeit ist, doch etwas scheint, so wie in Rom jetzo viele den Apollo von Belvedere (nach Seume) für Nero den Sieger halten.

Aber eben diese ästhetische Härte, ja Herzlosigkeit gewährt Ihnen — wollten Sie dergleichen nur recht nützen — Zauber und Halt, gegen Verehrer, weil diese gewöhnlich die Frauen an der Herzseite, wie das Fußvolk die Reiter an der linken Seite, die keine Waffen und auf dem Pferde schweres Wenden hat, anzufallen pflegen. Die Aufsprünge sind kaum zählbar, in die ein armer Liebhaber zu setzen ist, wenn er an der Herzseite nichts erreichen kann, und bis zum Kopfe hinauf muß. Eine solche Kunsthärte des Herzens gleicht dem physischen Bau, wo zwischen dem weichen Herzen und Busen das schirmende Knochengitter gut angebracht steht.

Was würden Ihnen aber alle diese Vorheile helfen in der Ehe? Nichts, aber wol schaden. Die Ehe erschöpft bald den weiblichen Kopf, aber kein Herz ist zu erschöpfen; jeder Gedanke des Witzes, des Verstandes rc. veraltet wiederkommend, jede Empfindung des Herzens kehrt jung und verjüngt zurück. In der Ehe kann wol weiblicher Glanz dunkler werden, aber weibliche Wärme nicht kälter; so wie das brennende Nachtlicht am Tage zwar seinen Schein verliert, aber seine Wärme fortsetzt und kaum gesehen glüht. Man könnte dieses Gleichniß allgemeiner so gebrauchen: unsere Kenntniß wird zwar wie das Wachslicht durch die Zeiten kleiner oder größer erscheinen, aber die Wärme bleibt auch an jedem Tage ungeschwächt.

Noch bleibt die vierte Kautel, die sinnliche Liebe betreffend, in Rücksicht der fünften, nicht zu heirathen, zu würdigen übrig. Ich hoffe zu Damen zu sprechen,

welche gemeine Vorurtheile nicht mehr hegen, und mit denen also ein freieres Wart zu reden ist, als mit dem Alltagschlag. Gebildete Damen haben jetzo so geistig-ungewöhnliche Schooßbücher als die indischen Damen auffallende Schpoßthiere haben, nämlich Schweinchen, Schlangen, und Eidexen, beide letzte am Busen zum Kühlen. Wir sind wol alle darin einig, daß, wenn man weibliche und jungfräuliche Wesen, für etwas Heiliges (und dieß mit Recht) erklären, und doch jeden, der sie berührt, für unheilig halten will, dieß nichts als eine Wiederholung des elenden Aberglauben *) der Aegypter ist, welche eben so Tauben für heilig und des Anbetens werth ansahen und daher recht viele hielten, gleichwol aber durch die Berührung derselben, unrein zu werden besorgten. Lächerlich genug! Und doch nichts weiter als eine Folge der erbärmlichen Schranken der Geschlecht-Prüderie und Sittlichkeit, in welchen man von jeher uns, besonders aber die Weiber, zu halten getrachtet. Wenn einmal ein Reich-Abschied von 1577 den guten Frauen das körperliche Springen verbot, so hat man freilich nur wenige Schritte zum Verbote auch jedes geistigen Springens, es sei mit Gedanken oder mit Neigungen. Sollen aber doch gewisse eingewurzelte Vorurtheile gegen die Sinnlichkeit herzhaft ausgereutet werden, so weiß ich nicht, schönes Sinnenfünf, wie irgend Jemand dergleichen in der Ehe durchzusetzen hoffen kann. Schon an sich sind Ehemänner dünn gesäet, noch dünner aber ein Ehemann, mit welchem eine Gattin für ihre Morgengabe sich eine

*) Allgem. Welthistorie 2ter Band.

unentgeltliche Zugabe von fünf Gratis-Exemplaren erkaufen könnte wie man umgekehrt für fünf bezahlte Buch-Exemplare das sechste frei bekommt; und sogar am Vorleser dieß, würde sich jede von ihnen, schönes Fünf vergriffen haben, welche hierin über ihn einer vortheilhafteren Meinung gewesen wäre. So bleibt denn wol für jede, die mit Ernst an die Sache gehen will, nichts übrig, als mein Rath, zwar Lieben zu lieben, aber nicht das Ehlichen, dann geht so vieles besser. Eine Dichtin sucht und findet stets junge Männer, die etwas aus Kunst und Wissenschaft machen und zu machen wissen — nur ein Eheherr bekümmert sich, wie wir schon gehört, um dergleichen bei seiner Frau so wenig; — Wissenschaft und Kunst sind aber der Liebe so verschwistert und benachbart, daß, wenn in Athen der weisen und kriegerischen Pallas ein Opfer gebracht wurde, man auch dem Amor eines bringen mußte, weil beide Gottheiten *) im selben Tempel standen; eine antike Sitte, welche mit Weglassung der veralteten Festlichkeiten in neuern Zeiten noch von vielen Sing-, Klavier- und Hofmeistern beibehalten wird. Man denkt sich auch in die höhern Absichten dieser Lehrmeister leicht bei einiger Gutmüthigkeit hinein; es ist ihnen nämlich wirklich nicht so wol darum zu thun, nur sterblich vergängliche Geburten zu erzeugen. — Dergleichen erlernte Gesänge, Spielstücke, Aufsätze und andere Geistesgeburten immer bleiben werden — als vielmehr unsterbliche im strengsten Sinn, welche gleich ihren Eltern auch in einer zweiten Welt noch fortdauern.

---

*) Nat. com. p. 1172.

Somit glaub' ich einem reizenden Fünf von gewaltigern Direktrizen als die fünf französischen Direktoren waren, das alte Sprichwort von Oestreich: tu felix Austria nube *) (du glückliches Oestreich heirathe) in der schönen Umkehrung und Anwendung auf Sie: Du glückliches Direktorat heirathe nicht, (nämlich tu felix directorium ne nubas) warm vorgehalten und gepriesen zu haben.

Uebrigens will die ganze Nachvorlesung nichts seyn als ein geringer Dank für die Treue, womit Sie mir, ungeachtet so vieler ernsten und sentimentalen Stellen oder Flecken meiner Werke aus Dank für den Spaß getreu geblieben. Doch belohnt sich ein solches Festbleiben schon ohne mich; es ist dasselbe Festhängen, wie an einer Lustpartie; denn es wurde noch nie erhört, daß Damen, welche an einem himmlischen Sonnabend sich zu einer Lustfahrt für den noch himmlischern Sonntag verabredet hatten, solche etwa darum aufgegeben hätten, weil der Sonntag Vormittags Gewitterregen kochte und Nachmittags ausgoß; sie wechselten nichts, nicht ihre Entschlüsse, nur Sonnen- gegen Regenschirm — Gute Nacht! Und geben Sie mir den Nachtfrost, welchen jetzo Ihre Reize empfinden, nicht als geistigen zurück!

Das Jungfrauen-Fünf schied sich lampenleer von mir; aber ohne irgend einen Danklaut, auf welchen ich

*) Bekanntlich vergrößerte sich Oestreich häufig durch Vermählungen.

gerechnet hatte. Am Morgen mußt' ich sogar erfahren, daß die meisten der Rath, nicht zu heirathen, sogar verdrossen hatte; besonders die älteren — weniger die häßlichen — am wenigsten die jüngsten. Da man nun dieß jetzo weiß, so rathe künftig jeder den Dichtinnen das Gegentheil an und opfere lieber ihre künftige Gatten auf.

III. Kantate=Vorlesung.

Ueber die poetische Poesie.

(Personalien der Vorlesung.)

Ich wartete eine Stunde, eh' ich sie anfieng, um so mehr, da kein Zuhörer da war. Endlich, als ich darauf nicht länger warten wollte, erschien doch einer, nämlich der unbekannte Jüngling; und ich hob natürlich froher an wie folgt:

Verehrter Hörsaal! Keine einzige Zeit hatte je ganz Recht, aber auch keine ganz unrecht; beides macht eben, daß ihre Moussons, die ein halbes Jahr nach Süden geweht, wieder ein halbes blos nach Norden wehen...... — Sogleich da unterbrach mich der eben so verstimmende als verstimmte Jüngling im schwachen Scherze eines akademischen Vorlesers „Fikzion und versetzte fast ungehalten: „inzwischen ziehe an den Wendezirkeln (den Sinnbildern der Dicht= und Denkkunst) ja täglich das Wehen mit der Sonne um den Himmel — Auch gebrech' es meiner Antithese zwischen Stilisti=

kern und Potikern ganz an tapferer Synthese, nämlich an der organischen. Denn theoretische sei so dumm und hohl; wechselseitige Würfelseiten würden ja blos willkührlich hin und her gemessen; und irgend eine Gleichung der feindlichen Körper käme so wenig dabei heraus als an einer Bildsäule und einem Rekruten durch beider Anlegen ans Rekruten-Maß — Hingegen eine organische Synthese sei eine hübsche Heirath, woraus stets ein lebendiges Kind entspringt«....

Zum Schaden des Jünglings traf es sich, daß ich mich umsah und auf der Fensterbrüstung ein Blatt an mich gegen Herder gerichtet erblickte. »Ich antworte« antwortete ich dem Jüngling, um erst das Blatt zu lesen. Was enthielt es aber anders, als was ich von dem ersten besten ergrimmt davongelaufenen Poetiker vermuthen konnte, da ichs so oft schon gehört, bekriegt und verflucht hatte, — nämlich das alte doppelseitige Verkennen der entflogenen großen Seele, von welcher niemand stolz genug seyn darf, zu sagen: »ich habe sie ganz gekannt.«

Ich sagte die Sache dem Jüngling mit drei Worten und fügte bei, ich möcht' es in Rücksicht der Irrthümer fast für ein Blatt aus dem gedruckten »Briefe eines Nürnbergers an mich« ansehen, wär' es nicht so gut und mit ästhetischem Sinn geschrieben; »der edle Geist fuhr ich fort, wurde von entgegengesetzten Zeiten und Parteien verkannt: doch nicht ganz ohne seine Schuld; denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erster oder sonstiger Größe war, sondern ein Bund von Sternen, aus welchem sich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchstabiert, der eine das der Wage oder des Herbstes, der andere das des Krebses oder

Sommers und so fort. Menschen mit vielartigen Kräften werden immer, die mit einartigen selten verkannt; jene berühren alle ihres Gleichen und ihres Ungleichen, diese nur ihres Gleichen *).

Der Jüngling lächelte und bemerkte, „ich hätte hoffen lassen, zwischen beiden Parteien oder mit andern Worten zwischen dem alten Realismus und dem neuen Idealismus eine organische Synthese aufzustellen.“

Diese wäre denn, wie Sie selber sagten, ein Kind oder Leben aus zwei Leben; aber aus jeder Synthese entspinnt sich wieder eine Antithese der Geschlechter und so hörte es ja nie auf..... Indeß auf diese Weise, mein Herr, werd ich wenig fischen, daß man mich so auf einmal theils in die neue Metaphysik hineinschlägt, theils in den Dialog... Geh' Er muthig heim, treuer Famulus, jetzt regieren Diskurse; — oder schweig'

*) Was später in der Vorlesung über Herder vorkommt, konnte weniger seine Seelengestalt als meine Empfindungen malen wollen. Der noch neue schwarze Grabhügel ist für die zitternde Hand nicht das Schreibpult oder Malergestell, um den abzuzeichnen, der unter dem Hügel liegt. Aber in der Beschreibung meines Lebens — wenn anders dieses flüchtige und sich vor dem ewigen Ich verflüchtigende Leben noch die Mühe einer Darstellung verdient — will ich so gut ich kann, Herders Fürstenbild aufhängen, und aus den schönen wenigen Jahren, die als Seelen- und Edenjahre ich mit ihm verlebte, die Stralen zu seinen Seelenlinien holen und bringen. Freilich liegt in diesen letzten Jahren ein schwerer Schmerz für alle seine Liebenden; denn er erlebte seine jetzige Feier nicht, und dieses Gestirn ging wie Lessing, hinter dem Gewölke der Zeit bleich-verschleiert hinab.

Er draußen an den Nachtigallen um Ihn her; sie wollen ordentlich den Namenstag des heutigen Cantate-Sonntags feiern, wie die herrliche Abendsonne dessen Geburtstag; Er kann ja an manches denken...

Ihre metaphysischen breiten Schul-Worte, mein Herr, kann ich, insofern jetzt auch meine Zahlwoche beginnen soll, unmöglich gebrauchen, weil dieser metaphysische Schnee, nicht wie der poetische Spiegel Gestalten, sondern nur ein unbestimmtes Schimmern zurück wirft. Lassen Sie mich das Höchste der Poesie, den Parnassus-Gipfel, wo sich alle Parteien begegnen sollen, wenn sie auch auf Mittag- und auf Mitternachtseiten den Berg hinaufgezogen, auf andere Weise nennen. Wir haben etwas in uns, was unaufhaltbar einen ewigen Ernst, den Genuß einer unbegreiflichen Vereinigung mit einer unbekannten Realität als das letzte setzt. Das Spielen der Poesie kann ihr und uns nur Werkzeug, niemals Endzweck seyn.

„Ist Freiheit kein würdigster Zweck?" Freiheit wovon ist keiner und leer ohne die Freiheit woran und wozu; sonst wäre Nichtsein die größte negative Freiheit. Jedes Spiel ist eine Nachahmung des Ernstes, jedes Träumen setzt nicht nur ein vergangenes Wachen, auch ein künftiges voraus. Der Grund wie der Zweck eines Spiels ist keines; um Ernst, nicht um Spiel wird gespielt. Jedes Spiel ist blos die sanfte Dämmerung, die von einem überwundenen Ernst zu seinem höhern führt.

„Aber den höhern vernichtet wieder ein höheres Spiel" —

Es wechsle lange fort und ab, aber endlich erscheint der höchste, der ewige Ernst. Ueber das Erhe-

ben kann man sich nicht erheben. Obgleich z. B. der Dichter die ganze Endlichkeit belachen kann: so wär es doch Unsinn, die Unendlichkeit und das ganze Seyn zu verspotten und folglich auch das Maß zu klein finden, womit er alles zu klein findet. Ein Gelächter von Ewigkeit her wäre aber um nichts ungereimters als ein ewiges Spielen des Spielens *). Götter können spielen; aber Gott ist ernst.

— „Ich fasse nichts von einem Ernste bei unendlicher Freiheit“ — Aber auch bei unendlicher Nothwendigkeit! Ich fasse freilich auch nichts davon und von einer Vereinigung beider, so wenig als ich das Seyn oder Gott begreife; indeß sind ewige Nothwendigkeit und Freiheit zugleich unvertilgbar gegeben. Ewig dringen wir — als auf das Ur-Letzte und Ur-Erste — auf etwas Reales, das wir nicht schaffen, sonden finden und genießen und das zu uns, nicht aus uns kommt. Uns schaudert vor der Einsamkeit des Ich (wenn wir uns nur z. B. den unendlichen Geist des All vormalen); wir sind nicht gemacht, alles gemacht zu haben und auf dem ätherischen Throngipfel des Universums zu sitzen, sondern auf den steigenden Stufen unter dem Gott und neben Göttern. — „Ist das Reale außer uns: so sind wir ewig geschieden davon; ist es in uns: so sind wirs selber.“ — Dasselbe gilt ganz vom Wahren; denn sein muß es sogar nach dem Skeptiker, weil irgend etwas, wenigstens das Existieren existiert; folglich hat das Erkennen noch ein höheres

*) Schillers Spieltrieb (von Kant geborgt) zerfällt wieder in einen höhern Stoff- und Formtrieb und immer wird die letzte Synthese fehlen.

Ziel, aber außer sich, als das Erkennen des Erkennens. Dasselbe gilt von der sittlichen Schönheit. Das Gesetz ist nur der sittliche Idealismus; aber wo ist der sittliche Realismus? Wo ist denn die unendliche Materie zu dieser unendlichen Form? — Dasselbe gilt, sag' ich zuletzt, von dem höchsten Gegenstande der Liebe; in uns ist er uns ein Nichts; außer uns sehnen wir uns ewig umsonst; denn alle Liebe will weder Zweiheit, noch Einheit, sondern Vereinigung.

— „Endlich — sagte der Jüngling mit frohem Lächeln — haben wir ja etwas gefunden, was den Fuß- und Scheitelpunkt aufhebt, nämlich den Schwer- und Mittelpunkt. Die Synthese aller Antithesen, des In und Außer uns, des Stoffs und der Form, des Realen und Idealen, aller Differenzen ist die Indifferenz.“

Das ist die einzige Weise, den Knoten nicht zu zerschneiden, sondern zu verbrennen; diese Trotz-Foderung, das Verstummen der Philosophie für das leiseste Lehren derselben anzunehmen, die Stille für Pianissimo, kurz die potenziirte Aufgabe für die Auflösung.

„Zum Glück ist das Indifferenziiren schon ohne den Philosophen geschehen. Denn das ewige ist; die Einwürfe des Verstandes gegen Schelling treffen die Gottheit, nicht das System, ihre, nicht seine Unbegreiflichkeit.“

Ich gebe das eben auf Kosten nicht des Philosophen *), sondern des Philosophirens zu. Ich glaube

*) Möge Schelling sich immer mehr der Naturphilosophie geloben und ihr durch die seltne Vereinigung von Phantasie, Tiefsinn und Witz den zweiten Bako geben, der der

nicht blos das Ewige, sondern den Ewigen. Was wir aber ewig fodern, ist weniger die Gleichung der Realität und unsers Denkens, als die Ausgleichung, weniger die Erklärung als die Ergänzung unsers Wesens.

„Wodurch kennen wir dieses Etwas als wieder durch und in uns?“

Allerdings schließet sich wieder der alte platonische Zirkel zwischen Trieb und Gegenstand zu. Allein hier kann man nicht kühn erklären, sondern nur kühn vorzeigen. Aus demselben Grunde, warum der Realismus nicht vom Denken zu beweisen ist, kann er auch nicht durch dasselbe oder in dasselbe aufgelöset werden.

Man frage lieber den Realismus unserer Gefühle. Wem ist nicht in der körperlichen Gegenwart eines großen Mannes, einer göttlichen Seele, eines geliebtesten Herzens der Idealismus nichts? Worin ist denn vor dem bloßen Begriff Gegenwart eines Menschen als eines Geistes von dessen Abwesenheit verschieden? — In nichts. Eine Wachsstatue könnte mir die Gestalt eines Menschen — ein Automat die Bewegung und Stimme — dieses oder ein Brief die Worte zubringen — wäre mir dieß dessen Gegenwart?

„Gar nicht! Auch die Erklärung etwa, daß Gegenwärtigkeit blos im Bewußtsein meiner eigenen vor dem andern bestehe, schöbe die Antwort nur hinaus; denn ich könnte ja auch mich dem Repräsentanten repräsentieren lassen.“

Und doch kennt das Herz den Himmel der Gegenwart und den Schmerz am Grabe. Ueberall bleibt

---

ungeheueren atomistischen Welt von Erfahrungen noch als ordnende Weltseele gebricht.

ein Uebergewicht des Realen. Es gibt einige Blitze in der ersten Liebe, zuweilen bei der Musik, bei großen Entschlüssen, bei großen Schmerzen, bei Entzückungen — da gibt es Blitze, welche den ganzen Himmel fliehend aufreißen, den wir suchen. Aber wer thut dieß noch milder, fester, reiner, länger? Wer kann, wenn das Bild nicht zu kühn ist, gerade wie ein schönes Angesicht von einer schönen Seele, so das schöne Angesicht des urschönen Allgeistes werden? Ich denke, die Dichtkunst.

(Hier gab mir der erröthende Jüngling schnell die Hand und sagte sanft: die Dichtkunst! Wie reizend schien er mir jetzt das schöne Morgenkleid des Lebens zu tragen, die Jugend!)

Gerade das Höchste, was aller unserer Wirklichkeit, auch der schönsten des Herzens ewig abgeht, das gibt sie und malt auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauspiel; sie ist kein platter Spiegel der Gegenwart, sondern der Zauberspiegel der Zeit, welche nicht ist. Jenes Etwas, dessen Lücke unser Denken und unser Anschauen entzweiet und trennt, dieses Heiligste zieht sie durch ihre Zauberei vom Himmel näher herab; und wie die Moral der gebende und zeigende Arm aus der Wolke ist, so ist sie das helle süße Auge aus der Wolke.

Sie kann spielen, aber nur mit dem Irdischen, nicht mit dem Himmlischen. Sie soll die Wirklichkeit, die einen göttlichen Sinn haben muß, weder vernichten, noch wiederholen, sondern entziffern. Alles Himmlische wird erst durch Versetzung mit dem Wirklichen, wie der Regen des Himmels erst auf der Erde für uns hell und labend. Doch beide muß uns nicht das

ben kann man sich nicht erheben. Obgleich z. B. der Dichter die ganze Endlichkeit belachen kann: so wär es doch Unsinn, die Unendlichkeit und das ganze Seyn zu verspotten und folglich auch das Maß zu klein finden, womit er alles zu klein findet. Ein Gelächter von Ewigkeit her wäre aber um nichts ungereimters als ein ewiges Spielen des Spielens *). Götter können spielen; aber Gott ist ernst.

— „Ich fasse nichts von einem Ernste bei unendlicher Freiheit“ — Aber auch bei unendlicher Nothwendigkeit! Ich fasse freilich auch nichts davon und von einer Vereinigung beider, so wenig als ich das Seyn oder Gott begreife; indeß sind ewige Nothwendigkeit und Freiheit zugleich unvertilgbar gegeben. Ewig dringen wir — als auf das Ur-Letzte und Ur-Erste — auf etwas Reales, das wir nicht schaffen, sonden finden und genießen und das zu uns, nicht aus uns kommt. Uns schaudert vor der Einsamkeit des Ich (wenn wir uns nur z. B. den unendlichen Geist des All vormalen); wir sind nicht gemacht, alles gemacht zu haben und auf dem ätherischen Throngipfel des Universums zu sitzen, sondern auf den steigenden Stufen unter dem Gott und neben Göttern. — „Ist das Reale außer uns: so sind wir ewig geschieden davon; ist es in uns: so sind wirs selber.“ — Dasselbe gilt ganz vom Wahren; denn sein muß es sogar nach dem Skeptiker, weil irgend etwas, wenigstens das Existieren existiert; folglich hat das Erkennen noch ein höheres

*) Schillers Spieltrieb (von Kant geborgt) zerfällt wieder in einen höhern Stoff- und Formtrieb und immer wird die letzte Synthese fehlen.

Ziel, aber außer sich, als das Erkennen des Erkennens. Dasselbe gilt von der sittlichen Schönheit. Das Gesetz ist nur der sittliche Idealismus; aber wo ist der sittliche Realismus? Wo ist denn die unendliche Materie zu dieser unendlichen Form? — Dasselbe gilt, sag' ich zuletzt, von dem höchsten Gegenstande der Liebe; in uns ist er uns ein Nichts; außer uns sehnen wir uns ewig umsonst; denn alle Liebe will weder Zweiheit, noch Einheit, sondern Vereinigung.

— „Endlich — sagte der Jüngling mit frohem Lächeln — haben wir ja etwas gefunden, was den Fuß- und Scheitelpunkt aufhebt, nämlich den Schwer- und Mittelpunkt. Die Synthese aller Antithesen, des In und Außer uns, des Stoffs und der Form, des Realen und Idealen, aller Differenzen ist die Indifferenz."

Das ist die einzige Weise, den Knoten nicht zu zerschneiden, sondern zu verbrennen; diese Trotz-Foderung, das Verstummen der Philosophie für das leiseste Lehren derselben anzunehmen, die Stille für Pianissimo, kurz die potenzirte Aufgabe für die Auflösung.

„Zum Glück ist das Indifferenziiren schon ohne den Philosophen geschehen. Denn das ewige ist; die Einwürfe des Verstandes gegen Schelling treffen die Gottheit, nicht das System, ihre, nicht seine Unbegreiflichkeit."

Ich gebe das eben auf Kosten nicht des Philosophen *), sondern des Philosophirens zu. Ich glaube

*) Möge Schelling sich immer mehr der Naturphilosophie geloben und ihr durch die seltne Vereinigung von Phantasie, Tiefsinn und Witz den zweiten Bako geben, der der

Thal, sondern der Berg zubringen. Indeß muß dem Dichter wie den Engeln *) die Erkenntniß des Göttlichen die erste am Morgen seyn, und die des Geschaffnen die spätere Abends; denn aus einem Gott kommt wol eine Welt, aber nicht aus einer Welt ein Gott.

„Bei Gott!“ sagte der Unbekannte. Niemals fuhr ich fort, ist daher vielleicht der Dichter wichtiger als in solchen Tagen, denen er unwichtiger erscheint; d. h. in unsern. Wer in die historische Zukunft hinaus sieht, der findet unter den wachsenden Städten und Thronen, welche den Himmel immer mehr zu einem blauen Streif verbauen — in dem immer tiefern Einsinken der Völker in die weiche Erde der Sinnlichkeit — im tiefern Eingraben der goldhungrigen Selbsucht — ach in tausend Zeichen einer Zeit, worin Religion, Staat und Sitten abblühen, da findet man keine Hoffnung ihrer Emporhebung mehr — außer blos durch zwei Arme, welche nicht der weltliche und der geistliche sind, aber zwei ähnliche, die Wissenschaft und die Dichtkunst. Letzte ist der stärkere. Sie darf singen, was niemand zu sagen wagt in schlechter Zeit. Große, oder verschämte Gefühle, die sich vor der Welt verhüllen, krönt sie auf dem höchsten Throne; wenn jene sich wie Sterne am Tage verbergen, so gleicht sie dem Sterne der Weisen, der nach den Alten am Tage leuchtete. Wenn die Welt- und Geschäft-Menschen täglich stärker den Erdgeschmack der Zeit annehmen müssen, in

*) Nach Augustin und den Scholastikern haben die Engel eine zweifache Erkenntniß matutina cognitio oder die von der Gottheit, vespertina oder die von geschaffnen Dingen. Gerhard loc. theolog. T. II. p. 24.

der sie leben: so bricht der Genius, wie der Nachtschmetterling, der sich unter der Erde entpuppet, mit unversehrten Flügeln aus den Schollen in die Lüfte auf. Ist einst keine Religion mehr und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert — möge nie das Kind eines guten Vaters diese Zeit erleben! —: dann wird noch im Musentempel der Gottdienst gehalten werden.

Denn dieß ist eben das Große, daß wenn Philosophie und Gelehrsamkeit sich im Zeitenlaufe zerreiben und verlieren, gleichwol das älteste Dichterwerk noch wie sein Apollo ein Jüngling bleibt, blos weil das letzte Herz dem ersten gleicht, nicht aber so die Köpfe. Deswegen gibt es für die unabsehliche Wirkung des Dichters nur Ein Gebot: beflecke die Ewigkeit nicht mit irgend einer Zeit, gib nicht die Ewigkeit der Hölle statt des Himmels. Darf sich die Dichtkunst, weder zu missfallen, noch zu gefallen suchend, absondern von der Gegenwart und uns, obwol in Ahnungen, Resten, Seufzern, Lichtblicken eine andere Welt zeigen in der hiesigen — wie einst das nordische Meer fremde Samen, Kokosnüsse etc. an die Küste der alten Welt antrieb und das Daseyn der neuen ansagte — so trete sie auch der verdorbnen, zugleich eben so selbstmörderischen als selbstsüchtigen Zeit desto freier in den Weg, welche, den Tod aus Mangel an Himmel hassend, gern die hohe Muse nur zur Tänzerin und Flötenspielerin am flüchtigen Lebens-Gastmal bestellte und herabzöge. Kommt die Muse groß, auf den Grabhügel statt auf den Kothurn steigend, und ist sie, obwol ein Engel des Himmels, doch ein Todesengel der Erde; so wird, sagen sie, die Mahlzeit und die griechische Heiterkeit der

glücklich! Der Name Land ist recht; denn ans Land setzen die Schiffer ihre Verwundeten der Wellen zum Genesen. — Gleichsam mit einem Liebetrank der Inbrunst gegen die ganze Natur geboren, hielt Er wie ein Bramine mit dem hohen Spinozismus des Herzens jedes Thierchen und jede Blüte werth und am Herzen fest; und ein Reisewagen, durch grünendes Leben gehend, war sein Sonnenwagen und nur dem freien Himmel schloß sich, wie unter der Musik, Sein Herz wie eine Blume recht weit-erheitert auf.

Als ich so an Ihn dachte, da die Sonne schön im vollen Glanze niederging und der Gedanke mich nicht trösten konnte, daß dieser Geist nun neu-verbunden lebe mit seiner geliebten Natur: so stand der schöne Jüngling wieder vor mir, den ich vielleicht im untergehenden Glanze nicht bemerken können. — Er sagte bloß ernst, ohne Zorn und ohne Scherz: „er nenne sich überall gerne, wo man etwas gegen ihn habe; — Namenlosigkeit gezieme keinem Gegner — wiewol er dieß kaum sey, da er H. in seinen frühern Werken, eh' Ihn die Erde aus einem freien Kometen zu ihrem sanften Monde gemacht, genug verehre."

„Mein Name, sagt' er, ist *****." — Der *** in meinem Romane? fragt' ich erstaunt. — Er war es; aber man vergeb' es, wenn ich aus wichtigen Gründen den wahren Namen dem leichten Errathen überlasse.

Nun war so vieles geändert. — Dieser etwas stolze Jüngling hatte nie andere Irrthümer als verzeihliche; ich liebte ihn so stark, daß ich ihrer ungeachtet mit ihm über den theuren Todten zu reden wünschte.

„Höre mich, lieber Jüngling, jetzt willig über Ihn. Die Sterne kommen meinen Worten zu Hülfe. Sein himmlisch-gestimmtes Lied an die Nacht *)

Kommst du wieder, heilige stille Mutter der Gestirn' und himmlischer Gedanken, rc.

hör' ich diesen Abend in einem fort in meinem Innern singen. Ich kann nur einiges über ihn sagen; unzulänglich ists ohnehin; ein Mensch der in Worte aufzulösen wäre, würde ein alltäglicher seyn; den Sternen-Himmel malt keine Sternkarte, obgleich ein Gemälde etwa eine Landschaft. Du sprachst von seiner neuern Veränderung als eine Hinabänderung. Gewiß muthest du nicht, wie das Vorurtheil, dem Schriftsteller im ewig nur reifenden Leben die gemeine schwere Unveränderlichkeit zu, die man doch den Zeiten erlässet oder, wenn sie erschiene, verdächte — wenn nur das Göttliche im Menschen sich nicht verändert, oder (weil dieß Eins ist) nicht vernichtet; eben so lässet die göttliche Ewigkeit den Zeiten-Strom unverändert über sich fließen. Der Mensch scheint oft veränderlich, weil die Zeit es ist. Der Pfeiler, der in den Wellen steht, scheint sich hin und her zu brechen, blos weil sich diese brechen, oft an ihm selber. Warum findet man Ihn nicht darin Lessing gleich? Ein Vater und Schöpfer der Zeit wird sehr bald deren Zuchtmeister und Feind; indeß ihr bloßer Sohn nur ihr Schüler und Schmeichler wird. — Blos für Jugend oder Schwäche rundet sich die Gegenwart zu, ohne Bedarf einer Zukunft; aber ein Sieger und Gegenfüßler irgend einer Gegen-

*) Adrastea XII. S. 277.

wart ist auch einer für jede. So glich der geliebte Geist den Schwanen, welche in der harten Jahreszeit die Wasser offen erhalten durch ihr Bewegen.

Noch hab' ich nicht das volleste Wort von Ihm gesagt, Jüngling. War Er kein Dichter — was Er zwar oft von sich selber glaubte, eben am homerischen und shakespeareschen Maßstab stehend, oder auch von sehr berühmten andern Leuten — so war er blos etwas besseres, nämlich ein Gedicht, ein indisch-griechisches Epos von irgend einem reinsten Gott gemacht. Du verstehst die starke Rede. Sie ist wahr; und ich meinte ihn vorhin sehr im Hin- und Hermalen der höchsten Poesie.

Aber wie soll ichs auseinander setzen, da in der schönen Seele, eben wie in einem Gedichte, alles zusammenfloß und das Gute, das Wahre, das Schöne eine untheilbare Dreieinigkeit war? Griechenland war ihm das Höchste und wie allgemein auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte — sogar seines Hamanns Stil — so hing er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereister Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüten-Ländern, an der griechischen Heimath am innigsten. Er und Goethe allein, (jeder nach seiner Weise), sind für uns die Wiederhersteller oder Winkelmanne des singenden Griechenthums, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelen-Zunge hatten lösen können.

Herder war gleichsam nach dem Leben griechisch gedichtet. Die Poesie war nicht etwa ein Horizont-Anhang ans Leben, wie man oft bei schlechtem Wetter

am Gesichtkreise einen regenbogenfarbigen Wolken-Klumpen erblickt, sondern sie flog wie ein freier leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelpforte. Daher kam Seine griechische Achtung für alle Leben-Stufen, seine zurechtlegende epische Weise in allen seinen Werken, welche als ein philosophisches Epos alle Zeiten, Formen, Völker, Geister mit der großen Hand eines Gottes unparteiisch vor das säkularische Auge (das Jahre nur am Jahrhundert ausmißt) und also auf die weiteste Bühne führt. Daher kam sein griechischer Widerwille gegen jedes Ueberschlagen der Wage auf die eine oder die andere Seite; manche Sturm- und Folter-Gedichte *) konnten seine geistige Marter bis zur körperlichen treiben; Er wollte die Opfer der Dichtkunst nur so schön und unverletzt erblicken, als der Donner des Himmels die getroffenen Menschen läßt. Darum zog er, wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Empfindung, z. B. um die Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, früh die Grenze der Schönheit. Nur Menschen von flachen Empfindungen schwelgen in ihnen; die von tiefer fliehen ihre Allmacht und haben darum den Schein der Kälte. Eine große dichterische Seele wird leichter alles auf der Erde als glücklich; denn der Mensch hat etwas von der Lavatere, welche Jahre lang jedem Winter trotzt, aber zart wird und vergeht, sobald sie Blumen trägt. Freilich ist der Dichter ein ewiger Jüngling und der Morgenthau liegt

*) Seine Seelen-Worte lenkten zuerst den Verfasser von der jugendlichen Verwechslung der Kraft mit der Schönheit zurück.

durch seinen Lebenstag hindurch, aber ohne Sonne sind die Tropfen trübe und kalt.

Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie er. Die meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste einer Wissenschaft; Er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen wie von einem austrocknenden Epheu, Er aber wie von einer Trauben-Rebe. — Ueberall das entgegengesetzte organisch-dichtend sich anzueignen, war sein Charakter; und um das trockne Kernhaus eines Lamberts zog Er eine süße Frucht-Hülle. So verknüpfte Er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigt' Er die griechische Humanität, der Er den Namen wieder gab, in der zärtlichsten Achtung aller rein-menschlichen Verhältnisse und in einem Lutherischen Zorn gegen alle von Religionen oder Staat geheiligten Gifte derselben. So war Er ein Festungwerk voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Aeste Sinnpflanzen waren. Wie herrlich unversöhnlich entbrannte Er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbzwist, Unredlichkeit und poetische Schlamm-Weiche, so wie gegen deutsche kritische Rohheit und gegen jeden Zepter in einer Tatze; und wie beschwor Er die Schlangen der Zeit! Aber wolltest du, Jüngling, die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe, es sey gegen ein Kind oder ein Gedicht oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann, diesem Heros und Kinde zugleich,

der wie ein elektrisierter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft da steht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht.

Wenn Er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist schilderte, den Er sogar über sich stellte, (wiewol Hamann weniger griechisch und beweglich und leicht blühend und organisch-zergliedert war), und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftinsel nachgesunken: so wurde man aus seiner Sehnsucht innen, daß Er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald sokratische, bald horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im Einzelnen anstatt im Ganzen gewogen und erwogen; und erst auf der Demantwage der Nachwelt wird es geschehen, auf welche die Kiesel nicht kommen werden, womit die rohen Stilistiker, die noch rohern Kantianer und rohe Poetiker ihn halb steinigen, halb erleuchten *) wollten.

Der gute Geist gab viel und litt viel. Zwei Reden von ihm bleiben, obwol andern unbedeutend, mir immer zur Betrachtung; die eine, daß Er einst an einem Sonntage mit wehmüthigem Schmerz über die

*) Aus durchsichtigen Kieseln werden in London Brillen geschliffen.

kahle kalte Zeit unter den wie aus den alten Jahrhunderten herüber fließenden Tönen des nahen Kirchengeläutes sagte: Er wünsche, er wäre im Mittelalter geboren worden — du mißverstehst gewiß dieses Wort am wenigsten; — die zweite ganz andre Rede war, daß Er sich eine Geistererscheinung wünschte, und daß Er gar nichts von dem gewöhnlichen Geister-Schauder dabei empfände und ahnete. O die reine geister-verwandte Seele! Ihr war dieß möglich, — so dichterisch sie auch war und so sehr gerade eine solche am meisten erschaudert vor den langen stillen Schleiern, die hinter dem Tode wohnen und gehen; — denn sie war selber der Erde eine Geistererscheinung, und vergaß nie Ihr Reich; Ihr Leben war die glänzende Ausnahme vom zuweilen befleckten genialen; sie opferte, wie die alten Priester, auch am Musenaltare nur weiß gekleidet.

Ich sage dir, Jüngling, er kommt mir jetzo — so sehr auch sonst der Tod die Menschen in eine heilige Verklärung hinein hebt — in seiner Ferne und Höhe nicht glänzender vor als sonst hier unten neben mir; ich denke mir Ihn drüben hinter den Sternen, gerade an seinem rechten Orte und nur wenig verändert, die Schmerzen ausgenommen. Nun so feiere nur recht drüben dein Erntefest, du Reiner, du Geister-Freund; dein schwerer Aehrenkranz erblühe dir auf deinem Haupte zur leichten Blumenkrone, du Sonnen-Blume, endlich auf deine Sonne versetzt!

In seinem Nacht-Liede sagt Er zu seinem schlafenden Körper:

Schlummre wol indeß, du träge Bürde
Meines Erdengangs. Ihren Mantel
Deckt auf dich die Nacht und ihre Lampen
Brennen über dir im heil'gen Zelte.

Sieh hinauf, Jüngling, zu dieser Sternennacht, jetzt steht sie anders, kälter über seiner Hülle, die Todesnacht hat die große Blume geschlossen. Vergib, mein Mensch! Ach wer Ihn nur gelesen, hat Ihn kaum verloren; aber wer Ihn gekannt und geliebt, den kann nicht Seine Unsterblichkeit mehr trösten, sondern nur die menschliche. Gäb' es keine; ist alles hiesige Leben nur eine Abenddämmerung vor der Nacht, keine Morgendämmerung; wird der hohe Geist auch dem Körper nachgesenkt an Sargstricken in die Gruft: o so weiß ich nicht, warum wir es nicht am Grabe großer Menschen so wie die wilden und alten Völker machen, blos aus Verzweiflung wie diese aus Hoffnung, daß wir uns ihnen, wie sie sich ihren Fürsten, geradezu in die Gruft nachwerfen, damit man nur auf einmal das unsinnige gewaltsame Herz erstickt, das durchaus fur etwas Göttliches, Ewiges schlagen will.

Warum ist's denn aber so tyrannisch still, um das große runde Erden-Grab? — Schweige, guter Jüngling! O ich weiß wol, Er selber litte einen solchen Schmerz am wenigsten. Auf die glänzenden Frühling-Sterne würd' Er jetzt zeigen, über denen Er nun ist; auf die Nachtigallen würde Er zu hören winken, die jetzt uns schlagen und nicht Ihm — Und Er wäre doch bewegter als er schiene — Jüngling, lebendiger Geist, warum ist es um den Tod so weit und breit herum so still?

„Ist nicht um den glühend-belebenden Gleicher Windstille? — (sagt' er) — Wir wollen jetzo die große Seele mit einander lieben; und bewegt dich zuweilen Ihre Erinnerung zu schmerzlich, so wollen wir alles wieder lesen, wodurch Sie das Unsterbliche und das Göttliche und sich verkündigt hat!"

Das geschehe, Geliebter, es möge nun die Trauer stillen oder auch vermehren.

Ende.

Jean Paul's

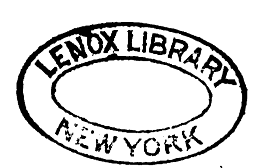
sämmtliche Werke.

XLIV.

Neunte Lieferung.

Vierter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1827.


LENOX LIBRARY
NEW YORK

Inhalt

des

vierten Bändchens.

Seite

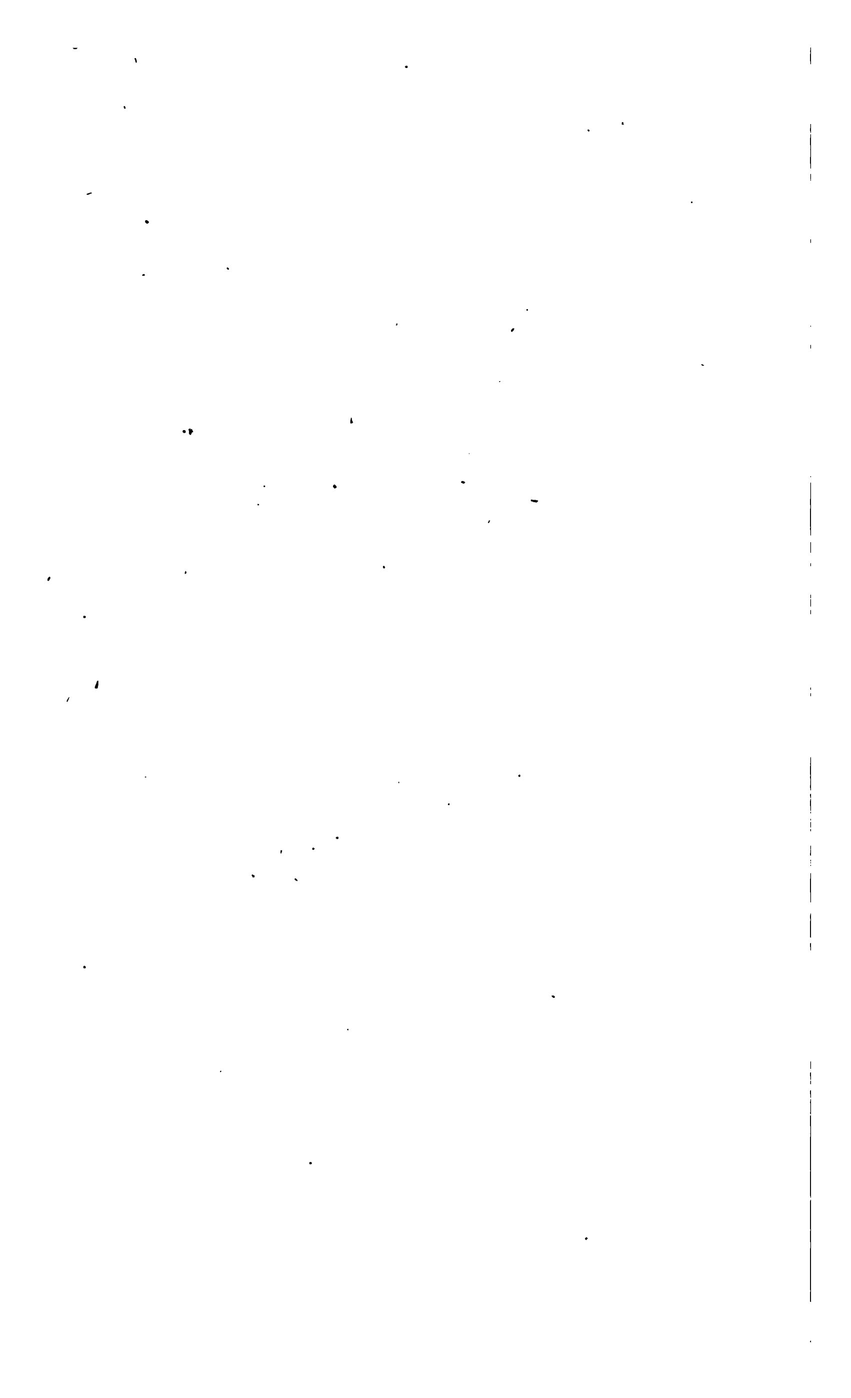
Seite

Kleine Bücherschau.

von

Jean Paul.

Erster Theil.



Vorrede zum eignen Buche.

Bücherschau wird dieses Büchlein genannt, weil ich darin in mehre Bücher hineingeschaut, um zu sagen, was ich von ihnen halte — so wie auch in weniger geistigen Manufakturen beeidigte Schaumeister die Zeuge besehen, und zwar dreimal, und dann Stempel darauf drücken. Alles ist im Buche Rezension; denn Vorreden sind theils außerhalb des Buches stehende, theils an dieses geheftete Rezensionen, entweder vom Verfasser selber (wie diese), oder von einem fremden Lobredner. Mehre Rezensionen gerinnen zu einer Kritik, und mehre Kritiken erharten zu einem öffentlichen Urtheile der jetzigen Mitwelt, welche nichts geringeres ist, als eine neue immer dicker wachsende Nachwelt, auf deren Einsichten die größten Schriftsteller aller vorigen Jahrhunderte sich von jeher beriefen.

Ob ich nun gleich, wie jeder Rezensent, als ein vollständiges mit Einer Person besetztes Gericht, jeden

von meinem Stuhle herab verurtheilen konnte: so hab' ich doch im ganzen Buche alles nur belohnt oder belobt, wozu mir der unschuldige Kunstgriff — den ich jedem empfehle — ungemein viel half, daß ich lauter gute Bücher dazu erwählte. Ein Schaumeister, der sich nicht mit der polizeilichen Todtenbeschau abgeben will, nimmt einen Operngucker und sieht an mehren Logen ersten und zweiten Ranges umher. — Unser geliebter Göthe ersteigt hierin vielleicht eine höhere Stufe des Anpreisens, wenn er von Werken verschiedener, oft fast mittelmäßiger Art, durch eine weiche geräumige Unbestimmtheit das Beste zu sagen, und jeden Schatten, in welchem man sonst das Wasser eines Edelsteins prüft, von dem hellen Wasser eines blitzenden Thautropfens zu entfernen sucht. So hält er uns die Schattenrisse der Köpfe blos auf der weißen Seite hin; er selber kennt freilich besser als einer die schwarze bestimmtere des Kopfes, die ihm auf platter Hand liegt.

Gegenwärtiges Schauamt hingegen wies allerdings auf Mängel der Arbeiten hin — z. B. bei den Seidenzeugen der Frau von Stael auf fehlende Fäden in der Kette — aber so schonend, so liebend, so bescheiden — denn Richters Sprüche sind ja keine Richtersprüche — daß der Schaumeister nichts mehr verdiente, als — Erwiederung des Handwerkes bei eigenen Fabrikarbeiten. Nur Unparteilichkeit des Wollens, nicht des Verstandes steht in der Sterblichen Gewalt: aber jene zwang denn auch den Schaumeister, manches Buch, z. B. die Corinna der Genferin, so oft und von

so vielen Seiten zu beschauen, daß er nachher, wenn der Bericht an die Heidelberger Schauanstalt abgelaufen war, sie bis auf diese Stunde nicht mehr ansehen könnte. Der Leser liebt, der Rezensent heirathet die Muse.

Sämmtliche Rezensionen wurden für die Heidelberger Jahrbücher gemacht *), ein treffliches gelehrtes Reichs-Kammergericht, das keinen Fehler hat, als den des Wetzlarschen, nämlich zu wenige Assessoren zu haben, und deßhalb zu selten zu richten.

An sich ist das ganze Werklein mit seinen Rezensionen eine verkleinerte oder angewandte Vorschule, und mag als ein Schulhof und Schulweg aus ihr und zu ihr mitlaufen. Besonders aber hätt' ich für den Aufsatz über Allemagne de Mad. Staël erträgliche, wenn auch nicht einträgliche, Schulvisitatoren gern, und wünschte wol, statt der Richter mit dem Balken im Auge, Richter wenn auch nicht mit der Wünschelruthe, doch mit dem Wagbalken in der Hand.

Den dritten, bis jetzt ungedruckten Theil des Büchelchens bildet eine Nachschule der ästhetischen Vorschule. Sie ist im Kleinen vollkommen der großen nachgebaut: sie weiset die 14 Programmen derselben auf, sammt ihren Ueberschriften, desgleichen Paragraphen, in welche die Sachen zerfallen, und endlich noch die drei Vorlesungen des dritten Bandes, mit Kapitel-

*) Mein kritisches Wahrzeichen war Frip; aber die Redakzion änderte es wegen eines französischen Spiels, worin man immer auf on reimen muß, in F. R. I. P. ab.

eintheilung, freilich aber nur als kleine Nachlesen oder Privatissima. Kurz, ich glaube das ganze Sparrwerk des früheren Schulgebäudes geliefert zu haben, obgleich, wie gesagt, etwas im Kleinen, und mehr für die Modellkammer, als Baustelle. Der Inhalt selber mußte natürlich nach der Größe des Locals ausfallen, und wird wol kein billiger Rezensent in einem Modelle die Fensterbrüstungen, Stuckaturen, Deckengemälde und andre Ausfüllungen eines Gebäudes suchen und fodern. Der verständige Richter sieht und greift das Aeußere an, und überläßt einem höheren die Einsicht ins Innere, so wie der Löwe auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung (Sparrmann zufolge) nach dem hingehangenen Kleide springt, und den, der darin war, gehen läßt.

Doch liefert die Nachschule auch eine und die andere ihr eigene Bemerkung, z. B. die mehrmal wiederkehrende: daß an der neuesten schönen Literatur im Ganzen doch vielleicht nicht eben viel ist. Ausnahmen wieder ausgenommen.

Baireuth, den 17. Oktober 1824.

Jean Paul Friedrich Richter.

Vorreden

zu

drei fremden Büchern.

Des deutschen Mittelalters

Volksglauben und Heroen-Sagen

von

Friedrich Ludwig Ferdinand von Dobeneck.

(1815.)

Es ist ein seltsames Gefühl, zum Werke eines geliebten Gestorbenen eine Vorrede zu schreiben, zumal wenn dasselbe, wie dieses sich mit manchen Gestalten aus dem dunkeln Reiche beschäftigt, in welches er selber eingegangen. Das Werk stellt meistens mit den alten Worten der Urkunden, ohne weder eine scheltende, noch eine dichterische Partei zu nehmen, den sogenannten Aberglauben, weniger des bloßen Volks (wie der Titel sagt), als des Mittelalters selber, dar; denn der Gelehrte unterschied sich damals vom Volke mehr durch Gelehrsamkeit, als durch Glauben.

Man vergönne mir zuerst über den Gegenstand selber ein Wort. Der Aberglaube, für welchen zuweilen ein reineres oder sanfteres Wort zu wählen wäre, z. B, Ueberglaube, ist eine höhere Erscheinung im Menschengeiste, als die gewöhnlichen Irrthümer, mit

welchen man ihn vermengt. Denn andere Irrthümer sind nicht, wie er, mit Gefühlen verknüpft, welche bleiben, wenn jene selber gehoben sind. Der Aberglaube ist eigentlich ein wahrer aber auf ungleichartige Gegenstände angewandter Glaube; er irrt sich mehr im Ort als im Dasein der Wunderwelt, welche sich unserm Innern ohne Vermittlung des alltäglichen Außen, ja mit Widerspruch desselben ankündigt und aufschließt.

Wie diese Erde nicht alle Bildungen erschöpfen kann, und wie es außer ihr Feen, Erdgeister, Dämonen geben muß: so gibt es auch Kräfte, die unser Geist nur in sich ahnen, obwol an Körpern nicht finden kann, wie er überhaupt diesem, als wirkenden, alle seine Aehnlichkeiten erst leihen muß. So groß die Welten sind, so sind sie doch nur Punkte (Differenzialen) gegen den größern Himmel, worin sie gehen; das Auge sieht nur jene, nur der Geist diesen. Dieses gilt figürlich wie astronomisch.

Warum will man, mit Cicero, aus derselben Uebereinstimmung aller Völker blos für die Gottheit, und nicht eben sowol für die Wunderwelt höhere Abstammung schließen? Wenn alle, obwol hinter dickern oder dünnern Dunstkreisen, zu einer Zentralsonne aufschauen, die sie Gott nennen, oder zu dem mattern Sonnensystem von Göttern: so finden wir ja in allen Völkern und Zeiten dasselbe einstimmige Gefühl einer Wunderwelt, vor welcher selber die anerkannte Riesenmacht der Körper- oder Alltagwelt erliegt, ja kaum besteht. Denn da diese überall nur Wirkungen der Wirkungen in langen Reihen aufzeigt, aber die schöpferische Kraft nur in uns stets von vornen anfangen und eine *erste* Wirkung erzeugen kann: so stellen wir eine solche Kraft-

und Seelenwelt, die aber ins Unendliche gehoben, und der körperlichen Räder= und Rindenwerke entledigt ist, in den Himmel, und der Erde entgegen.

Diese Welt ist geistig=menschlich; — daher der Ueberglaube in den Sympathieen und Antipathieen u. s. w. überall Liebe und Haß, statt der schweren kalten Körper spielen, und in den Maschinen Herzen schlagen läßt. — Ferner ist sie gränzenlos, wie alles Geistige, und eben darum wundervoll.

Der Ausdruck Wunder bezeichnet etwas Tieferes, als man gewöhnlich beschreibt. Er meint nicht sowol eine stärkere Kraft, welche unvorhergesehen die schwächere verdrängt, oder erhöht, als eine fremdartige; denn es richte eine stärkere Arznei, ein menschlicher Magnetismus, ja ein Engel mit einem noch feineren, einen Todten wieder ins Leben auf, alles dieß spricht unser Gefühl eines Wunders nicht an und nicht aus. Nicht Steigerung, sondern Fremdartigkeit der Kräfte, bezeichnet oder besiegelt das Wunder, dessen Gefühl (nicht Begriff) so stark in uns wohnt. Untersucht man dieses Gefühl: so findet man, daß es zum Wunder ein bloßes Wollen fodert, das als ein ewiges, unerschaffen schaffend, die kleinen Hülfkräfte des Mechanismus in die gemeine Zeitlichkeit verweiset. — Man wird durch bloße Gradsteigerung der Kraft so wenig zum Gefühle des Wunderbaren gelangen, als durch Unendlichkeit oder Gränzen=Aufschiebung zum Absoluten. Insofern ist der Aberglaube, als solcher, die Poesie der Vernunft.

Das erste Wunder ist der Gedanke eines Wunders, mitten im Maschinenreiche der Sinnen, das

Glauben einer ausserordentlichen Welt troß dem ewigen Widerspruche der ordentlichen.

Das Unbegreifliche ist eigentlich der Kern und Werth des All und der Erkenntniß. Könnte irgend ein endlicher Geist sich das Ganze der Erkenntniß in lauter Begreiflichkeiten auflösen: so bliebe ihm eine Durchsichtigkeit, ohne Werth und Bestand zurück *). Selber im unendlichen Geist müssen, wenn einmal die Rede die Kühnheit haben darf, zu welcher das Innere nöthigt, Wunder und Natur, Unbegreiflichkeit und Begreiflichkeit sich unvernichtet in etwas Höherem durchdringen und vereinigen, so wie nur er allein, da er alles ist, also sein Ich und sein Nicht-Ich, die Welt, sich selber lieben und achten kann, indem alle geschaffenen Wesen nur ein fremdes Ich und in einem fremden zu lieben und zu achten vermögen.

Das Gefühl des Wunders oder Wunderreichs tritt am lebendigsten vor uns im Gefühle des Geisterreichs oder der Geisterfurcht. Der Verfasser dieses hat schon an andern Orten gezeigt, daß die Furcht vor einer sogenannten Geistererscheinung — freilich ein Widerspruch, Geist, und doch Erscheinung, aber ein scheinbarer, denn der Geist ist die Spiegelfolie der Spiegelgestalt — von jeder anderen Furcht nicht im Grade nur, sondern in der Art abweiche. Es ist ein neuer Schauder, aber keine alte Furcht. Vor den größten Marterwerkzeugen des Lebens, vor Hyänen- und Giftzähnen und vor dem Meerorkane empfinden wir,

*) Denn nur das Unbegreifliche ist das Unerschöpfliche; zu was wäre denn eine Ewigkeit, wenn irgend eine Zeit sie erschöpfen könnte, d. h. begreifen?

ob sie uns gleich mit bekannten Schmerzen bedrohen, nur Furcht, aber jenen Schauder nicht, in welchem uns vor der bloßen Gegenwart eines sogenannten Geistes, sogar eines wohlwollenden, unser ganzes Erdensein zerzittert, indeß doch unser Körper bisher von nichts zu fürchten gehabt, als blos von Körpern. Aber eine solche Erscheinung ist uns eben weder ein Glück, noch Unglück des irdischen Lebens, sondern eine völlige Aufhebung desselben. Unser wahres Leben ist hienieden in ein Scheinleben gewickelt, das wir mit dem Gefühle der Erkältung abwerfen. Blos einen Demantschild können wir wider alte Erscheinungen vorhalten, ein hellreinstes Herz; und die Geister richten, wie Schatten, sich alle nur nach Einem Orte hin, nach dem sittlichen oder göttlichen Richterstuhle.

Laßt uns nebenher bemerken, daß das Bewußtsein sittlicher Schuldlosigkeit, das uns im Reiche der Natur nicht zu beschirmen, nur zu trösten vermag, im unbekannten unheimlichen Reiche, vor welchem jenes in einen Erdfall untersinkt, als ein solcher mächtiger Engel des Himmels mit uns geht, daß wir vor allen Mächten, vom Teufel an, bis (wenn so zu sprechen erlaubt ist) zu Gott hinauf, ohne Schaudern, wenn auch fürchtend, stehen bleiben.

Die unendliche Furcht (der Geistesschauder) muß natürlich ihre Entgegensetzung haben, und diese ist die unendliche Sehnsucht, welche keine irdischen Himmel und Erden füllen; und nur im Lande, wo wir das fremde Geisterweh zu finden fürchten, können wir das Geister-Wohl aufsuchen; neben dem Geister-Krater steht der Geister-Olymp. — Und eigentlich ist es ja diese Sehnsucht, welche, eben weil sie das Unendliche

verlangt, in der Geisterfurcht das Unendliche zu verlieren zittert.

Die Vorstellung des Satans erregt Grausen, nicht durch dessen Macht, gegen welche ein Luther besser bewaffnet ist, als gegen dessen Erdgehülfen; noch durch seine blos gesteigerte Bosheit, mit welcher mancher gerüstete Tyrann uns höchstens zu Furcht und Abscheu zwingt, sondern als ein Gegen- und Widergott durch das Geisterheimliche, womit er unser Ich besetzen, und zu einem absolutbösen verdrehen will. Wir fürchten seine Verwandtschaft.

Dahin gehört unsre Ansicht des zukünftigen Lebens, das man nicht die zweite Welt (Amerika und jeder Planet ist eine) sondern die andere Welt zu nennen hat. Daher ist Stillings ganzes Geisterreich und zweites Leben mit allen seinen Freuden und Leiden eine so sargenge, erdkalte, spießbürgerliche Prose-Welt, daß ich mir statt dieser verwaschnen abgefärbten Wiederholung unserer Erde lieber diese erste grüne wieder zurück erbäte. Einen einzigen erhabnen und des Geisterreichs würdigen Gedanken erweckt er in seinem Buche, wenn er sagt, die Abgeschiedenen schauderten eben so vor uns Lebendigen, wenn wir ihnen erschienen, als vor ihnen wir. Das Universum ist doppelt bewohnt, von Seelen und von Geistern, nur daß diese an unserm Erdhimmel durch den Tag des Lebens als unsichtbare Neumonde ziehen.

Auch die Alten haben, nur unter südlicheren Einkleidungen, die Ansichten der Geisterwelt mit uns gemein; ich nenne hier blos das dunkle Schicksal, den Alten oder den Dämogorgon in der Erde, die Trophonius-Höle, die Höllengötter, den Glauben, zu sterben wenn

man eine Göttin gesehen. Ihre Furien werden dadurch, daß sie eben so reizend, wie die Grazien, nur aber unbekleidet abgebildet werden, nur schauerlicher. Dahin gehört das Heilighalten der Leichen, ihrer Begrabung und ihrer Gräber.

Sind wir Menschen verhüllte Geister nicht weit mehr, als nur beseelte Körper, wenn der vor mir stehende, der Alltagwelt einverleibte Mensch plötzlich, sobald er zur Leiche verstummt, sich mit seiner umgesunkenen Larve in ein Scheu gebietendes Wesen verwandelt, und wenn das gemeinste Gesicht und Auge, sobald es bleich geworden, den vorigen Bewohner als einen Geist verkündigt, gegen welchen ein irdischer nur eine Seele ist?

Aus der bleichen Blume der kindlichen Leiche schauet uns ein fremder Genius an; auch der vertraute Freund liegt als ein kalter, fremder Schatten da, den ein ferner, strenger Geist auf die Erde geworfen. Sogar einer geweckten, auferstandenen Scheinleiche und einem geretteten Selbstmörder hängt in den ersten Stunden ein geistiger Leichengeruch an, und feineren Gefühlen ist sogar der Schlafende todtenheilig. Nur der Krieg, der zwei feindliche Menschenhaufen zu zwei tausendköpfigen Hydern in einander schiebt, oder vielmehr ein ganzes Volk zu einer kalten Köpfmaschine macht, erkennt auch in den Neu-Todten keine Menschen an, sondern nur gemeine Fleischschichten. Uebrigens nimmt diese Todtenheiligkeit an der Zeit eilend ab, bis sie endlich vor der Mumie und dem Gerippe fast verschwindet.

Doch ich komme zum Werke selber zurück. Den Plan hat der Verfasser in seiner Vorrede dargelegt und gerechtfertigt. Dem Dichter wird eine solche urkundliche

Zusammenstellung der seltsamen Gestalten, in welche der Volksglaube seine Geisterwelt abtheilte und einhüllte, fruchttragend und erfreulich seyn. Aber ein größeres — zu welchem dem gelehrten Verfasser Ort und Zeit gebrach — könnte in Göttingen geschrieben werden; die abenteuerlichen Krystallisationen und Tropfsteinbildungen des Unterreichs sollten in Einem weiten Gewölbe für das geistige Auge zusammengestellet werden, wie es die Natur in unterirdischen Hölen mit schauerlicher Fülle für das leibliche gethan.

Unter allen Völkern hat keines den Gottesacker des Schauerlichen so romantisch angebauet, und keines höhere Blumen darin erzogen, als das deutsche *); und ich brauche aus der allerneuesten Zeit nur Fouqué, Tieck und Apel zu nennen. Welch ein Werk wäre das gewünschte dann für die Dichter, und vollends, wenn es noch dazu von einem Dichter käme z. B. von Görres, dessen Inneres und Kern die Blume der Dichtkunst in zartem Umriß enthält und bewahrt!

Da gegenwärtiges Werk nur erzählen will, nicht erklären, so läßt es bei der kurzen Darstellung des Hexenwesens, so wie die bisherigen Werke, noch immer den Wunsch einer philosophischen Revision der Hexenprozesse übrig, die uns auf jene Aussagen, welche die armen Feueropfer so bestimmt über Zeit und Ort und Umstände der Zauberei, nicht nur gefoltert, sondern später reuig bis an den Tod hinan bekehrt und mit Ei-

*) Die Engländer — ihren poetischen ersten und zweiten Adam, Shakespeare, wie natürlich, ausgenommen — versteinern ihr Geisterreich, und rechnen nicht auf die romantischen Schauer der Unsichtbarkeit und der Stille.

den gaben, ein helleres Licht wirft, als das weite Wort Selbertäuschung des Zeitalters verleiht *).

Ist man einmal unter Wünschen — wie manche Schriftsteller, welche für die Wissenschaften nichts öfter thun, als Wünsche neuer Sammlungen, neuer Bearbeitungen, neuer Zweige u. s. w. — so mag noch der hingehen, daß die Wunder des organischen Magnetismus u einem neuen, kräftig-freien Sichten des ungeheuren Spreu- und Körnerhaufens der sogenannten sympathetischen Kuren, Jägerkünste und dergl. aufmunterten, ja aufriefen.

Ganze Jahrhunderte voll mündlicher Ueberlieferungen, und ganze Foliobände voll schriftlicher liegen als verfallene Schachte vor uns, des neuen Befahrens eben so würdig, als bedürftig. Uns sollten endlich die Entdeckungen des Magnetismus, der Meteorsteine u. s. w. von der hochmüthigen Leichtgläubigkeit der Aufklärer an eine gedankenlose Leichtgläubigkeit ganzer Jahrhunderte und Völker heilen, welche sympathetische und antipathetische Mittel soll angenommen und verordnet haben, wovon unter tausend nicht etwa blos die eine Hälfte erträumt und erlogen sei, sondern ziemlich die andere dazu. Kann es ein Feld des Wissens geben, worin nichts als Beete voll Unkraut blüten? Wenn Erfahrungen mit sogenannten sympathetischen Mitteln nicht mit den versprochenen Erfolgen wiederholt werden: so kann man daraus nur wenig mehr gegen jene schließen, als

*) Meine Zweifel an den bisherigen Aufhellungen des Hexenwesens hab' ich in einen fremden Mund gelegt im zweiten Bändchen der Flegeljahre, S. 83.

gegen die ganze Arzneimittellehre, worin es vielleicht kein einziges Mittel gibt, welchem der angekündigte Heilgehalt nicht von irgend einem Versuche wäre wieder abgesprochen worden, noch bei jenen nicht einmal gerechnet, daß uns der Mangel eines leitenden Grundgesetzes, also der Bedingungen, eine reine Wiederholung sympathetischer Erfahrungen erschwert. Konnte sonst irgend eine zufällige elektrische Erscheinung freiwillig erneuert werden, so lange man, ohne die Kenntniß der Leiter und Nichtleiter, auf dem finstern Wege wie ein Blinder ohne Leiter kriechen mußte?

Gegenwärtiges Werk wurde vom Verfasser kurz vor seinem Tode vollendet, und es wird daher dem Publikum ohne die Verbesserungen mitgetheilt, welche er, immer aufwärts strebend (was der Tod in einem andern Sinne nahm) und fast leichter mit jedem Andern zufrieden als mit sich, ihm würde gegeben haben. Gestorbenen schadet Milde nicht, wie etwan oft den Lebendigen; nützt diesen aber als Beispiel. Leider mußte ein Mann von so vielen und so frühen Kenntnissen mit demselben Werke anfangen und endigen, und gerade in dem sonst weitreichenden vierzigsten Jahre seinen schriftstellerischen Frühling und Herbst zugleich erleben.

Dem gutmüthigen Leser kann es nicht zuwider seyn, daß ich ihn von dem Verfasser, dessen erstes und letztes Werk er in die Hand bekommt, die kurze prosaische Nachricht gebe, auf welche in Meusels gelehrtem Deutschland sogar jeder Schriftsteller Anspruch macht. Friedrich Ludwig Ferdinand von Dobeneck wurde 1770 den 26sten September zu Ludwigsburg geboren. 1780 kam er als Page an den markgräflichen Hof zu Ansbach, wo der Generalsuperintendent Jungheim,

rühmlich den Gelehrten bekannt, den wichtigern Antheil an seiner Bildung nahm. 1786 ging er nach Erlangen, wo er drei Jahre, und dann nach Göttingen, wo er eines studierte. 1791 wurde er in Baireuth Regierungassessor, 1795 Regierungrath und 1810 am Tage vor seinem letzten Krankenlager, Rath des Appellationgerichts in Straubingen — und 1810 den 11. December wurd' er, was wir einmal Alle werden. Er ging im Christmonat hinauf, in jenem schönen Kindermonat, wo das unreife Herz noch den Himmel auf der Erde findet, welchen das reife erst über ihr erwarten kann.

Ein so kurzes Leben drängte wie man sieht, viele Anstrengungen in sich zusammen, fast einen ganzen Herbst des Lebens in einen Vorsommer.

In der Lüneburger Haide des Geschäftlebens mußte er sich den Wein- oder Musenberg unverwandter Erzeugnisse zusammentragen. Auch erlag der wißbegierige Mann blos seiner Leben verschwendenden Wißbegierde, welche allein den so oft für die Wissenschaften hingewagten Körper endlich in das letzte tödtliche Nervenfieber stürzte. Doch ist es auch schön, für die Musen zu sterben, wie für das Vaterland, und überhaupt schöner, für etwas zu sterben, und nicht blos an der Zeit.

Seine Güte, Anspruchlosigkeit, Treue gegen den Staat und Einzelne, und was noch an seinem Gemüthe glänzt und wärmt, gehören weniger dem Gedächtniß der Leser, als der Erinnerung seiner Liebenden an, bei denen er in der Sehnsucht nach der schönen Vergangenheit seines Herzens fortleben wird. Noch thut es dem Verfasser dieses wohl, daß er durch sein Urtheil über das Buch noch einige Herbstblumen oder bunte

Blätter auf das Vorgrab oder Krankenbette des guten Dobenecks hat streuen können. Mögen die Leser für die welche ihn lieben und betrauern, jene Blumen auch auf dem Grabe lassen und schonen, ja noch frischere dazu legen!

Baireuth, am Himmelfahrttage 1815.

Erste Urkunden der Geschichte

oder

allgemeine Mythologie

von

Johann Arnold Kanne.

(1800.)

Durch die Versicherung, die Vorrede weniger zum Buche, als zum Verfasser zu schreiben, wünsch' ich den Schein der Anmaßung abzuwenden, daß ich vor ein Werk wie dieses, das vielleicht auf das Vorwort eines panglottisch-gelehrten Büttners, oder eines kosmopolitisch-gelehrten Böttigers Anspruch macht, mich als Vorredner und Pförtner stelle. Gleichwol muß, um die Entschuldigung selber zu entschuldigen, vorher ein Wort vom Werke vorauskommen.

Man kann bei Werken dieser Art, wie bei philosophischen und poetischen, denen es auch verwandt ist, ihren Werth, abgesondert von ihrer Wahrheit betrachten, oder ihren subjektiven Werth von ihrem ob-

alle Sternbilder durch beliebiges Auslassen der Räume und Welten einrahmet. Daher uns überall das All leichter als der Theil zu erklären wird, so wie wir jede Nacht die halbe Unermeßlichkeit über uns sehen, und am Tage nur wenige Meilen Land.

Nur aber glaube kein Rezensent über ein Werk wie dieses, das sich mit einem so reichen Gedränge von tausend beweisenden Etymologieen und Analogieen vertheidigt, den Sieg davon zu tragen, wenn er darin etwa funfzig oder hundert zu irrigen und todten macht. Solche Wahrscheinlichkeit-Konglomerate (gleichsam Eiländer aus Korallen) werden, wie philosophische Systeme, nicht gliederweise umgeworfen und aufgerieben, sondern nur dadurch, daß man ihnen geradezu ein neues frisches gegenüberstellt.

Gesetzt indessen, daß sich vor dem Verfasser die geliebte Wahrheit, der er nachjagt, in einen bloßen Lorbeer seines Kopfs verwandelte: so hätte er doch — außer der Aehrenlese, von Nebenuntersuchungen, und der Weinlese eines berauschenden etymologischen Witzes — noch etwas Wichtiges geliefert; eine parodische Satire auf alle solche Hypothesen, eine beschämende Warnung für alle hypothesierenden Prokrustes oder Streckmaschinen mit einem langen und einem kurzen Eisenbette, zumal in der Naturphilosophie, welche mit ein Dutzend trinomischer Analogieen das Weltall zu erschöpfen hoffen und das Meer mit Kanälen. Hätten z. B. Schellings Nachschüler vor der Entdeckung der Elektrizität konstruirt und gebauet, und mit dem Orientiren nichts verwechselt als das Occidentiren.

Erfreulich wär' es übrigens für mich den Lobredner, wenn der Verfasser im Ganzen — Unrecht hätte;

nämlich für mein Gefühl, das allerdings verarmt, wenn sich ihm das ganze Heldenbuch der urhistorischen Lebenswelt in einen dünnen Kalender verwandelt. Doch erwarte man nach dieser Aeusserung keine Aehnlichkeit des Kanneschen Werkes mit dem bekannten von Herrmann; beide gehen auf verschiedenen Wegen verschiedenen Zielen zu.

Was ich jetzt endlich von dem Verfasser selber zu sagen habe, das heißt für ihn, ist leider weniger für seine Zeitgenossen zu sagen. Dieser geistig begüterte Zögling Heyne's und Göttingens, und der neuen philosophischen und poetischen Umwälzung, der mit Philologie anfing und fortfuhr *), darauf den gelehrten Gang durch drei witzige und humoristische Flüge **) unterbrach, wovon in diesem Werke seine Einrede gegen Wolfs Hypothese vielleicht der vierte seyn möchte — dieser junge Mann, der im alten Rom nach seinen Jahren noch kein Zensor werden konnte, obwol im künstlerischen ein Rezensor, — dieser Mann schrieb gegenwärtiges Werk, kurze Zeit darauf, als er eben aus Böhmen zurückgekommen war, wo er mehrere Monate freiwillig dem Kaiser Franz gedienet hatte, als — — gemeiner

*) Cononis narrationes L. ex Photii bibliotheca edidit et adnotationibus illustravit. Praefixa est epistola ad Heynium etc. Götting. 1798. — Dann die Anthologia minor etc. — Dann Analecta Philologica. — Die Aehnlichkeit der griechischen und deutschen Sprache u. s. w.

**) Bergius, Blätter von Aleph bis Kuph. — Biepsidemus oder Nikolaus literarischer Lebenslauf. — Handreisen von Bergius.

Soldat. Man fasse dieß rein; die Kräfte seines Kopfes rissen nie sein stilles, frommes, poetisches Herz zu einem andern Schritte hin, als zu dem ans — Schreibpult. Die Erklärung liegt blos im folgenden, daß nämlich das Verdienst in Deutschland sich nie so sehr belohnt als — eigenhändig; so stark sind wir quecksilbernes Volk dem Quecksilber selber gleich, auf welchem alle Metalle, sogar die edeln, oben schwimmen und glänzen, nur ausgenommen Gold.

An sich freilich will der Deutsche, durch die etwas gequälte, erniedrigende Weise, womit er die bessern Autoren steigen läßt, es nur den großen Römern gleichthun, bei welchen Imperatoren gleichfalls nach den Siegen nur auf Knieen das Kapitol ersteigen durften. Doch nahm darum niemand unserem Verfasser seine Mäzene, Fautoren, akademische Nutritoren — die Buchhändler.

Ob hier auch etwas gegen seine vorigen Rezensenten zu sagen wäre, möcht' ich nicht bejahen; Rezensionen zu rezensiren gäb' ein ewiges Spiegeln zweier Spiegel; noch abgerechnet, daß das literarische Richteramt noch meistens vom alten Thaumas besetzt wird, der bekanntlich eben sowol der Vater der Harpyen war, die das Himmelbrot befleckten, als der Iris, die zugleich die Gottheit ankündigt und die Friedensruhe.

Ich hätte hier manches Wort nicht gewagt, das mehr in einen Nekrolog sich schickt, wenn ich recht entschieden wüßte, daß ich keinen schreibe, und daß wir nicht die Erben, sondern nur die Gäste dieses reichen Geistes sind. Aber leider ist er seit geraumer Zeit den Augen und Ohren seiner Freunde entschwunden. Schön wär' es, wenn er keinen andern Weg gegangen wäre,

als den nach Indien; sein heißester Wunsch war immer, daß irgend ein fürstliches Segel ihn an das indische Ufer, worauf das ganze Gebäude seiner Urkunden ruht, zur Erlernung der Shanskridsprache bringen möchte; und gewiß hätte niemand aus diesem dunkeln Ganges mehr Goldkörner und Perlen heraufgezogen als er.

Wozu aber hier so lange fragen, wo er ist? Er würde, wenn ers hörte, nach seiner Art antworten: „Hinter der Vorrede! Leset mein Buch!" —

Bairreuth, am Thomastage 1807.

Zusatz im Jahre 1824.

Als ich des würdigen und genialen Kanne Buch: „über Christus im alten Testamente. Untersuchung über die Vorbilder und Messianischen Stellen," vor einigen Jahren las: so stellte sich zwar das Ganze meinen Gefühlen und meinen Ueberzeugungen von Gott und Welt widerwärtig entgegen — und am meisten widerstrebte mir in diesem, zwei Bändchen langen, Irrthum die dem ganzen Ultrachristenthum anklebende Kleinlichkeit und Enge der Ansichten von der Gottheit und der Weltunermeßlichkeit, welche z. B. bei Kanne die verrenkte Seite Jakobs mit der durchstochenen Christi durch Gott vorbilden lassen; gleichwol ist das Kannesche Buch mit so vielen Wahrscheinlichkeiten der Sprachenkunde, der vielseitigsten Zusammenstellungen, der Gelehrsamkeit und des Witzes ausgestattet, und so viele witzige Beweise aus allen Sprachen der halben Erdfläche bis sogar auf deren Mundarten, und so viele in allen Jahrhunderten und Jahrtausenden umherfliegende Umstände laufen in dem Brennpunkte einer Typus-Geschichte zusammen, daß man wol manches Einzelne, aber damit nicht das Ganze umstürzen kann. Daher mög' immerhin ein Paulus in Heidelberg oder irgend ein anderer Orientalist ihm manche arabische und hebräische Eck- und Talgbäume durchsägen: dennoch wird dadurch der von Lianen durchflochtene und gehaltene Wald nicht gefällt. Gewisse

Irrthümer widerlegt nur das Gefühl im Großen, nicht die Logik, wenigstens thut jenes es früher. Am besten geschieht es durch eine parodische Logik, welche irgend einen anerkannten Irrthum mit ähnlichen Beweisen witziger und historischer Kombinazionen aufstellt und befestigt, wie z. B. Dr. Arbuthnot satirisch den Satz, daß eigentlich die Affen die Erfinder aller Wissenschaften wären, oder Swift den andern, von einer mechanischen Erzeugung des Geistes in Quäkern. *)

Nur verlangt die parodische Widerlegung eines so vielseitig gestützten Irrthums, wie der Kannesche, so viel Witz, Kenntnisse und Sprachenkunde, daß man wünscht, man habe einen Detto-Kanne bei der Hand, damit man ihn auf den ersten oder Ur-Kanne hetzen könne.

Aber zum Glücke hat der erste selber, „von seinem Christus im alten Testamente“ eine gelungene Parodie unternommen, und zwar nicht erst zehn Jahre später, als der Irrthum gedruckt wurde, sondern zehn Jahre früher, nämlich 1808, gerade in den ersten Urkunden der Geschichte, wovon man eben meine Vorrede gelesen. In diesem reichen Buche wird durch ein Heer von Wurzelwörtern aus alten und neuen Sprachen und von Sagen und Mythen alter Völker, der Satz fast unüberwindlich aufgestellt, daß das alte Testament nichts als ein hundert- oder tausendjähriger Kalender

*) Eben so ists mit Systemen. Fichte fiel nicht erst den kritischen Kant logisch an, sondern ließ ihn mit seinem Lehrgebäude stehen, und stellte blos ein frisches daneben; so wie wieder Schelling seines neben dieses; und so entstehen am Ende die ansehnlichsten Judengassen von Lehrgebäuden.

der Vorzeit sey, und ein astronomisches Jahrbuch von Bode und Zach, und daß die biblischen Personen nur Sternbilder und Kalenderzeichen seyen. *) Kurz, Kanne's astronomische Typologie ist eben so gelehrt bewiesen, als seine spätere messianische, ja noch vielseitiger gelehrt; inzwischen doch nicht wahrer als die messianische. Aber um desto geschickter ist eben die Parodie zum Widerlegen der Irrlehre. Da die Widerlegung noch dazu 10 Jahre ihr vorausgeeilt; so kann sie manches Gute als Präservazionkur gestiftet haben. Auch der herz- und kopfreiche Verfasser mag aus seinen Büchern lernen, daß die Kraft der Erhebung, die ihn zu einer scharfen Einheit begeistert, zuletzt in eine gewisse Einseitigkeit ausläuft, und daß die Pyramide die allen vier Weltgegenden zugekehrten Flächen endlich in eine ohnseitige dünne Spitze verliere, die höchstens in das Blaue zeigt.

Uebrigens bleibt dieses Ultrachristenthum — wie das noch neuere aus dem Ganges, wie Kunstsachen, aus der Tiber ausgegrabne — immer kostbaren indischen Götterbildern ähnlich, welche aus Gold und Juwelen und unförmlichen Gliedmaßen bestehen. Aber erbärmlich nimmt sich dagegen das überchristliche Glauben so vieler Poeten, Romanschreiber und selber Aerzte aus, welche

---

*) Z. B. Erste Urkunden der Geschichte, Seite 355. Joseph und Benjamin sind die einzigen Kinder Rahels, und Jakobs letzte Söhne. Jener war das All und Jakob selbst, dieser ist als Hundstern und auch Gott des ganzen Kanikularjahrs, und hat, wie sein Vater, Genes. 46, die 10 Söhne des Mondenjahrs, Chron. VIII., und Numer. 26. die fünf Epaktenjahre, die dort Bela, Aibel, Aharah, Noah, Ripah u. s. w.

ohne alle Kenntniß der großen deutschen Exegeten und Bibelforscher, wie eines Paulus, Eichhorn u. s. w., und ohne die Urkirchengeschichte, d. h. die Juden- und Apostelgeschichte, und ohne zwei Grundtexte — die lutherische Uebersetzung langt ihnen gut zu einem dritten Urtext zu, welchen sie wieder in die neueste Zeit und deren Fülle übersetzen und auseinanderziehen — in dem blinden und von Natur scheuen Herzen die auferweckten Poltergeister der Vorzeit unter Gesang und Donner einquartieren.

So gleichgültig dem in sich und an sich befestigten Verfasser auch unser Schmerz über das abrahamitische Opfern seiner ungebornen, ja einiger gebornen Werke erscheinen muß — den Religionen, besonders zweien, deren Stifter selber nicht schrieben, werden immer Bücher und alexandrinische Bibliotheken zum Verzehren vorgesetzt — so wird doch unser Schmerz über des Verfassers willkührliche Unfruchtbarkeit durch das Lesen seiner früheren Werke nur vergrößert, und einige kleinere, wie z. B. das Werkchen über die Philister-Aerse, können als Endreime früherer Zeit erfreuen, wie Favorinus (Montaigne, L. III. ch. 13) vom Geflügel nur die Steiße für das Beste hielt, jedoch von der einzigen Feigendrossel auch den Rumpf anpries.

Fantasiestücke in Callot's Manier

von

E. T. A. Hoffmann.

Diese Vorrede zu dem nachfolgenden Buche, um welche ich ersucht worden, kleid' ich vielleicht mit Vortheil in eine Rezension ein, besonders, da die eigenen Vorreden der Verfasser ordentlicher Weise nichts sind, als offene Selberrezensionen. Auch dem Hrn. Verfasser dieses Werks wird es gefallen, daß auf diesem Wege die Rezension fast noch früher — vielleicht um neun und mehrere Blätter früher — erscheint, als das Buch selber, während andere Autoren Gott und den Literaturzeitungen schon danken, wenn die Rezensionen endlich eintreffen, nachdem die Bücher längst abgegangen, entweder mit Tod, oder durch Absatz. Hier ist nun die Rezension selber abzuschreiben.

Jenaische
Allgemeine Literaturzeitung.

Dezember 1825.

Schöne Wissenschaften.

Fantasiestücke in Callot's Manier. Mit einer Vorrede von Jean Paul. 8. Bamberg bei C. F. Kunz. 2 Theile.

Wir wollen die Verspätung unserer Anzeige nicht weitläuftig entschuldigen, denn wer das Buch gelesen, dem hat sie nichts geschadet, und er bekommt jetzo nur zu seinem Urtheile ein fremdes dazu; wer es aber nicht gelesen, kann nun froh seyn, daß wir ihn zum Lesen bringen und zwingen. Deutsche Literaturzeitungen und Blätter dürften überhaupt etwas treuer das Gesetz im Auge haben — wie Autoren mit der Herausgabe ihrer Werke — eben so mit der Anzeige zurückzuhalten, wenn auch nicht immer Horazische neun Jahre. Was das deutsche Publikum dabei gewinnt, weiß es selber am besten und schlägt die Verzug-Zinsen an. Gute Schriftsteller, die längst vergessen, lernt es kennen bei solcher Gelegenheit auf der kritischen Poste restante, und vergißt sie nicht mehr; denn wenn, nach d'Alembert, das leichte Behalten der Verse ein Zeichen von deren Güte ist, so noch mehr das Behalten eines ganzen Buches in dem weniger eisernen als quecksilbernen Gedächtnisse des Publikums. Dieses läßt fast, wie Cicero von Cäsar

rühmt, daß er nichts vergesse, außer Beleidigungen, auf eine ähnliche schöne Weise nichts so leicht aus dem Gedächtniß fahren, als Bücher; eben als die wahren Beleidigungen, welche so viele hundert Schreiber jährlich zwei Mal dem Publikum anthun. Ueberhaupt werden wenige Menschen so oft beleidigt, als recht viele auf ein Mal; und ein Volk häufiger und gröber, als dessen Fürst.

Um aber das Verspäten der Rezension nicht durch die Rechtfertigung desselben noch länger fortzusetzen, machen wir sogleich über den Titel die Bemerkung, daß er richtiger seyn könnte. Bestimmter würde er Kunstnovellen *) heißen; denn Callot's Maler- oder vielmehr Dicht-Manier herrscht weder mit ihren Fehlern, noch, einige Stellen ausgenommen, mit ihren Größen im Buche. Der Verfasser hat selber im ersten Aufsatze am schönsten über diesen malenden Gozzi und Farben-Leibgeber gesprochen; und Callot scheint — wie Humor über dem Scherze — so über dem prosaischen Hogarth, als poetischer Zerrbildner und romantischer Anagrammatiker der Natur zu stehen.

Unserem Verfasser dürfen wir ein Lob anderer Gattung ertheilen. In seiner dunkeln Kammer (camera obscura) bewegen sich an den Wänden heftig und farbenächt die koketten Kleister- und Essigaale der Kunst gegen einander, und beschreiben schnalzend ihre Kreise.

---

*) Doch spielt Nro. VI.; der Magnetiseur, in einem andern Gebiete; eine mit kecker Romantik und Anordnung und mit Kraftgestalten fortreißende Erzählung.

In rein-ironischer und launiger Verkleinerung sind die ekeln Kunstliebeleien mit Künsten und Kunstliebhabern zugleich gemalt; der Umriß ist scharf, die Farben sind warm, und das ganze voll Seele und Freiheit. Am dichtesten läßt der Verfasser seinen satirischen Feuerregen auf die musikalische Schönthuerei niederfallen, zumal in der trefflichen Nro. III. Kreisleriana. Da die Musik eigentlich die allgemeinste Kunst und Volkkunst ist, und Jeder wenigstens singt, z. B. in der Kirche und als Bettler, die einzige ins Thierreich hinübersteigende — und da man diese Kunst, wenn man seine Kehle oder seine Finger bei sich führt, in jedem Besuchzimmer in jeder Minute auspacken kann, um durch seine Kunstausstellung auf eigne Hand die Preise aller derer zu gewinnen, welche Thee mittrinken: so ist keine Narrheit natürlicher, verzeihlicher und häufiger als die, daß die Gefallsucht, besonders die weibliche, ihre musikalischen Pfauenräder in Modestädten vor Jedem schlägt, der Augen hat zu sehen, wie Kunst und Künstlerin zu Einer Schönheit verschmelzen. Was den wahren Virtuosen, wie hier den Kapellmeister Kreisler, dabei so ingrimmig auf dieses Stuben-Charivari macht, ist vielleicht weniger die Beleidigung der Kunst, als die des Künstlers selber, welchen man in vornehmen Residenzhäusern als Musikdirektor zum Platzkommandanten musikalischer Abc-Schützen anstellt. „Könnte man nicht, denkt der zum Freudenmeister heruntergesetzte Musikmeister laut genug, und schreibt es vielleicht hin, ohne Kosten meiner Ohren vielen Hohen und Schönen schmeicheln? Und soll, fährt er noch hitziger fort, von weiblichen Paradiesvögeln den Männern noch das Kunstparadies entführt, oder verschüttet werden, und sie

stellen sich dann als Engel davor und bewachen es treu? O Teufel und deren Großmutter!“ beschließt er dann wild genug. Ein Künstler kann leicht genug — Beispiels halber sei es unser Verfasser — aus Kunstliebe in Menschenhaß gerathen, und die Rosenkränze der Kunst als Dornenkronen und Stachelgürtel zum Züchtigen verbrauchen. Inzwischen bedenk' er doch sich und die Sache! Die durch Kunstliebe einbüßende Menschenliebe rächt sich stark durch Erkältung der Kunst selber; denn Liebe kann wol der Meßkünstler, Denkkünstler, Wappenkünstler entbehren, aber nicht der Künstler selber, er sei einer in welchem Schönen er's wolle. Liebe und Kunst leben gegenseitig in einander, wie Gehirn und Herz beide einander zur Wechsel-Stärkung eingeimpft. Manches jetzige Kunstpantheon ist deshalb ein durchsichtiger, reiner, blinkender Eispallast — mit allen erdenklichen Geräthschaften aus Eis versehen — sogar mit einem Brautbett und Ofen, in welchem letzten gar ein Naphtaflämmchen ohne Schaden der Eiskacheln brennt.

Wir kehren zu unserem Verfasser, den wir mit dem Vorigen nun sattsam geärgert, und zu seinem Zorne über die schreienden Sünden an der Tonkunst zurück, und gehen mit ihm zu den stummen der Leibkunst der neuern historischen und mythologischen Gliedermänninnen über, welche ihre Figur zu einem Wachsfigurenkabinet auseinander zu prägen wissen, um ihre Leiber noch vor der Auferstehung zu verklären. Gegen solche, insofern sie den Zauberhauch nur zu Schminklappen verwenden, und die Schöpferin mit dem Geschöpfe anputzen, ist der Herr Verfasser in Nro. V. gut genug auf- und losgefahren. Sein Feuereifer gegen gemißbrauchte Kunst ist recht; das Schöne und Ewige sei nie Schminke des

Unschönen und Zeitlichen, und das Heiligenbild verziere keinen unheiligen Körper. Der Gefallsucht verzeiht man lieber eine schöne Flucherin, als ein schöne Beterin, denn mit dem Teufel kann man spaßen, aber nicht mit Gott.

Nicht ohne Vergnügen haben wir auch in diesem Werke wieder wahrgenommen, daß seit einigen Jahrzehenden die deutsche Satire und Ironie und Laune, ja der Humor häufiger den brittischen Weg einschlägt, und daß Swifts und Sterne's herübergetragne Loretto-Häuschen oder Studierzimmer zu Gradierhäusern unsers komischen Salzes geworden. Den jetzigen Salzgeist, auch in den Flug- und Tagblättern, in den Aufsätzen des Morgenblattes, der eleganten Zeitung, der Heidelberger Jahrbücher, der Literaturzeitungen u. s. w. würden wir schwerlich gegen die breiten, dicken Salzpfannen der Bahrdte mit ihren Ketzeralmanachen, der Kriegsrath Kranze, der Vademekumer, der Wetzel, der allgemeinen deutschen Bibliothekare u. s. w. vertauschen wollen. Aber natürlicher Weise ist das Lichten des komischen Stils darum noch nicht zugleich Anwuchs des komischen Witzes.

Bei Nro. V. „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza," merkt der Herr Verfasser blos an, daß er eine Fortsetzung der beiden Hunde Szipio und Berganza in Cervantes Erzählungen gebe. Er gibt etwas Gutes, und seinen Hund benützt er zum Gespräche mit einem Menschen, oft humoristischer als selber Cervantes. Sein Hund fällt, richtig geleitet und angehetzt, tief genug in die

verschiedenen Waden der Schauspielherren (Régisseurs), welche den Dichter verstümmeln, um die Spieler (ja die Hörer) zu ergänzen, und die an ihren Gestalten, wie die Türken von den Bildsäulen die Nasen abschlagen, damit sie nicht lebendig werden.

Wer nicht verlängern könnte, sollte nicht zu verkürzen wagen; kaum ein Göthe würde Schillern durch Nehmen zu geben suchen; hingegen die Verschnittenen der Kunst verschneiden keck die Künstler, und lassen unverschämt die Bühne zwischen Kanzel und Pranger des Genius wechseln. Wir gestehen, wären wir selber Trauer- und Lustspielschreiber, ärger als jeden Nachdrucker würden wir theatralische Umdrucker und Sabbathschänder unserer heiligsten Sonntag- und Musenstunden verfolgen und beschimpfen, mit welchen letzten wir so schön und wohlthuend auf die Nachwelt in Parterre und Paradies einzugreifen rechnen gedurft.

Höflich wär' es vom Herrn Verfasser gewesen, wenn er die Anspielungen auf Cervantes Erzählung wenigstens nur mit Einer Note hätte erklären wollen. Aber Verfasser sind jetzo nicht höflich. Denn weil Göthe zuweilen seine Mitwelt für eine Nachwelt ansiehet, um deren künftige Unwissenheit sich ein Unsterblicher nicht zu bekümmern braucht, so wie Horaz sich nicht ad usum Delphini mit notis variorum ans Licht stellte: so wollen ihm die übrigen Göthe's (wir dürfen ihre Anzahl rühmen) darin nichts zuvorlassen, sondern tausend Dinge voraussetzen, wie z. B. Tieck die nöthigen Erklärungen in seinem altdeutschen Romane Frauendienst. Ueberhaupt ist man jetzo grob gegen die halbe Welt, wenn anders die Lesewelt so groß ist; Verzeih-

nisse des Inhalts — (oft der Druckfehler) — Kapitel — erläuternde Noten — Anführungen nach Seitenzahlen — Registersache ohnehin — auch Vorreden (z. B. diesem Buche) und Absätze (wie hier) fehlen neueren Zeiten gewöhnlich, und der Leser helfe sich selber, denn sein Autor ist grob.

Da die Gränzen des Instituts jedes ausführliche Urtheil uns verbieten: so tragen wir nur flüchtig das Nöthigste nach. Nach dem gewöhnlichen kritischen Herkommen, welchem zufolge der namenlose Rezensent den Namen jedes Autors anzugeben hat, der seinen verschwiegen, berichten wir denn, daß der Herr Verfasser Hoffmann heißt, und Musikdirektor in Dresden ist. Kenner und Freunde desselben, und die musikalische Kenntniß und Begeisterung im Buche selber, versprechen und versichern von ihm die Erscheinung eines hohen Tonkünstlers. Desto besser und desto seltener! Denn bisher warf immer der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten, und die Tongabe mit der Linken zwei so weit auseinander stehenden Menschen zu, daß wir noch bis diesen Augenblick auf den Mann harren, der eine ächte Oper zugleich dichtet und setzt.

Weiter hinzuzuthun haben wir schließlich nichts, als daß die Vorrede zum Buche von fremder, indeß bekannter Hand gefertigt worden; doch wollen wir über sie, aus Rücksichten, welche jeder Zarte von selber erräth, nichts sagen, als nur dieß: die Manier ihres Verfassers ist bekannt genug.

Frip.

verschiedenen Waden der Schauspielherren (Régimeurs), welche den Dichter verstümmeln, um die Spieler (ja die Hörer) zu ergänzen, und die an ihren Gestalten, wie die Türken von den Bildsäulen die Nasen abschlagen, damit sie nicht lebendig werden.

Wer nicht verlängern könnte, sollte nicht zu verkürzen wagen; kaum ein Göthe würde Schillern durch Nehmen zu geben suchen; hingegen die Verschnittenen der Kunst verschneiden keck die Künstler, und lassen unverschämt die Bühne zwischen Kanzel und Pranger des Genius wechseln. Wir gestehen, wären wir selber Trauer- und Lustspielschreiber, ärger als jeden Nachdrucker würden wir theatralische Umdrucker und Sabbathschänder unserer heiligsten Sonntag- und Musenstunden verfolgen und beschimpfen, mit welchen letzten wir so schön und wohlthuend auf die Nachwelt in Parterre und Paradies einzugreifen rechnen gedurft.

Höflich wär' es vom Herrn Verfasser gewesen, wenn er die Anspielungen auf Cervantes Erzählung wenigstens nur mit Einer Note hätte erklären wollen. Aber Verfasser sind jetzo nicht höflich. Denn weil Göthe zuweilen seine Mitwelt für eine Nachwelt ansiehet, um deren künftige Unwissenheit sich ein Unsterblicher nicht zu bekümmern braucht, so wie Horaz sich nicht ad usum Delphini mit notis variorum ans Licht stellte: so wollen ihm die übrigen Göthe's (wir dürfen ihre Anzahl rühmen) darin nichts zuvorlassen, sondern tausend Dinge voraussetzen, wie z. B. Tieck die nöthigen Erklärungen in seinem altdeutschen Romane Frauendienst. Ueberhaupt ist man jetzo grob gegen die halbe Welt, wenn anders die Lesewelt so groß ist; Verzeih-

nisse des Inhalts — (oft der Druckfehler) — Kapitel — erläuternde Noten — Anführungen nach Seitenzahlen — Registersache ohnehin — auch Vorreden (z. B. diesem Buche) und Absätze (wie hier) fehlen neueren Zeiten gewöhnlich, und der Leser helfe sich selber, denn sein Autor ist grob.

Da die Gränzen des Instituts jedes ausführliche Urtheil uns verbieten: so tragen wir nur flüchtig das Nöthigste nach. Nach dem gewöhnlichen kritischen Herkommen, welchem zufolge der namenlose Rezensent den Namen jedes Autors anzugeben hat, der seinen verschwiegen, berichten wir denn, daß der Herr Verfasser Hoffmann heißt, und Musikdirektor in Dresden ist. Kenner und Freunde desselben, und die musikalische Kenntniß und Begeisterung im Buche selber, versprechen und versichern von ihm die Erscheinung eines hohen Tonkünstlers. Desto besser und desto seltener! Denn bisher warf immer der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten, und die Tongabe mit der Linken zwei so weit auseinander stehenden Menschen zu, daß wir noch bis diesen Augenblick auf den Mann harren, der eine ächte Oper zugleich dichtet und setzt.

Weiter hinzuzuthun haben wir schließlich nichts, als daß die Vorrede zum Buche von fremder, indeß bekannter Hand gefertigt worden; doch wollen wir über sie, aus Rücksichten, welche jeder Zarte von selber erräth, nichts sagen, als nur dieß: die Manier ihres Verfassers ist bekannt genug.

Frip.

Auch ich weiß nichts weiter hinzuzuthun, als den Wunsch, daß ich möge eine solche Vorrede geliefert haben, wie Frip eine Rezension; und dann kann die Welt zufrieden seyn. Ihr und mir wünsch' ich noch die versprochene baldige Fortsetzung in Callot's kühnster Manier.

Baireuth, den 24. November 1813.

Jean Paul Friedrich Richter.

Rezensionen.



Was sie aber zu unserer Kunstrichterin, wie zu einer Dichterin erhebt, ist ihr Gemüth; ihr Herz ist deutsch und dichterisch, obwol ihr Geschmack hinlänglich französisch. Wenn sie sagt (T. II. p. 6.): „Toutes les fois que de nos jours on a pu faire entrer un peu de sève étrangère, les Français y ont applaudi avec transport. J. J. Rousseau, Bernardin de Saint-Pierre, Chateaubriand etc. dans quelques-uns de leurs ouvrages sont tous, même à leur insçu, de l'école germanique, c'est à dire qu'ils ne puisent leur talent que dans le fond de leur âme" — so durfte sie zuerst an ihre Werke denken. Ueberall athmet sie den Aether höherer Empfindungen, als in der Sumpfluft des vornehmen und französischen Materialismus dauern können. Die Kapitel im 6ten Band über die Philosophie stellen, obwol schlecht, die Deutsche des Geistes, doch desto wärmer und heller die des Herzens, mit einer eines Herder nicht unwürdigen Reinheit dar.

Für die von Enzyklopädisten und Umwälzern und Kriegern verwahrloseten, und mit Herzpolypen und Engbrüstigkeit kämpfenden Franzosen kommt eine von den Deutschen gelernte Sonderung und Unabhängigkeit der Tugend vom Eigennutze, der Schönheit von der Nutzbarkeit ꝛc. nicht zu spät, und ein lebhaftes Volk kann von dem überirdischen Sternenhimmel, den ihm Lust und Noth, wie Taglicht und ein Gewölke, so oft verdeckt, wenigstens Sternkarten gebrauchen. Der Juwelenblitze sind eine Menge, womit sie die Tiefen des Gemüths gegen die gallischen Niederungen erleuchtet. Dahin gehören z. B. die Stellen, wo die Verfasserin die Madonna der Schönheit nicht zur Wirthschaftjungfer des Nutzens machen läßt (T. V. p. 100); wo sie fragt,

warum die Natur nur die nutzlosen Blumen, nicht die Nährpflanzen in Reize kleidet: „D'où vient cependant que pour parer l'autel de la Divinité on chercheroit plutôt les inutiles fleurs que les productions nécessaires? D'où vient que ce qui sert au maintien de votre vie, aie moins de dignité que les fleurs sans but? C'est que le beau nous rappelle une existence immortelle et divine dont le souvenir et le regret vivent à la fois dans notre coeur.“ Ferner S. 101 die Stellen, wo sie gegen den Grundsatz der das Wesen der Kunst in Nachahmung der Wirklichkeit setzt, die Frage thut: „le premier des arts, la musique, qu'imite-t-il? de tous les dons de la Divinité cependant c'est le plus magnifique, car il semble, pour ainsi dire, superflu. Le soleil nous éclaire, nous respirons l'air du ciel serein, toutes les beautés de la nature servent en quelque façon à l'homme; la musique seule est d'une noble inutilité, et c'est pour cela qu'elle nous émeut si profondément; plus elle est loin de tout but, plus elle se rapproche de cette source intime de nos pensées que l'application à un objet quelconque reserre dans son cours.“

Eben so ist sie die Schutzgöttin der höheren Empfindungen in der Liebe; und der ganze sechste Band ist ein Altar der Religion, welcher dem Gallischen Pantheon nöthig wäre. Ob sie gleich eine Bekennerin der neuen poetischen Schule seyn will, so ist sie doch eine milde Richterin der Empfindsamkeit (T. V. ch. 18), und ohnehin kann sich vor ihr nicht, wie etwa vor dieser Schule, die unsittliche Freiheit der Darstellung durch die Kunst derselben entschuldigen. Daher ihre einseitige

Erzürnung über Göthes Faust und dessen Ottilie. So macht sie ihren gerechten Zorn gegen die untreu schwelgende Liebe in Göthens Stella (T. V. ch. 17) zu einem ungerechten gegen Jakobi's Woldemar, weil sie in diesem das Ringen des Helden nach einer von allen Formen entbundenen freischwebenden Freundschaft verwechselt mit der Herzens-Schwelgerei der Schwäche. Doch bleibt die begleitende Stelle (S. 180) wahr und schön: „on ne doit pas se mettre par son choix dans une situation où la morale et la sensibilité ne sont pas d'accord; car ce qui est involontaire est si beau, qu'il est affreux d'être condamné à se commander toutes ses action et à vivre avec soi-même comme avec sa victime."

Sie wohnt so sehr im Herzen, wie die Biene im Blütenkelche, daß sie, wie diese, sich von den Tulpenblättern verschliessen und verdunkeln läßt; daß sie nicht blos der Gelehrsamkeit (d. h. der Harmonik und Enharmonik) der deutschen Musik abhold ist, sondern auch dem deutschen Parallelismus, zwischen Klang und Wort der deutschen Individuazion der Klänge und Worte. Schon Instrumentalmusik ist ihr zuviel Reflexion, Wort und Gelehrsamkeit; sie will nur Stimmen, nicht Worte (Tom. IV. p. 123 und 125). — Aber die Seelen, welche den reinen Eindruck der Töne ohne Kenntniß der Sprache empfangen, wohnen in Thieren. Müssen wir denn nicht immer den Tönen geheime Texte, ja sogar Landschaften unterlegen, damit ihr Nachklang in uns stärker sei, als ihr Vorklang außen? Und kann unser Herz anders empfinden, als angesprochen und nachsprechend? So werden Gemälde während der Musik nicht nur von Zuschauern feuriger und tiefer erfaßt,

sondern auch von manchen Meistern selber leichter geschaffen. Alle Schönheiten dienen ohne Eifersucht einander; denn alle gemeinschaftlich erobern den Menschen.

Da Frau von Stael ihr „Deutschland“ für Frankreich geschrieben und zugeschnitten: so wird man nicht begreifen, wie sie bei diesem mit ihrer Tiefe der Empfindung Zweck und Glück erreichen könne. Aber Rez. antwortet: der weiblichen Hälfte wird sie rein und unvermittelt gefallen, der männlichen aber durch die zweifache Vermittlung der Kunst und des Spottes. Erstlich durch die der Kunst. So gleichgültig der Pariser auch gegen die Religion und tiefe Empfindung auf dem festen Boden der Zimmer ist, so gern sieht er sie auf den flüchtigen weichen Wolken der Kunst gelagert, wie die Hofwelt Bauern gern auf der Bühne, Holländereien auf Gemälden, und Schweizereien auf den Spiegelplatten der Schaugerichte; ja sie haben Götter noch nöthiger und lieber als Gott, der erst durch die Kunst sich unter die Götter erhebt. Hohe Gesinnungen und tiefe Empfindungen, welche der Hof an der Abendtafel als wirklich auszusprechen sich bedenken müßte, dürfen vorher auf dem Hoftheater laut und ungescheut sprechen. Auch wird, was nicht zu verkennen ist, durch gemäßigte Gleichgültigkeit und Entfremdung von wahrhaften Gefühlen mehr freier Raum und Wechsel für leichte Darstellung und Schein derselben geöffnet; so wie etwa der Kaiser Konstantin zuerst die Strafe des Kreuzes abschaffte, aber die Zeichen des Kreuzes überall an Kirchen und Bildern anhäufte.

Wenn man will, kann man es noch als einen Nebenvortheil anschlagen, daß gewisse höhere und reinere Empfindungen den wahren irdischen zu einer guten

Folie dienen; so wie etwa — wenn ein weit mehr für eine Satire als für eine Rezension passendes Gleichniß verstattet ist — durch die zarten Blumen der derbe Schinken, oder durch die Zitrone im Rüssel, der Eberkopf mehr gewinnt als verliert.

Und wäre alles dieß nicht, so wird immer der religiöse Enthusiasmus der Verf. den Weltmann und Pariser mit einem zweiten Reize, nämlich mit dem ächten Stoffe bestechen, welcher darin so gut wie in einer Tragödie für ihn liegt zur geselligen Parodie. Denn religiöse, altglaubige, empfindsame Gesinnungen müssen, da die Persiflage derselben schon etwas zu alltägliches und verdienstloses ist — diese müssen, wenn Scherz darüber Geist verrathen soll, von neuem aufgewärmt dastehen, durch einen Schriftsteller, aber noch besser durch eine Schriftstellerin von Geist.

Mit dem Reize der Empfindsamkeit verbindet, wie oben gedacht, die treffliche deutsche Lobrednerin noch einen Vorzug, der die Pariser für sie gewinnen kann, nämlich den Vorzug eines wahren französischen — nicht deutschen — Geschmacks an französischer Poesie.

Sie muß, hofft Rez. dem unparteiischen Pariser schon durch das allgemeine Urtheil genug thun: (T. IV. p. 86) „Le grand avantage qu'on peut tirer de l'étude de la littérature allemande, c'est le mouvement d'émulation qu'elle donne; il faut y chercher des forces pour composer soi-même plutôt que des ouvrages tout faits qu'on puisse transporter ailleurs.“ Diesen Gedanken, den sie S. 45 kürzer so ausgesprochen: „ce sera presque toujours un chef-d'oeuvre qu'une invention étrangère arrangée par un Français,“ erweiset sie S. 11 strenger durch die Worte: „on ne

sait pas faire un livre en Allemagne, rarement on y met l'ordre et la méthode qui classent les idées dans la tête du lecteur; et ce n'est point parceque les Français sont impatients, mais parcequ'ils ont l'esprit juste qu'ils se fatiguent de ce défaut; les fictions ne sont pas dessinées dans les poésies allemandes avec ces contours fermes et précis qui en assurent l'effet, et le vague de l'imagination correspond à l'obscurité de la pensée.

Kurz, unser Musenberg, und so auch die anderen Musenberge, der Englische, der Griechische, der Römische, der Spanische sind — was kein Franzose in Abrede seyn kann, die auf den verschiedenen Bergwänden bequem angelegten Hügeltreppen und Terrassen zu dem Gallischen Olymp-Parnaß hinauf. Uns Deutsche besonders anlangend, konnte sie sich auch so ausdrücken: Deutsche Kunstwerke können zu Farbenhütten, und unsere Dichter zu Farbenreibern von Franzosen vernutzt werden für ihre Malerschule, so wie schon früher unsere gelehrten Lichter von den Franzosen nicht als Leuchtsterne angebetet wurden, sondern als Leuchtkäfer angesteckt, so wie man die surinamischen zum Wegbeleuchten aufgespießt trägt. Gern wird der Franzose unserer Verfasserin das Deutsche oder Brittische Gemüth verzeihen, wenn er in den Kapiteln über „klassische“ und „romantische“ Dichtkunst findet, wie wenig dasselbe ihren Geschmack zum Nachtheile der Gallischen Schreibkunst bestochen oder erkältet hat.

Nachdem sie (T. II. p. 60) blos gesagt: „la nation française, la plus cultivée des nations latines, penche vers la poésie classique imitée de Grecs et des Romains;“ so drückt sie dieß (S. 63) viel besser

und bestimmter so aus: „la poésie française étant la plus classique de toutes les poésies modernes, elle est la seule qui ne soit pas répandue parmi le peuple. Tasso aber, Calderon, Camoens, Shakspeare, Göthe werden, fährt sie fort, bei ihren Völkern sogar von den tiefsten Klassen gesungen; indeß sie klagen muß: Zwar „nos poètes français sont admirés par tout ce qu'il y a d'esprits cultivés chez nous et dans le *reste* de l'Europe; mais ils sont tout-à-fait inconnus aux gens du peuple et aux bourgeois même des villes, parceque les arts en France ne sont pas, comme ailleurs, natifs du pays même où leurs beautés se développent. Und jeder Franzose wird willig dieses Geständniß unterschreiben. Auch Rez., obwol Deutscher, gesteht den Franzosen die Aehnlichkeit mit den griechischen und lateinischen Klassikern, ja eine größere zu als irgend ein jetziges Volk aufzeigt, und erkennt sie gern als die neuesten Alten. Er geht so weit, daß er ihre Literatur, da er eine ganz andere und umgekehrte Rangordnung der klassischen Zeitalter hat, dem besten Zeitalter griechischer und lateinischer Klassizität, nämlich dem eisernen gleichsetzt. Wie schon die figürlichen Namen goldnes, eisernes Zeitalter es aussagen, indem das mehr biegsame als brauchbare Gold überall und auf der Oberfläche sogar in Flüssen und ohne Mühe gefunden, das feste, nicht als Glanz und Zeichen dienende Eisen aber sogar selten in Goldländern, und nur in der Tiefe und mühsam und selten gediegen gewonnen wird: so bezeichnet auch unter den Zeitaltern ein eisernes die Brauchbarkeit und die Schwierigkeit der Ausbeute, und die Künstlichkeit der Verarbeitung in Werken des Geschmacks, und es kann

daher erst nach dem goldnen und silbernen Zeitalter das eiserne erscheinen und zur Reife kommen. Immer ein Zeitalter erzeugt und bildet das andere, auf dem goldnen steht das silberne, dieses bildet das erzene, und auf den Schultern aller steht das eiserne. So bekennt auch die Verfasserin (T. IV. p. 80) daß die älteren Franzosen, ein Montaigne rc. noch so sehr den jetzigen Deutschen ähnlich gewesen, *) bevor die neuern wirklich klassisch geworden, gleichsam die glänzenden Endtriller und Cadences der Vergangenheit. Daher können die französischen Klassiker ohne Ungerechtigkeit keinen frühern griechischen Klassikern zugeordnet werden, als denen aus der alexandrinischen Schule. Unter den lateinischen Klassikern möchten ihnen die bekannten, ein Ovid, Plinius der jüngere, Marzial, beide Seneka's, Lukan, — obwol diese mehr der Zeit als dem Geiste nach zu viel frühern Kunstaltern gerechnet werden — wol am ähnlichsten seyn, insofern diese Römer sich mit dem darauf folgenden Erz und Eisen gleichsam vorausnehmend waffnen und schmücken. — Ein Rousseau klänge im Lateinischen so silbern, wie ein Seneka; dieser klänge im Französischen so golden, wie ein Rousseau.

Es ist aber fast allgemeiner Fehler der Sprecher über französische Kunstrichter, daß sie glauben, ein Geoffroy oder ein la Harpe verstehe, wenn er seine Schriftsteller den alten klassischen gleichstellt, solche aus dem sogenannten goldnen Zeitalter. Aber welcher wahre französische Klassiker würde jemals es für Lob aufneh-

---

*) Dasselbe bemerkte längst Jean Paul in der Vorschule rc. (B. 3. S. 779 der zweiten Auflage.)

men, wenn man ihm sagen wollte, er schreibe ganz wie Homer, wie Aeschylus, wie Aristophanes, wie Platon, wie Cicero? Auch könnte er, ohne unbescheiden zu seyn, zu verstehen geben, daß doch einiger Unterschied zwischen ihm und jenen goldnen Klassikern obwalte, den er gern mehr auf Rechnung der höhern Zeitbildung, als auf seine eigne schreibe, und nach welchem er von manchen longueurs, Geschmacklosigkeiten, Keckheiten freier zu seyn hoffe, als mancher Alte. Ein französischer Trauerspieldichter könnte z. B. sagen, er schmeichle sich, wenn auch nicht dem alexandrinischen sogenannten tragischen Siebengestirne ganz zu ähnlichen, sich doch von dem Siebengestirn des Aeschylus ein wenig zu unterscheiden. Auch machen Voltaire und andere in ihren Briefen gar kein Geheimniß daraus, daß sie den Schreibern der alten goldenen Zeitalter gar nicht sonderlich ähnlich und gewogen sind.

Der ächt französische Geschmack der Verf. ließe sich noch in kleinen Zügen nachweisen, z. B. in ihrer, den Franzosen und Weltleuten gemeinsamen bewaffneten Neutralität gegen den Mittelstand. Bauern und Schweizer laufen noch idyllenhaft durch, und ein Schweizer gilt so viel als eine Schweizerin. Auch den Künstler verachten sie nicht, theils als den unbestimmt durch die Sonnen, Erden und Trabanten schweifenden Schwanzstern, theils als den individuellen Diener ihres Luxus und Glanzes, und eine persönliche Schauspielerin ist ihnen oft so werth als deren Rolle. Was aber den Mittelstand anlangt: so sind ihnen — der Geistliche etwa ausgenommen, weil er auf der Kanzel zu den Künstlern gehört, und in katholischen Ländern ohne Stand alle Stände durchzieht — weder Handwerker

poetisch zu würzen und aufzutischen, noch sämmtliche Kommerzien-, Legazion- und andere Räthe, und Zweidrittel des Adreßkalenders. — Kurz, die französische Menschheit treibt und trägt in den Kunstwerken nicht als Fürsten, Helden und Adel, kein Bei- und Unterwerk von Volk, so wie die Bäume um Neapel den, der sich in der Hitze darunter setzt, nur mit Blüten beschatten, nicht mit Blättern, weil keine darunter hängen. Diesen Stammbaum, ohne welchen der französische Parnaß niemand aufnimmt, scheint auch Frau von Stael zu fodern und — nach ihren ungünstigen Urtheilen — zu vermissen in Vossens Luise, sammt Idyllen, in Göthens Dorothea, in Meister und Faust. Es ist zu wenig Hof darin. Tiecks Sternbald besticht sie eben so sehr vielleicht als Künstler-Roman, wie durch seine unpoetischen, aber reizenden Allgemeinheiten; denn das Buch ist mehr eine Kunststimmung, als ein Kunstwerk.

Das Theater ist gleichsam die Ichnographie (Festungabriß) eines Volkes, der Einbläserkasten (Soufleur) ist das Sprachrohr seiner Eigenthümlichkeiten. Da nun die Verf. die Gallischen Coulissen, und Theatervorhänge, und Lichtputzer, und Souffleurs ihrer Trauer- und Lustspieler, über alle ausländische Bühnen setzt; so gibt sie den Franzosen einen neuen erfreulichen Beweis ihrer Geschmack-Aehnlichkeit mit ihnen.

Nach so langen Vorbereitungen wird der Leser leicht den Schluß erwarten, daß die Verf. die gewünschte Mittlerin zwischen uns und Frankreich ist, und uns von diesem gewiß den ästhetischen Generalpardon auswirkt, ja daß sogar die Franzosen ihr einigen Dank für diese

Näherbringung zu sagen haben. Aber das Gegentheil behauptet Rezensent.

Er muß überhaupt die Franzosen bedauern, welchen sie durch ihre entmannenden Auszüge und Uebersetzungen aus dem Deutschen eine Regelmäßigkeit von uns weiß macht, wovon kein Wort wahr, und keine Spur in uns ist. Sie fängt z. B. bei dem Faust mit der Stelle an: „C'est à nous de nous plonger dans le tumulte de l'activité, dans ces vagues éternelles de la vie, que la naissance et la mort élèvent et précipitent, repoussent et ramènent: nous sommes faits pour travailler à l'oeuvre que Dieu nous recommande et dont le temps accomplit la trâme. Mais toi, qui ne peux concevoir que toi-même, toi, qui trembles en approfondissant ta destinée, et que mon souffle fait tressaillir, laisse-moi, ne me rapelle plus.

Wie soll sich nun ein Franzose, der vielleicht solcher stiller Stellen wegen zu deutscher Sprache sich entschließt, nur von weitem errathen, daß, bevor die Stelle urbar gemacht worden, folgendes Unkraut darauf gewuchert:

Der Geist.

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

F a u st.

Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäft'ger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!

D e r G e i st.

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

So ist der ganze Auszug; auch die kleinste brennende Farbe ist ausgebleicht, so wie Riesenklumpen und Gruppen, z. B. die Walpurgisnacht gar herausgeschnitten. — —

Folgende Stelle (Siebenkäs B. 1. S. 7.) aus „der Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab“ (songe übersetzt sie kürzer den Titel), wo Christus, nachdem er gesagt, es ist kein Gott, so fortfährt: „Ich ging durch die Welten, ich stieg in die Sonnen und flog mit den Milchstraßen durch die Wüsten des Himmels; aber es ist kein Gott. Ich stieg herab so weit das Sein seine Schatten wirft, und schaute in den Abgrund, und rief: Vater, wo bist du? aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den niemand regiert, und der schimmernde Regenbogen aus Westen stand, ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrunde und tropfte hinunter. Und als ich aufblickte zur unermeßlichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren, schwarzen, bodenlosen Augenhöle an, und die Ewigkeit lag auf dem Chaos, und zernagte es, und wiederkäuete sich. — Schreiet fort, Mißtöne! zerschreiet die Schatten, denn Er ist nicht!“

Diese barbaresken Stellen sind, wie alle übrigen, zu folgenden kultivirten geworden. J'ai parcouru les mondes, je me suis élevé au-dessus de soleils, et là aussi il n'est point de Dieu; je suis descendu jusqu'aux dernières limites de l'univers, j'ai regardé dans l'abîme, et je me suis écrié: Perè, où est-tu? — mais je n'ai entendu que la pluie qui tomboit goutte à goutte dans l'abîme, et l'éternelle tempête, que nul ordre ne regit, m'a seule répondu. Relevant ensuite mes regards vers la voûte de cieux, je n'y ai trouvé qu'une *orbite vuide*, noir et sans fond. L'éternité reposoit sur le chaos et le rongeoit, et se dévoroit lentement elle-même; redoublez vos plaintes amères et déchirantes; que des cris aigus dispersent les ombres, car c'en est fait. —

Wer Franzosen liebt, dem thut es wehe, daß man sie zu uns mit Reizen herüberangeln will, die man uns erst angeschminkt, und daß man vor Fremden nicht nur unser wildes Fleisch, sondern auch unsere ganze Dickleibigkeit in weite gallische Hofkleider versteckt. Denn so, wie Göthes Faust wirklich ist, muß ein guter Franzose, so wie selber die Verf. keinen zweiten wünscht, schon den ersten verwünschen — zum Mephistopheles, und die gelesene Höllenfahrt für eine Empedoklesische in den Krater des deutschen Musen-Vulkans ansehen. Er darf sogar zu ihr sagen: „Madame, Sie dachten zu honett, um den Deutschen traits, pointes, Sentenzen, jenen esprit zu leihen, womit unsre Schriftsteller uns und Europa bezaubern. Sie zeigten uns an den deutschen Werken ihre glänzendste Seite, ihre sensibilité, die Tiefe ihrer Gefühle. Sie haben uns damit

wahrhaft bestochen. Sie haben alles was Ihren Geschmack beleidigt, gemildert und unterdrückt, und sich statt des Gedichtes gegeben; tant mieux! Aber wer ersetzt Sie uns, wenn wir die deutschen Werke in der Urschrift lesen? J. J. sagte: es komme die Wissenschaft, und nicht der trügliche Arzt; wir kehren es um, und sagen: es komme die Heilkünstlerin, und nicht das kranke Gedicht, eh' sie es geheilt.

Rez. bemerkt hier, daß in der letzten Anrede eine so gezwungene Lobrede ist, als die (T. III. p. 97), womit Mad. de Stael die ihrige auf Schiller schließt: „Peu de temps après la première representation de Guillaume Tell, le trait mortel atteignit aussi le digne auteur de ce bel ouvrage. Gesler périt au moment où les desseins les plus cruels l'occupaient: Schiller n'avait dans son âme que de généreuses pensées. Ces deux volontés si contraires, la mort ennemie de tous les projets de l'homme les a de même brisées.“

Diese Vergleichung des erschossenen Geßler mit dem gestorbenen Schiller, worin die Aehnlichkeit beider Menschen darin besteht, daß sie den übrigen Menschen im Sterben und in den damit verknüpften Abbrechen ihrer Plane gleichen, scheint dem Kapitän Fluellen (in Shakspeare's Heinrich V. Akt 1. Szene 3) leicht nachgeahmt zu seyn, welcher sich abmartert, um zwischen dem Morde, den Alexander der Große an seinem Freunde Klitus beging, und zwischen der Entlassung, womit Heinrich V, Fallstaff bestrafte, irgend eine Vergleichung wo möglich zu Stande zu bringen.

War — um zurückzukommen — diese kastrierte Ausgabe des deutschen Herkules, oder Dichtgottes, wie

Frau v. Stael sie von uns liefert, für irgend welche Leser zu wünschen und von wahrem Nutzen, so ist es für deutsche Höfe und Weltleute selber; so etwas kann das leichte Flämmchen seyn, das ihnen den geheimen schweren Schatz ihres Vaterlandes bezeichnet, welchen sie, da sie, ungleich den Franzosen, das Deutsche früher erlernt als das Französische, ohne Mühe heben können. Nur die guten leichtgläubigen Franzosen werden nie mit einem solchen Schein möglicher Vereinigung zweier verschiedener Kirchen oder Tempel des Geschmacks gelockt und berückt.

Kann der kluge Franzose doch die Verfasserin mit ihrer eigenen Hand schlagen, die geschrieben: (T. IV. p. 80) „Les auteurs français de l'ancien temps ont en général plus de rapports avec les Allemands que les écrivains du siècle de Louis XIV.; car c'est depuis ce temps-là que la littérature française a pris une direction classique.“

Sollen wir nun jetzo, kann er sagen, in unserer Bildung denen wieder ähnlich werden, welchen wir ähnlich waren, als wir eine kleinere hatten? Ein Deutscher kann zwar die ältere französische Dichtkunst über die neuere Verskunst, aber der Franzose wird nicht nach der alten poetischen Stiftshütte, statt des Tempels, blosse jetzige Synagogen setzen. Das helle Wasser ihrer Poesie wird immer das dunkle, aber feuerhaltige Oel der unsrigen, als zu leicht und unvermischbar ausstoßen. Oder auf eine andere Weise: da überall bei ihnen das Auge mehr herrscht, und bei uns das Ohr — sie Schwerhörigen wollen ihre Dichterpfauen mit ihren

glänzenden Schwanzspiegeln und Augen *) und dem bis an die Flügel gerückten Schweifrade, ungeachtet der etwas schlechten Töne und Füße derselben, behalten, so wie wir Schwersichtigen unsre unscheinbaren Dichterlerchen und Nachtigallen mit ihren Liedern in den Wolken und in den Blüten vorziehen. — Im ganzen Göthe sind vielleicht nicht so viel Antithesen und witzige Gegenscheine zu finden, als in Einem rührenden Auftritte von Voltaire, und in allen, selbst den schönsten Gesängen der Messiade, sucht der Franzose vergeblich nach solchen Witzspitzen (Pointes), welche in der Henriade jeden Gesang, jede Seite zur Stechpalme erheben.

Nun bittet Rez. jeden Unparteiischen, was soll ein Franzose für Freude an Literaturen und Dichtkünsten haben, die so nackt, wie ungefallene Eva's oder Grazien vortreten, er, der aus einer Dichter-Assemblée herkommt, wo jeder sogar den Gottestischrock und das Sterb- und Trauerkleid mit Troddeln und Treffen besetzt, und gut parfümiert. — Was wird ein Fabre d'Olivet **) zu einer solchen Vorpreisung einer fremden Dichtkunst sagen, er, der so bestimmt und ausdrücklich erklärt hat: „Oui, Messieurs, ce que l'Indostan fut pour l'Asie, la France le doit être pour l'Europe.

*) In der französischen Poesie bedenkt man immer, wie ein Christ, das Ende, oder den letzten Vers, und man ist darin, wie im Leben, nach der Regel des griechischen Weisen, vor dem Ende nicht glücklich zu preisen.

**) Dessen: Les vers dorés du Pythagore expliqués etc. précédés d'un discours sur l'essence de la Poésie. L. L. Zeitung n. 86. 1814.

La langue française comme la sanscrite doit tendre à l'universalité, elle doit s'enrichir de toutes les connaissances acquises dans les siècles passés, afin de les transmettre aux siècles futurs, destinée a surnoyer sûr les débris de cent *idiomes* divers, elle doit pouvoir sauver du naufrage des temps toutes leurs beautés et toutes leurs productions remarquables."

Wenn sogar eine Stael, bei aller ihrer Sprach- und Autorenkunde und mit einem uns zugekehrten Herzen, doch mit Zunge und Geschmack gallisch bleibt: welchen Blütenertrag sollen wir vollends vom dürren Holze erwarten? Denn überhaupt ist der Geschmack eines Volks durchaus zu sondern vom Geschmacke einer Zeit; dieser, nicht jener wechselt leicht. Der Geschmack eines Volks, hineingewurzelt in Jahrhunderte, in Landesart, in Landesgeschichte, in die ganze Weltseele eines Staatkörpers, wiederstraubt, obwol unter Wechsel der Rüstung, allen Aenderungen und Angriffen von außen. Denn dieser Geschmack im höheren Sinn ist ja nichts, als der Ausbruch und Ausspruch der innern Gesammtheit des Menschen, welche sich am leichtesten an der Kunst, die mit allen Kräften des Menschen, zu allen Kräften desselben spricht, als Werk und als Urtheil offenbart. Daher gehört der poetische Geschmack dem Herzen an; der Verstand besetzt blos das kleine Gebiet des rhetorischen, welcher zu erlernen und zu beweisen ist, und der über Richtigkeit und Sprache, Einigkeit der Bilder u. s. w. abzuhören hat.

Soll übrigens eine fremde Literatur für die welke französische ein Düngesalz, ein Riechmittel werden: so wäre ein ganz anderer Weg zu wählen, als der lächer-

liche Umweg ist, daß man die Deutschen zu Franzosen verschneidet, damit diese sich an jenen ermannen, und daß man uns, an welchen sie sich hinaufbilden sollen, ihnen erst zubildet. Stellt, und pflanzt, und lagert die Deutschen mit allen derben Gliedern und vollen Adern wie sterbende Fechter vor sie hin — und sie mögen sie dann als eine Akademie studieren oder nicht. Sogar der gallischen Sprache werde in dieser Uebertragung das Kühnste zugemuthet. Oder wodurch denn anders, als auf ähnliche Weise, haben wir Deutsche unseren früheren Nationalgeschmack zum jetzigen freien ausgebildet, indem wir entweder durch unsere Sprachenkunde, oder durch unsere Uebersetzungen einen Homer, Shakspeare, Dante, Calderon, Tasso, mit allen Eigenthümlichkeiten, welche gegen unsere stritten, unentwaffnet zu uns kommen ließen? — Unser Nationalgeschmack ging uns darüber dennoch nicht verloren; im Deutschen ist bei aller Vielbeugsamkeit dennoch etwas indeklinables für andere Völker; denn Göthe, und Herder, und Klopstock, und Lessing können in keiner Sprache als in der Deutschen ganz genossen werden, und nicht blos unser ästhetischer Kosmopolitismus (Weltfreundschaft) auch unsre ästhetische Volkeigenthümlichkeit sondert uns unter den Völkern aus.

Sollen wir einmal dem Ausland vorgestellt werden — und jeder noch so stolze Deutsche wird es wünschen, wenn er ein Buchhändler ist — so wünschte Rez. einen der Verfasserin ähnlichen Verfasser, der uns auf einem ähnlichen Kleopatra's-Schiffe nach England übersetzte. Schiller, Göthe, Klinger, Hippel, Lichtenberg, Haller, Kleist könnten ganz so wie sie wären in ihren naturalibus und pontificalibus auf jenem Eiland aussteigen,

ohne Gefahr da Einsiedler zu werden, ausgenommen insofern man diese anbetet.

Nur von der romantischen Seite dürften wir uns dem Britten nicht zuerst zeigen. Denn er — an welchem nichts so poetisch ist, als der Staat — verlangt, gewöhnt an die Schwere des Goldes, auch für ein goldnes Dichtzeitalter die dicken goldnen Flügeldecken seiner Beiwortdichter, nicht den durchsichtigen Florflügel der Romantiker; keinen bunten Schmetterlingstaub, sondern höchstens Blütenstaub, der zu etwas erwächst.

Ob uns nun gleich die geistreiche Epitomatorin Deutschlands bei den Franzosen wenig Vorschub, ja vielleicht Abbruch gethan, da sie ohne Noth unser Lob in lauter Vergleichungen mit den Franzosen ausgesprochen, anstatt ohne anstoßende Beziehungen: so kann sie uns bei einem anderen Volke desto bessere Dienste leisten, nämlich bei dem Deutschen selber.

Hier darf ihr nicht nur erstlich der Kunstrichter danken, sondern auch zweitens der Vaterlandfreund. Nicht der äußere Mensch, aber der innere hat Spiegel nöthig. Man kann sich nicht anders ganz sehen, als im Auge eines fremden Sehers. Rez. sähe und träte mit Freuden in ein Spiegel- oder vielmehr Bilderzimmer, worin unsre Gesichter von ganz verschiedenen Völkern, von Portugiesen, von Schotten, von Russen, von Korsen, entworfen hingen: und wo wir erführen, wie verschieden wir den Verschiedenen vorkommen. An fremder Eigenthümlichkeit erkennt und veredelt sich die eigne. So hält und wirft zu unserem Vortheil die Verfasserin uns die deutschen longueurs (Unaufhörlichkeiten), die platte Spaßhaftigkeit, die Phantasterei und die deutsche Gleichgültigkeit gegen Feile vor.

Gegen den letzten Fehler, gegen den jetzigen Bausch- und Bogen-Stil, sollten wir Rezensenten sämmtlich ordentlich mit Grimm losschießen und einhauen. Es gab eine Zeit in Deutschland, wo ein Lessing, ein Winkelmann die Perioden feilte, wie Plato oder Cicero, und Klopstock und Schiller ihre Verse, wie Horaz und Virgil, wo man, wie Tacitus, mehr auf Abblatten, als auf Belauben sann, kurz auf ein Abblatten, welches wie am Weinstock die Trauben reift und heizt. Es gab eine solche Zeit, aber die jetzige hat sie gehabt, und wir schreiben und färben und kleckſen denn nun jetzo so gemächlich leichtlich hin und weiter fort, und studieren Leser und Autoren nicht absonderlich, sondern erscheinen im Druck. Uns kommen jetzt Verbesserungen in der Handschrift so theuer vor, als wenn wir sie, wie der Graf Alfieri, auf dem Druckpapier auf Kosten des Setzers und Beutels zu machen hätten. Der öffentliche Buchmarkt soll unser Bleichplatz seyn, und das Publikum soll statt unserer bessern, und dann wollen wir in der zweiten Auflage einiges nachschieben und ausschieben.

Aber gerade das späte Nachbessern, wenn der vorige Autor mit voriger Lage und Liebe nicht mehr vorhanden ist, arbeitet mit zweideutigem Erfolge nach, und Schiller ließ daher mit Recht seine Räuber unbekehrt. Hingegen dieselbe Sonnenwärme des Schaffens kann in einer zweiten Stunde auch als eine des Reifens wiederkehren. Die Schriftsteller, welche die Welt nur mit *vererzter* Münze bezahlen wollen, können keinen einzigen Grund für den Vorwerth eines Gedanken-Erstlings anführen; denn ja selber der hingeschriebene Gedanke erlebte im

Kopfe im Zeitraum einer Minute schon mehrere verbesserte Auflagen.

Einen größern Dank als der Kunstrichter bringe der Verfasserin der Vaterlandsfreund. Durch das ganze Werk zieht ein verschleierter Kummer über Deutschlands Knieen, um wie ein Kameel nur beladen und gekrümmt sich aufzurichten. Daher ihre Klagen (T. V. ch. XI.), daß die jetzigen Deutschen nur philosophischen, keinen politischen Charakter haben; — ferner, daß der Deutsche (T. I. p. 20) gerade durch sein Mittelklima, in welchem er nicht die größte Kälte oder größte Hitze zu bestehen und zu bestreiten hat, sondern sich ohne den Erwerb der Abhärtung leicht gegen die Mittelstufen beschützt, in unkriegerische Verweichlichung zergehe; — ferner die übrigen Klagen im 2. Kap. des 1. Bändchens über unsere Rangstände, unsern Mangel an diplomatischem List- und Lügengeist, über die deutsche Großwelt, welche zur Langenweile der Franzosen selber noch Antheil an Ludwig des XIV. Maitressen und Anekdoten nachäfft (T. I. ch. IX.) — So sagt sie (T. V. p. 200) les Allemands ont besoin de dédaigner pour devenir les plus forts; zwei Zeilen weiter: ce sont les seuls hommes, peut-être, auxquels on pouvait conseiller l'orgueil comme un moyen de devenir meilleurs. Sie hat fast recht; nicht als ob wir uns unter einander und mit Worten nicht genug auf dem Druckpapier erhöben und stolz machten — jeder steht neben dem andern mit einem fertigen Lorbeerkranz für ihn in der Hand — aber in Thaten, und gegen Ausländer und Hohe, werden wir immer beklagen, daß wir nur zwei Backen zum Empfangen von Ohrfeigen, anstatt vier, wie der Januskopf, vorhalten können, wiewol wir

diesem Backenmangel etwas abhelfen, wenn wir uns umwenden und den Rest bekommen. — Es gab im französischen Krieg — und im Frieden vorher — manche Staatsmänner, wenn nicht Staaten, welche sich für blosses Halbzeug, wie man in Papiermühlen Lumpen nennt, die nicht klein genug geschnitten sind, so lange ansahen, bis sie zu Ganzzeug veredelt wurden, wenn der Holländer (so werde nach der Müllersprache Napoleons Zepter genannt) sie ganz zu kleinsten Stückchen zerstoßen hatte.

Im 5. Bande S. 123 ist eine lange harte Stelle, wo den Deutschen ihre Unterwürfigkeit höher angerechnet wird, als den Welschen die ihrige, weil unsere Gesichter und Manieren und philosophischen Systeme nichts als Mark und Muth versprechen — und doch verläugnen. — Hier und an anderen Stellen, und über Preußen, wo sie (T. I. p. 108) sagt: „la capitale de la Prusse ressemble à la Prusse elle-même; les édifices et les institutions ont âge d'homme et rien de plus, parcequ'un homme seul en est l'auteur, vergibt man ihr willig das Uebertreiben der Klage, nicht etwa nur, weil die Zeit sie widerlegt, uns aber vertheidigt und auf die alten Thronsitze zurückgehoben hat, sondern weil ihre Zornthränen über uns nur heißere Liebethränen sind, mit welchen sie in den Deutschen fallende Engel in einem Kriege gegen die gefallenen sah.

Die Vorrede gibt einen Brief des Polizeiministers und Generals Savary an sie, worin er mit vielem Verstande behauptet, das Werk sei nicht französisch gesinnt, und sie habe mit Recht den Kaiser darin ausgelassen, weil keine seiner würdige Rangstelle da gewesen. „Il n'y pouvait trouver de place qui fut digne de

lui," sagt der ehrliche General, und meint, es hätte unter so vielen großen Dichtern und Weltweisen mehrerer Zeiten und Länder sich der Elbaner nicht zum Besten oder würdig genug (digne) aufgenommen. Der tapfere Polizeiminister verdient wol hier, daß man ihn nicht unter die gemeine Art Speichellecker wirft, welche so leicht alles, was vom Fürsten fällt, auffassen und preisen, besonders das Gute, ohne es nachzuahmen; vielmehr unter die zweite höhere (wenn man so sagen darf) möcht' er gehören, welche wasserscheuen Speichel eines Obern in sich aufnehmen, und darauf so feurig werden und laufen, wie er selber. Nur so und nicht anders konnte der General aus den einzelnen Stellen, welche die parzielle Zensur ausgestrichen, gleichsam aus Plänklersiegen errathen, daß das ganze Feld zu bekriegen und zu nehmen sey. So wurde denn auch die ganze schon gedruckte Auflage gleichsam unter einem zweiten Holländer zu verklärten Lumpen zersetzt. Auch das feine Gefühl der vorherigen Streich- und Klein-Zensoren ist zu achten, womit diese die geistigen Kronschulden des Kronentführers (Usurpator) aus der kleinsten Anweisung darauf errathen, und dadurch bekennen. Die Sphynx auf Elba, welche, ungleich der alten, nur den verschonte, der ihr Räthsel nicht errieth — welches darin bestand, Europa der türkischen Grammatik gleich zu machen, worin nur eine Konjugazion, eine Deklinazion, kein Geschlecht und keine Ausnahme ist — mußte eine Darstellung der Deutschen, die sie zu einem Staat im Staate machte, gefährlich finden. — Und zeigt für den Verstand des Ober-Zensors und der Unter-Zensoren nicht der Erfolg selber, daß sie es mit einer listigsten, feinsten Feindin zu thun gehabt, welche zu

durchschauen sie nicht Verstand genug besessen hätten, wenn nicht in diesen Fällen der Argwohn mehr als den halben Verstand ersetzte? Sie kann oft, können sie sagen, hinter ihrem geduldigen Nonnenschleier so diplomatisch boshaft seyn, wie eine Nonnen-Priorin.

Um nicht das Werk über dessen Schicksal zu vergessen, geht jetzo Rez. zu besondern Anmerkungen über einige Kapitel über, nachdem er ein Paar allgemeine vorausschickt. Noch kein Ausländer hat mit solchem weiten Blicke und weiten Herzen das deutsche Dichtwesen aufgefaßt und dargestellt, als diese Ausländerin. Sie sieht die französische Poesie, welche eine berechenbare glänzende Krystallisazion ist, gegen die unmeßbare Organisazion der Deutschen, wirklich in wahrer Gestalt — nur aber mit Vorliebe für diese Gestalt — wenn sie solche als eine Poesie für die Gesellschaft beschreibt. In der Vorschule der Aesthetik (B. 3. K. 2.) wurde schon vor Jahren diese Poesie eben so, nur mit weniger Liebe beschrieben; und im Allgemeinen noch früher von Herder. Die Deutschen hingegen hat die Verf. mehr nur von der Seite der Vergleichung und Unähnlichkeit mit den Franzosen gemalt und gemessen, und daher weniger unsern Selbbestand und Kern ergriffen und entblößt. In einer Völkervergleichung kann man froh unter lauter Wahrheiten wie auf Radien umher, und doch über den Mittelpunkt weghüpfen.

Ueber die Kapitel des ersten Bändchens kann man ihr hinter dem Rücken und unter vier Augen fast dasselbe sagen. Denn Allgemeinheiten, wie Völker, Länder, Städte, faßt und richtet ihr weiter Reiseblick besser, als ihr Gallischer, enger, weiblicher Geschmack Einzelheiten

und Dichter, wie überhaupt große Massen für geistreiche Schriftsteller durch den weiten freien Spielraum der Beziehungen die ergiebigsten sind. Nur ist ihr mehr das vornehmere und mehr das literarische Deutschland gesessen, und vom Mittelstande sind ihr nur die literarischen Höhen erschienen. Auch spricht sie dem Klima zu, was sie in der Geschichte zu suchen hätte, sie findet (T. I. ch. V.) die gemäßigten Himmelstriche mehr der Gesellschaft, als der Dichtkunst günstig (ce sont les délices du midi ou les rigueurs du nord qui ébranlent fortement l'imagination), also Süddeutschland, namentlich Franken, Schwaben, Baiern und Oesterreich. Außerdem, daß ja in den ersten drei Ländern der Wechsel zwischen dem Blütenglanze des Frühlings und der Wolkenkälte des Winters gerade die mäßige Wärme und die mäßige Kälte zu poetischen Hochstufen steigen: so spricht gegen die Verf. das milde Sachsen, milde Brandenburg, England, Griechenland auf der einen, und das heiße Neapel und kalte Rußland auf der andern Seite. Vielmehr äußerste Grade von Frost oder Glut erdrücken oder erschöpfen den Dichter, und die kastalische Quelle verdunstet entweder, oder gefriert ein. Hingegen zwischen beide Klima's Ende hineinfallende Ländergrade lassen Geister und Dichter entfesselt spielen.

Im Ch. XI., de l'esprit de conversation, beschreibt sie sehr schön die gesellige Sprechkunst (verschieden von Redekunst), S. 68: „le genre de bien-être que fait éprouver une conversation animée, ne consiste précisement dans le sujet de cette conversation; les idées ni les connaissances qu'on peut y développer, n'en sont pas le principal intérêt; c'est

une certaine manière d'agir les uns sur les autres, de se faire plaisir réciproquement et avec rapidité, de parler aussitôt qu'on pense, de jouir à l'instant de soi-même, d'être applaudi (applaudie) sans travail, de manifester son esprit dans toutes les nuances par l'accent, le geste, le regard, enfin de produire à volonté comme une sorte d'électricité qui fait jaillir des étincelles." Die Stelle. S. 81, wo sie den Deutschen gesellige Bildung und Selbstverläugnung für gesellige Verfeinerung predigt, verdient deutsche Aufmerksamkeit. Freilich hätte sie, eh' sie uns die französische Sprechkunst abspricht und anräth, nicht S. 70 sagen sollen: „L'esprit de conversation a quelquefois *l'inconvénient* d'altérer la sincérité du caractère, ce n'est pas une tromperie combinée, mais improvisée, si l'on peut s'exprimer ainsi," was in kurzem Deutsch etwa heißt: Es ist bei dieser Kunst blos dieß ein unangenehmer Umstand, daß zuweilen die Lauterkeit des Herzens dabei zu kurz kommt, und man den wahren eigentlichen Spitzbuben dabei macht, obwol nur aus dem Stegreif, und ohne besondere Vorbereitung. Uebrigens müssen es solche und ähnliche Stellen, wo sie uns moralische und ästhetische Gallizismen abspricht, den Ersatz aber dafür und blos in Gelehrsamkeit, Tiefe des Herzens und des Denkens zusprechend, solche Stellen müssen es seyn, nach welchen das Journal de Paris, das uns, wie früher tromperie combinée, noch gar die improvisée abgesprochen ließ, die Verf. für eine heimliche Feindin der Deutschen ansieht, die sich schon, hofft das Journal, erzürnen werden, wenn auch, wie immer, nur spät. Denn so hart sie die Franzosen auch angreife, so thut sie es doch nur auf der sittlichen

Seite, welches diese um so leichter vergeben, und so schwächer empfinden: je mehr sie Recht hat; wir aber werden ein wenig ernsthafter und bedeutender, nämlich auf der Seite des Verstandes angefallen, welchen sie überall gegen den Gallischen, in Geschäften, Weltblick, ja im Motiviren, in Anordnung der Kunstwerke, heruntersetzt. „Les allemands mettent très-rarement en scène dans leurs comédies, des ridicules tirés de leur propre pays; ils n'observent pas les autres, encore moins sont ils capables de s'examiner eux-mêmes sous les rapports extérieurs, ils croiraient presque manquer ainsi à la loyauté qu'ils se doivent.“ Plane anlegen, alle Auftritte zu Einem Wirkpunkte (effet) hinreihen, dies kann, sagt sie, der Franzose, aber der Deutsche vermag es vor lauter Ehrlichkeit nicht. Indeß schwur doch Lessing, jedes Trauerspiel von Corneille woll' er klüger und regelrichtiger umordnen, und seine Kritik, wie seine Emilia Galotti, so wie Schiller und die bessern deutschen Kunstrichter, sind Antworten auf der Fr. von Stael Vorwurf.

Dreimal leitet sie unser Unvermögen zur witzigen Sprech- und Plauderkunst ab. Erstlich aus unserer Sprache. Aber hatte sie denn ihr Deutsch vergessen, als sie von ihr schrieb: „La construction ne permet pas toujours de terminer une phrase par l'expression la plus piquante“ (T. I. p. 84). Denn hebt nicht im Gegentheil gerade unsere Sprache allein unter allen neuern jedes Wort, jeden Redetheil ohne Ausnahme — ja sogar wie hier kommt, ein halbes Wort — ohne Zwang zum Dessertwein des Schlusses auf? Mad. de Stael hätte doch vorher zu ihrer Belehrung wenigstens nur einige Dutzend unserer Bände Epi-

grammen-Anthologien mit ihren tausend End-Stichen lesen sollen. Was fehlt Lessings Dialogen oder unsern Uebersetzungen der Franzosen an Sprech-Gewandtheit der letzten? Allerdings wollen wir — das ist ihre zweite Ableitung unserer Sprechunkunst — immer zu sehr eines und das andere sagen, anstatt, gleich Franzosen, nichts; ein Deutscher will nicht blos sich, sondern auch etwas aussprechen, zu welchem Etwas wir häufig Gemüth, Gesinnung, Wahrheiten, Lehren rechnen. Uns wandelt fast eine Art Eckel vor einem Menschen an, der sprechend da steht, und ganz keck uns nichts zeigen will, als sich; — denn sogar der Erzähler eines Geschichtchens soll mehr unser Vergnügen darüber, als sein eigenliebiges über sein Ich, sich vorsetzen.

Drittens fehl' es uns — klagt die Verfasserin — zu sehr an Witz, folglich an Bonmots u. s. w. Rez. klagt eben so sehr, daß es den Franzosen daran gebreche. Ein Lichtenberg, ein Hippel, so wie ein Young oder Pope, hat mehreren und besseren Witz, als ein ganzes französisches Jahrzehend. Der Französische, der Reflexion-Witz (Rez. tritt hier ganz auf die Seite Jean Pauls in dessen Abtheilungen des Witzes) überrascht mit Einer leichten Aehnlichkeit und mit der Anschaubarkeit, wie ein französischer Garten, nur Einmal; der Brittische und Deutsche im Gleichniß mit ineinander spiegelnden Aehnlichkeiten, und mit dem Fortgenusse eines englischen Gartens. Zum Wiederlesen von Lichtenberg nimmt sich Rez. gewöhnlich ein Jahr Zeit, zum Wiederlesen Voltaire's zehn Jahre, zum Wiederlesen französischer Journalisten 60 Jahre, zum Wiederlesen Hamanns eben so viele Minuten. Der Deutsche von Geist schämt sich beinahe, so leichtwitzig zu seyn, wie

ein Franzose, und er muß sich anstrengen, um sich nicht anzustrengen. Läßt er sich die Mühe gleichwol nicht verdrießen, so häuft er, wie Weisser in seinen Satiren, mehr Antithesen auf einem Blatte an, als ein Franzose in einem Buche. Weltleute, die sich in deutscher Sprache nur plan und schlicht ausdrücken, glänzen in französischer mit witzigen Wendungen; es wählt hier also der Wille, nicht das Unvermögen. — Man kann sagen, nicht ein und der andere Franzose, sondern das ganze Volk hat Witz; aber ein so häufiger kann eben darum kein gewichtiger seyn.

Was noch gegen unsern Mangel an französischer Sprechkunst zu sagen wäre, überläßt Rez. den Britten, Spaniern, Italienern, die ihn sämmtlich mit uns theilen.

Folgende Stelle, T. II. p. 2, kann den Franzosen mit der Verf. aussöhnen: „En France la plupart des lecteurs ne veulent jamais être émus, ni même s'amuser aux dépens de leur conscience littéraire; *le scrupule s'est réfugié là.* S. 13. läßt sie Hans Sachs vor der Reformation dichten und S. 14. den Luther die Psalmen und die Bibel übersetzen. Dies kann einem Franzosen, der einen gelehrten Schein annehmen will, hinderlich seyn, wenn er es nachspricht. S. 17, findet sie zwischen Wielands und Volraire's Prose Aehnlichkeit. Schenkt man ihr oder ihm Voltairens Witz, Kürze, Leichtigkeit, Biegsamkeit: so gibts wol nichts Aehnlicheres. Rez. hört gern auf einmal Wielands von den einen Anbetern den deutschen Voltaire, und von den andern den deutschen Griechen nennen; er braucht dann nicht nachzudenken und zu widerlegen, sondern nur die Sprecher ihrer wechselseitigen Vernich-

tung zu überlassen. Das ganze Kapitel übrigens, so wie das 12te, leiht und raubt dem guten Wieland so viel, daß wir uns lieber den ganzen ausbitten. Seine komischen Erzählungen sind ihr (S. 67) imitées du grec; so sind denn die meisten französischen Maler, wegen der mythologischen Darstellungen, Nachahmer der Griechischen. S. 62. muß entweder sie einige Deutsche, oder diese müssen die Griechen mißverstanden haben, wenn vom Schicksale, im Gegensatze der Vorsehung, gesagt wird: „le sort (das griechische Schicksal) ne compte pour rien les sentimens des hommes." Siebenmal sagt Nein dagegen Sophokles, und eben so oft Aeschylus. Vielmehr, so unerbittlich verfolgt das Schicksal jede Unsittlichkeit, zumal die kecke, daß es (ungleich der Vorsehung) die Strafe noch unter der Reue und Bekehrung vollstreckt. S. 80 nennt sie Klopstocks Ode an die künftige Geliebte ein sujet maniéré. „Klopstock est moins heureux quand il écrit sur l'amour: il a, comme Dorat, adressé des vers à sa maîtresse future, et ce sujet maniéré n'a pas bien inspiré sa muse: il faut n'avoir pas souffert, pour se joueur avec le sentiment, et quand une personne sérieuse essaie un semblable jeu, toujours une contrainte secréte l'empêche de s'y montrer naturelle."

Wie konnte ihre, sonst allen reingestimmten Saiten der Liebe nachtönende Seele hier die noch ungeliebte Sehnsucht verkennen, womit der ungeliebte und doch liebende Jüngling in die Zukunft seines Herzens blickt, gleichsam mit einem Heimweh voraus? Malt sich doch der prosaische Jüngling ein Ideal, warum soll der dichtende die theure Gestalt, die doch für ihn, obwol

ungesehen wandeln muß, nicht sich verkörpert näher rücken? Freilich gilt dieß nur für die erste Geliebte; denn ein Gedicht auf eine zweite, dritte 2c. Geliebte der Zukunft fiele allerdings ihrem Tadel anheim, den sie auch wahrscheinlich so gemeint.

Die lange Stelle aus Vossens Luise (T. II. p. 82) hat sie vermuthlich eingerückt, um sogar den deutschen Leser durch die reizlose Uebertragung zum Gähnen zu bringen, den glücklichern Franzosen aber zum Schnarchen und — Anschnarchen. Eben so unerwartet hat sie aus Maria Stuart, statt schöner lyrischer Opferfeuer, den sogar für Deutsche gar zu langen, und nur für das Epos nicht zu kurzen Abschied der Maria verslos eingeschoben.

Göthen läßt sie wenigstens da Gerechtigkeit widerfahren, wo sie ihn bewundert; aber weniger, wenn sie ihn beurtheilt. Ueber seine Gedichte richtet sie richtiger als über seine Schauspiele. Ueberall gränzt ihr Geschmack mehr an den Deutschen, wo blos von kurzen, und nicht von großen Werken, oder vollends vom Theater die Rede ist, weil ihr der französische Vorhang jedes Ausländische verhängt. Ihr Urtheil über Göthe als Autor-Mensch können die Deutschen, seit Erscheinung seiner Selb-Lebensbeschreibung, bequem entbehren.

Vom ch. XV., de l'art dramatique, T. III., unterstände sich Rez. nichts zu sagen, als etwas Böses, wenn Zeitraum es erlaubte.

Shakspeare, an dessen blos kindlich- und poetisch-klarer Seele (gleichsam ein poetisches Christuskind) sie eine ironie presque machiavellique in der Charakter-Zeichnung vorrühmt, sollte sie weniger auf Hörensagen

loben, da sie Göthe's Faust weder auf Hörensagen, noch nach eigenen Gefühlen zu loben versteht. Wahrscheinlich kennt sie nur den französischen (entgeisterten und entherzten) Shakspeare, und preiset den Mann; aber so hätte sie auch bei Göthe's Faust auf eine französische Ueber- und Zersetzung warten sollen, um ihm ein weit größeres Lob zu geben, als das, womit sie ihn nach Frankreich heimgeschickt.

Ist eine Uebersetzung ein verkehrter bleicher Nebenregenbogen der ursprünglichen Farbenpracht: so ist ihre eigene, und überhaupt eine französische des Faust, nur eine graue kalte Nebensonne der Götheschen Sonne im Löwen. Zuweilen gibt sie statt der verblichenen Uebersetzung eine ganz neue Rede; z. B. (T. III. p. 137) läßt sie den Teufel von Faust sagen: „Cet homme ne sera jamais q'uá demi pervers, et c'est en vain qu'il se flatte de parvenir à l'être entièrement.“ In der Urschrift (S. 114) steht kein Wort davon, sondern blos die lange gute, ganz andere Stelle: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft ꝛc.“ Daß wichtige Auslassungen leichte Uebersetzungen in ihrem Werke verhüten, ist recht gut für das Göthesche. Dieses, gleich Dante's göttlicher Komödie, teuflische Trauerspiel, in welchem ganze geistige Welten spielen und fallen, hat sie zu einem Lieberoman ausgezogen nnd eingezogen. Von diesem einzig und letzten Zodiakalschein, den der untergegangene Shakspeare über Deutschland aufgerichtet, von diesem Faust wünscht Frau Verf. recht sehr (S. 160), daß dergleichen nicht wieder, oder gar mehrere geschrieben werden. — Rez. darf ihr Hoffnung zur Erfüllung ihres Wunsches machen, und verbürgt sich für sämmtliche Franzosen, — denn (S. 127): „il ne faut

y chercher ni le goût, ni la mesure, ni l'art qui choisit et qui termine; mais si l'imagination pouvait se figurer un chaos intellectuel tel qu'on a souvent décrit le chaos matériel, le Faust de Goethe devrait avoir été composé à cette époque." — Leserinnen, warum hält sich denn jede von euch für einen Leser?

Die Strenge des Urtheils über Faust hatte Frau von Stael schon vorher (S. 402) durch das Lob gemildert, das sie dem Götz von Berlichingen gegeben; „il y a des traits de génie ça et là (nicht nur hie, sondern auch da) dans sons drame. Weniger warm (S. 125) lobt sie die natürliche Tochter, weil die Personen darin nur, wie Schatten in Odins Palast, ein abgespieltes Leben trieben, da sie keine ordentlichen Adreßkalender-Namen führten, sondern nur allgemein König, Vater, Tochter ꝛc. hießen. Letzten Mangel dächte Rez. wol zu heben, wenn er blos aus der französischen Geschichte willkührliche Namen, wie Louis, Orleans ꝛc., aushübe, und damit die allgemeinen Namen: Vater, Tochter, taufte; denn im Gange des Werkes selber, wird Fr. v. St. eingestehen, sind so feste, bestimmte Köpfmaschinen, Gifthütten, Giftkugeln, umarmende Eisenjungfern, Oubliettes, Selbergeschosse, und alle in solcher Eigenthümlichkeit angebracht, als nur von einem Hofe zu begehren sind, wohin eben der Schauplatz des Stücks verlegt worden.

Doch unter Einen Tadel der Verf. setzt Rez. seine zweite Unterschrift, ob er gleich den süßen Orangenblütenstrauß, Göthe's Tasso, betrifft. Rez. hatte bisher an diesem Stücke, das an keinen größern Plätzen aufzuführen ist, als in den vier Gehirnkammern, wozu

man noch als Koulissen die vier Herzenskammern stoße, weiter keinen Abgang gefunden, als den Ausgang, indem der geistige Knoten, der nur in und von Tasso's Herzen zu lösen ist, durch das Zerschneiden des körperlichen, durch das Entfernen vom Hofe, ungelöset ihn in die Verweisung begleitet, und in jeder Stunde einen neuen fünften Akt schürzen kann. Nur dieß vermißte Rez. nicht sowol in als nach dem Lesen. Hingegen einen andern Mangel, der im Stücke selber erkältet, oder doch schattet, bezeichnet die Verf. (S. 122), daß erstlich Fürstin Eleonore nicht nach dem heißen Klima, sondern mehr wie eine Deutsche gehalten sey, und wie diese über ihre Liebe grüble und denke, anstatt entweder sich ihr, oder sie sich zu opfern, und daß zweitens darin der Dichter Tasso sich nicht, wie ein des außerhäuslichen Lebens und Webens gewohnter Italiener, sondern wie ein deutscher einsamer Dichter benehme und verwirre in dem Gestrippe des Weltlebens.

Uebrigens gerinnt ihr ganzes Lob Göthe's im sauern Kopfe eines Franzosen zu einem bloßen Tadel; und wieder ihr Tadel desselben bleibt einer darin, und säuert sich noch etwas dazu.

Schiller wird von ihr vielleicht am mildgerechtesten aufgestellt. Sie ist nicht nur in ihren Dichtungen oft dessen Schwester, sondern er selber ist — in seinem Reflexion-Glanze und Widerscheine — zuweilen ein weitläuftiger, obwol verklärter Verwandter von Corneille und Crebillon. Daher sein halbes Glück bei den Franzosen; denn einer Aehnlichkeit mit ihnen sehen sie gern einige Verschiedenheit und Erhabenheit nach. Ist die Gallische Tragödie häufig ein Zentaur, den ein Ixion mit einer Wolke zeugte, so hat Schiller zuweilen ein

Sonnen= und Donnerpferd mit dem Musenpferd verwechselt, und jenes statt dieses bestiegen und gelenkt.

Die Donau=Nymphe erhält (T. IV. p. 36. 37.) einen Auszug und das Lob: „le sujet de cette pièce semble plus ingénieux que populaire, mais les scènes merveilleuses y sont mêlées et variées avec tant d'art, qu'elle amuse également tous les spectateurs.“ Rez. hörte Herder mit mehr Ernst als Scherz die Zauberflöte die einzige gute Oper der Deutschen nennen.

Nachdem sie Göthe's Meister und Ottilie *) hinlänglich misverstanden und heruntergelobt: wagt sie — obwol Frau und Französin zugleich — über den Humeur ein und das andere Wort fallen zu lassen, und über Swift und Sterne ordentlich (Rez. steift sich hier auf den gedruckten Buchstaben) ihr Urtheil zu sagen. Den sternischen Humor im Tristram setzt sie in Worte (S. 79), ja in Wörter, nicht in Ideen, und schließt daraus, Sterne sei nicht zu übersetzen, aber Swift. Indeß besitzen beide artige Absteigquartiere von Bode und Waser. Darauf wird in demselben Kapitel der Romane, Asmus, der keine geschrieben, zur Fallbrücke gemacht, um auf Jean Paul zu stoßen.

---

*) Sie findet Ottilien nicht rührend genug; Rez. aber findet, daß diese das Herz nicht blos bewege, sondern erquetsche. Dieser mehr als weibliche Werther erweckt mehr Antheil an seiner Liebe als der männliche, und in einer frühern Zeit hätte sie alle Herzen thränen=trunken gemacht. Was indeß immer eine Heldin bei der weiblichen Lesewelt zurücksetzt, ist, daß sie nicht der Held ist.

Ihr flaches Urtheil, als eines mehr über ihn, mag unter so vielen, theils günstigern, theils feindlichern, mit durchlaufen, bis einmal das gerechte erscheint, das weder Lob noch Tadel übertreibt; sowol die Stachelgürtel (Zilizien), in denen er büßen sollte, waren so weit für seinen Leib, daß sie ihm zu den Füßen, als auch die Lorbeerkränze so groß für seinen Kopf, daß sie ihm auf die Achseln herunterglitten. Die Verf. vereinigt beides geschickt, und jede Periode besteht vorne aus einem angenehmen Lobe, und hinten aus einem fatalen mais, und die linke Hand des Nachsatzes weiß nie, was die rechte des Vordersatzes that. Diesen Scherztreiber kann sich Rez. komisch genug vorstellen, wenn er sich vormalt, wie sein Gesicht über funfzehnmal bei den Vordersätzen heiter auseinander thauet, und bei den Nachsätzen plötzlich wieder eingefriert. Die mais sind seine erbittertsten Feinde. — Die Verf. rügt an ihm Uebertreibungen des Pathetischen, welche sie selber mehr als redlich in der Corinne mit ihm theilt, wie Rez. in seiner frühern Rezension dieser Corinne in eben diesen Jahrbüchern bewiesen zu haben hofft; und sie hätte vielleicht, wär' ihr jene Rezension zu Gesicht gekommen, manches gegen J. P. lieber gar nicht gesagt. S. 79 schreibt sie, er kenne das menschliche Herz nur aus kleinen deutschen Städten, und (daher) „il y a souvent dans la peinture de ce moeurs quelque chose de trop *innocent* pour notre siècle.“ Indeß ist noch die Frage, ob nicht J. P. diesen Vorwurf der Unschuld, wenn nicht ganz abtreiben, doch ungemein schwächen kann, sobald er anführt, daß er viele seiner Werke in Leipzig, Weimar, Berlin u. s. w. geschrieben, und daß also seine vorgebliche Unschuld, nicht seine,

sondern der Städte Schuld sey. Auch kann er vorschützen, daß er im Titan so viel vornehme Weltverderbniß, Ruchlosigkeit und feine Sünden aller Art zusammengebracht, daß man sich wol an ihm — der Wohnstädte zu geschweigen — versündige, wenn man ihm eine unschickliche Unschuld Schuld gibt.

Um aber ihr halb- und viertelseitiges Urtheil zu entschuldigen, werde nicht verschwiegen, daß sie schwerlich über zwei seiner Werke (Hesperus und Siebenkäs) hinausgekommen, ja in das eine, den Hesperus, gar nicht recht hineingekommen. Denn nach der Anführung eines eben nicht so sehr bedeutenden Auftrittes im Hesperus — der Staarstecherei eines Vaters durch einen Sohn, was eigentlich jedes Jahrhundert am andern thut, — tischt sie einige Fasern von einem zweiten Vorfalle aus demselben Hesperus, aber mit der Anzeige auf, er sei aus einem anderen Romane. Von der Rede des todten Christus ließ sie zwar nicht den entbehrlichen Anfang, aber außer der Hälfte den unentbehrlichen Schluß weg, der die Wunde schließt. Rez. entschuldigt sie gern, da dieser Autor, ein Bartstern von mäßigem Kern, einen so verdrießlich langen Kometen-Schweif von Bänden nachführt, daß bis zu der Minute, wo er dieß schreibt, der Schweif noch nicht ganz über den Horizont heraufgehoben ist.

Ueberhaupt fällt sie blos lange Urtheile über wenigbändige Schriftsteller, z. B. Tieck, Werner, und nur kurze über vielbändige, z. B. über den reichen Herder, welchen sie in ein schönes Laubhüttchen von vier Seiten oder Flächen einschließt; die neue poetische Schule, wenigstens August Schlegel, den sie den 24sten Februar Werners spielen sehen, hätte wol so gut, wie über Tieck,

auch über Herder (ja sogar über Jean Paul), mit Nachrichten und Urtheilen den ihrigen zu Hülfe kommen mögen, um so mehr, da sie für solche Aussprüche so empfänglich ist, daß diese oft nur zu Nachsprüchen bei ihr zu werden scheinen. Denn eigentlich steht die neue noch mehr, als die alte Schule, im wahren Gegenscheine mit der französischen.

Das 32. Kapitel (des beaux-arts en Allemagne) braucht nicht etwa 17 Blätter, wie für den Faust, um ihn zu richten, sondern 7, um deutsche Malerei, Bildhauerei und Tonkunst weniger gedrängt, als drängend darzustellen. Indeß gibt Rez. gern sogar diese 7 Seiten um folgenden schönen Ausspruch (S. 125): „la musique des Allemands est plus variée que celle des Italiens, et c'est en cela peut-être qu'elle est moins bonne; l'esprit est condamné à la variété, c'est sa misère, qui en est la cause; mais les arts comme le sentiment ont une admirable monotonie, celle dont on voudrait faire un moment éternel.“

Der fünfte Band behandelt die Philosophieen, die französische, die englische, die alt- und die neu- und neueste deutsche, und was sonst früher von Griechenland aus in Philosophieen einschlägt. Ueber diesen Band kann ein deutscher Rezensent seinem deutschen Leser nichts Neues sagen, als etwa Einfälle. Wenn Männer, z. B. Jakobi, nach langem Aus- und Einstudieren großer Philosophen so oft in Angst gerathen, daß sie sie nicht verstehen, als sie ihnen leicht zu widerlegen vorkommen: so schließen Weiber von Geist und Welt gerade aus der Leichtigkeit, Nein zu sagen, auf ihr Glück, verstanden zu haben. Rez. kennt geistreiche Weiber, welche in den schwersten philosophischen Werken, z. B. Fichte's, nichts fanden, als Licht und Leichtigkeit. Vor

Weibern übersteigt (scheint ihnen) nicht das Gedachte, nur das Gelehrte ihren Gesichtskreis. Sie haben von der Liebe eine, uns fremde, Kühnheit geholt, über wichtige Männer abzusprechen. Auch setzen sie immer an die Stelle des Begriffs und der Idee eine Empfindung. S. 78 sagt Fr. v. St. ganz naiv, sie begreife nicht, warum die Philosophen so gar viel darin suchten, alles auf ein Prinzip, sei es Materie oder Geist, zurückzuleiten; ob ein oder ein Paar, dieß sei gleichgültig, und erkläre das All nicht besser. — S. 55 theilt sie den Parisern mehrere Kategorien Kants mit einem et caetera mit, d. h. das Alphabet mit einem Und so weiter. Wenn Scherz in einer Rezension erlaubt ist, so kann folgende Stelle (S. 83) über Schelling gut hier stehen: „l'idéal et le réel tiennent dans son langage la place de l'intelligence et de la matière, de *l'imagination* et de l'expérience; et c'est dans la réunion de ces deux puissances en une harmonie complette que consiste, selon lui, le principe unique et absolu de l'univers organisé. Cette harmonie, dont les deux *poles* et le *centres* sont l'image, et qui est renfermé dans le nombre de trois de tout temps si mystérieux, fournit à Schelling les *applications* les plus ingénieuses. Doch wir kehren zum Ernste zurück. Wie viel Geist mag nun den drei philosophischen Geistern noch übrig bleiben, wenn sie durch drei Köpfe ab- und durchgezogen und übergetrieben sind. — so wie es ein Destilliren durch Aufsteigen, durch die Mitte und durch Niedersteigen gibt; es sind diese drei Köpfe nämlich der Kopf der Verf. welcher die Philosophen nicht gar halb versteht, der Kopf des Parisers,

der wieder die Verf. halb versteht, und endlich der Kopf der Pariserin, der wieder den Pariser halb versteht. Durch solche Mittelgläser bricht sich im letzten leicht das Licht zur Nacht.

Indeß bleibe ihr das obige Lob unversehrt, daß sie der Philosophie immer die Sonnenseite des Herzens abgewinnt, um die moosige Nordseite der französischen Philosophie zu zeigen und zu beleuchten. Treffende Ausdrücke edelster Gefühle und Ansichten lässet diese philosophische Seichte und Ebbe als Perlenmuscheln aufgedeckt zurück. Auch köstlich an sich ist das 19. Kapitel über die Liebe in der Ehe; nur will sich für diese der Philosophie fremde Materie kein rechter Leiter und Halbleiter finden, wenn nicht der Philosoph Krates und Sokrates einen beischaffen.

Da im sechsten und letzten Bändchen „Religion und Enthusiasmus“ — eine französische Nachbarschaft — behandelt werden: so kommt fast blos ihr Herz zur Sprache, und dieses redet immer eine reine und eine reiche. Die einzelnen Perlen aus der philosophischen Ebbe legen sich hier als Perlenschnur an sie. Erhaben spricht sie S. 78 bis 86 über die Natur und den Menschen, und die Ewigkeit; so im 10. Kapitel über den Enthusiasmus. Einzelne Kahlstellen sind Rez. überall leicht herauszuheben — denn sie sind kurz — aber Glanzstellen schwer, denn sie sind zu lang.

In diesem Bande wird für den, der nicht blos Deutschland, auch die Menschheit, oder vielmehr beide in einander liebt, ihr Preisen und Vorheben des deutschen Religionsinnes fast zu einem Schmerze. Denn da wir Deutsche selber über unser Erkalten klagen, so kann sie bei uns nur darum einen gemäßigten Himmel-

strich finden, weil sie eben vom französischen Eisfelde der Irr-Religion herkommt. Recht genug hat sie; nahmen doch die Franzosen in der neuesten Zeit den Sonntag so verdrießlich an, als die Deutschen ihre Nachsonntage oder Feiertage sich nehmen ließen. So trägt die giftige Zeitlose der Revolution, nachdem ihre Herbstblüte einsam geblieben und abgewelkt, noch unter der Erde für den jetzigen Frühling die Giftzwiebel, ordentlich als sollte der Freiheitgeist der Revolution, wie das Christenthum, jedes fremde Volk belehren und umarbeiten, nur das Israelitische nicht, wo die Geburt und Kreuzigung vorfiel.

Die Erbitterung der Parisischen Journal-Spott- und Stoßvögel, welche auf dieses Werk der Baronesse heftiger stoßen, als auf alle ihre Romane, beweiset, daß sie gegen etwas anders als gegen die Verschiedenheit des Geschmacks ausfallen und feuern; ihr Inneres wurde doppelt angereizt durch die fremde Vergleichung, und dreifach durch die eigne Unähnlichkeit ihres innersten Sinnes, der nicht gern sich als einen äußern Preis gibt. In Romanen ließen sie sich jede Religiosität gefallen; sie konnten sie auf die Verantwortung der Charaktere setzen, und die Dichterin freisprechen; aber hier hat diese selber — nicht mit 40 Lippen — sondern mit eignen gesprochen für Religion, und gegen das Land, wo diese noch keine Rémigrée ist.

Ein besonders in Paris herausgekommenes Büchlein nimmt Fragen und Antworten zu Hülfe des Betrugs, um kühne Schönheiten durch die Herausreißung aus ihrer Nachbarschaft als Schwulst zu entblößen. Nur selten sündigt die Verf. auf deutsche Art selber gegen den deutschen Geschmack, wie T. VI. p. 11, wo sie

sagt: „tous le moutons du même troupeau viennent donner, les uns après les autres, leurs coups de tête aux idées, qui n'en restent moins ce qu'elles sont."

Wenigstens sollten vor einer den Ausländer bezaubernden Darstellgabe, wie die der Verf. ist, die jetzigen Franzosen bescheiden verstummen, deren Lobmanier im Moniteur, im Senat und überall vor dem Throne immer so verschroben, leerprunkend und reizlos war, als ihr Gegenstand, und an welchen, als an umgekehrten Sterbenden, indeß bei andern, unter dem Erkalten der äußern Theile, noch das Herz fortwärmt, nichts mehr heiß ist, als gerade die vom erfrornen Herzen entlegensten äußern Glieder. Es ist schwer, unter so vielen Glanzstellen — welche, wie geschliffenes Gold, nicht blos glänzen, auch spiegeln und zeigen — die besten zu wählen; z. B. die Beschreibung der nächtlichen Alpen und des ganzen Festes in Interlaken (T. I. ch. 20); — T. V. p. 87 die Bemerkung, daß beide, Uebermaß der Hitze im Orient, und das der Kälte im Norden, zum Idealismus und zur Beschaulichkeit hinneigen, — T. V. p. 27: „Ce qui manque en France en tout genre, c'est le sentiment et l'habitude du respect." — So T. V. p. 11. 97. 109. 125. 207.

Noch mehr als das Werk kann man die Verf. bewundern, wenn man Geschlecht und Nazion einrechnet; indeß ist sie wahrscheinlich die einzige Frau in Europa, so wie noch wahrscheinlicher der einzige Franzose in Frankreich, der und die ein solches über Deutschland schreiben konnte. Wäre Deutschland ihre Wiege und

Schule gewesen, so hätte sie ein noch besseres Werk geschrieben, nämlich über Frankreich. Und so wollen wir denn dieser geistigen Amazone Lust und Kraft zu neuen Feldzügen und Siegen, und Völkerschlachten und Völkervereine wünschen; und dann werde sie immerhin eine Rezensentin eines Rezensenten; niemand tritt in dieses eheliche Verhältniß lieber, als

Frip.

Corinne ou l'Italie,

par

Mme. la Baronne de Staël-Holstein.

(1807.)

Da sich von allen Kunstwerken zwei entgegengesetzte, noch dazu wahre Rezensionen machen lassen, so könnte ein deutscher Freron oder ein französischer Merkel das gegenwärtige ohne Unrecht so beurtheilen: „Diese Liebschaft zwischen einer Heldin und einem Männchen, worin der fünfte Akt mitleidig blos den Schwächeren verschont, den Held, ist eine leider zu sehr gelungene Satire auf die Männer der jetzigen Zeit; desto weniger Billigkeit aber verspreche die Verfasserin sich von männlichen Rezensenten. Der Träger ihrer Satire ist der Held, den sie fein als keinen abzumalen strebt. Die Ironie, womit sie den Lord Nelvil in Ankona so muthig bei einer Feuerbrunst darstellt, als gewöhnlich die steigenden Handwerker sind, ist brav gehalten, denn alles Körperliche (nimmt sie mit Recht an), es sei nun Verschenken oder Leben-Wagen, thut in der poetischen Darstellung — da selbes dem Dichter so leicht wird,

als dem wirklichen Menschen schwer — matte Wirkung, sogar auf der Bühne; *) jedes Kraftwort (wie das Moi der Medea) steht hoch über jeder Kraft-That. So gewinnt auch Göthe's Eugenie nicht halb so viel an Stärke durch Ritt und Sturz, als seine Elisabeth im Götz durch das Wort: „bis in den Tod.“ Sehr komisch benutzt die Verf. diesen Lösch-Dienst später bei des Lords Rückkehr (II. p. 219) durch Ankona, indem sie ihn am Morgen vom preisenden Volke wecken, die Heldin sich unter dasselbe mischen, und sie den Eichen- und Lorbeerkranz, den das Volk schon mitgebracht, von diesem nehmen, und ihn dem Feuermeister, unter ihrem und allgemeinem Knieen (blos der Pompier steht), übergeben läßt. Diesen zweiten Auftritt halten wir für keine müßige Wiederholung, sondern vielmehr für eine Verstärkung des ersten, da jetzt der Leser eben vom Schauspiele der Schwäche Oswalds herkommt. Warum sie aber die edle Corinne, welche doch nicht lächerlich gemacht werden soll, später auch vor eine öffentliche Anbetung hinstellt, blos weil diese am Morgen mit auffallendem Wurf des Schleiers und Haars aus der Peterskirche kommt, ist schwer zu begreifen, nicht einmal aus der italienisch-katholischen Begeisterung für einen Labré.

Mit vieler Laune wird nun des Helden Weichflüssigkeit aufgedeckt und durchgeführt. Von allen Größen Roms, von der Peterskirche, vom Coliseo, vom Kapitol

*) Die ungleiche Wirkung derselben Anschaulichkeit auf der Bühne und im Leben, deutet auf einen höhern Grundsatz der Bühne, als die Nachahmung des letztern ist.

(ja in Neapel vom Vesuv) springt er immer blos auf seine Dreiviertelliebe ab, Corinna mag ihm alles Erhabene so lange nennen und deutlich schildern, was er vor sich hat, aber vor Liebe nicht sieht (z. B. die Engelsburg und was darauf stehe). Das römische Ciceronenwesen lieh sich von selber zur Einkleidung der satirischen Dichtung dar, daß eine Jungfrau einem gebildeten Manne römische Weltgeschichte lieset, und im eigentlichen und bildlichen Sinne zugleich ses courses (I. 158) mit ihm fortsetzt, so daß, statt der üblichen Entpuppung des Lehrmeisters in einen Liebhaber, hier die Verpuppung ins Umgekehrte eintritt.

Ohne Corinna that und thut der Lord keinen Schritt zu Roms Kunstgöttern; auf dem Kapitol findet er unter allen großen historischen Zeiteinschnitten nur einen großen, den seiner Verliebung. Dem Leser wird auf diese Weise derselbe Genuß — obwol hier auf der umgekehrten oder Winterseite — wie bei Rousseau zubereitet, dem auf einer verliebten Reise ein altrömischer Tempel plötzlich die Brust von Weibern ausleerte, und sie mit der großen kalten Heldenwelt ausfüllte. — Eben so glücklich sind die Seitenblicke auf die Kunst-Geistlosigkeit, womit die Engländer — noch mehr als die Franzosen — große Kunstwerke mehr sammeln als mehren, und hierin schon die Erhaltung für zweite Schöpfung ansehen (conservatio altera creatio.)

Sarkastisch aber wahr ist der Zug, daß derselbe Lord, sonst für Kunstschönheit blind, doch so achtsam ist für Naturschönheit. Von der unmündigen Lucile, die er in drei Jahren nicht gesehen, und überhaupt nie mit Antheil, weiß er doch (I. 371) in Rom, als er Haar-Armbänder sieht, deren Haare noch auswendig.

Diese absichtlich-komische Uebertreibung (denn in keinem Maler, Reisenden und Lustfreund hielte so lange die Haarfarbe) wird noch treffender durch die zweite, wo der Lord aus seiner Loge an der fernen Corinna im Schauspiel deren Herzklopfen über Beifall von weitem überschauet und übelnimmt.

Da die Laune eine gewisse männliche Keckheit des Pinsels verträgt, sogar verlangt, so durfte die Dichterin den Gegenstand ihrer Satire, den Lord, in Terracina's Zauberhimmel und Zaubererde ohne Bedenken mehreremal bei Seite gehen lassen (II. p. 8), pour la respecter; ja ihm die murrische Frage an die Geliebte eingeben: „n'ai-je pas, ce soir même, immolé mes plus ardents désirs à un sentiment de vertu (p. 10)." Solche Züge geb' uns das deutsche Lustspiel, so haben wir eines. Rez. kann sich nichts Lächerlicheres denken, als wenn in einem ein Liebhaber zu seiner Geliebten das Obige in den niedern Lustspiel-Ton so transponirte: „Beim Henker, ich hätte auch nicht den ganzen Abend unschuldig zu bleiben gebraucht, und es war gar nicht mein Wille, aber ich wollte meine Schuldigkeit thun."

Ein ächter Beitrag zu den Bremischen Beiträgen zur Belustigung des Verstandes und Witzes, ist ein flüchtiger Zug (II. 502), der eben so gut den Lord, als die große Welt malt und trifft; nämlich der trockne Bericht, daß die Mutter den Vater (den Lord) wie zu einer Lustpartie einlädt, ihr beiderseitiges, bei ihnen wohnhaftes, Töchterchen einmal zu besuchen, da beide es (aus Mangel an Geschäften) seit drei Tagen nicht gesehen hatten. Wie wahr! Entweder dieß ist die große Welt, oder es gibt nur die kleine, den Mikrokosmus, den Menschen!

Die abgeglätteten, abgeründeten und abgeleerten Männer der Zeit — wo das Nichts und die Vollendung dasselbe Zeichen haben, die Kreis-Nulle — sind köstlich nachgebildet im Lord, der stets Ja und Nein zugleich aussprechen möchte, aber die Wahl und Aussprache davon den zufälligen Umständen (I. p. 211) oder der Zeit, die doch immer einige herbeischafft, ja in der Noth der Geliebten (II. p. 314) überträgt und auflädt.

Besser konnte dieser Charakter nun nicht getragen und aufgetragen werden, als durch das schottische Regiment, das er befehligt; überall, wo man ihm mit Entschluß zusetzt, kann er sich mit seinem Regimente dagegen wehren, das entweder Gang- oder Halt-Befehle bekommt; und er besitzt an den Leuten alle Rechtswohlthaten und Gnadenmittel der Unentschlüssigkeit. Klarissens Retter in Richardsons bestem Roman, der durch acht Bände hindurch aus Italien her jedem versprochen wird, ist Vorbild und Flügelmann gedachten Regiments. Es wird überhaupt zu wenig geschätzt, was sich ein Dichter durch ähnliche ästhetische Jägerkünste an Mühe und Kunst erspart. Ein Vetter — ein Regiment — oder dergleichen Nothruder, früh voran gezeigt, doch in die Ferne gestellt, rück- und vorwärts-beweglich und verschiebbar — drohend und versprechend — weg und da, wie der Dichter befiehlt — dieß sind eben für den strengeren Dichter, der jeden Maschinen-Gott tief unter seinem Kunst-Ideale findet, gerade die wahren Siebenmeilenstiefeln und Wünschhütlein, die er aufsetzt und anzieht, sobald er nicht weiter fort kann.

Schärfer wird die satirische Muse (besonders II. p. 412) in der Darstellung der feigen Allmäligkeit, wie

der Lord von den Bräuten zweier Länder endlich zu der Braut des dritten, zu Lucile übergeht, gleichsam in den dritten Himmel oder zur dritten Instanz. In einem ernsten Gemälde wär' es allerdings ein Fleck; dieses Einschleiern des weichen Unbestandes in zusammengreifende Zufälligkeiten, und am Ende gar in des ehrwürdigen Vaters Todes-Bild — dieser Wechsel von suchender Aufmerksamkeit auf Lucilens Reize und von büßenden Erinnerungen an Corinna — dieses Gleichschweben der moralischen Wagschaalen, welche der umherfliegende Blumen- und Schmetterlingstaub wechselnd hebt und senkt — diese aqua tofana, deren augenblickliches Vergiften durch lauter willkührlich berechnete Todes-Entfernungen zu verstecken ist — diese Bodenlosigkeit des Herzens ist zwar der Tiefe unseres verweichten, ästhetischen, sittenlosen, wächsernen Zeitalters angemessen, aber nicht der Höhe der Dichtkunst. Sogar in Wilhelm Meister wird zuletzt das umspringende Leben des Helden schaal; und (um herabzugehen) Schillings gift- und geistreiche Romane werden nie widerlicher und unsittlicher, als wenn sie eine hohe Liebe malen wollen, der man den Zufall ihres Werths und ihrer Dauer ansieht. Jede Entschiedenheit, es sei zum Bestand oder zum Abfall, ist sittlicher und poetischer zugleich, z. B. entweder ein Scipio gegen die Schönheit, oder ein Romeo, der ohne Weiteres geradezu seine mürbe Liebe hinopfert einer kräftig-aufblühenden. Unsere Dichterin würde, hätt' es ihre komische Richtung verstattet, gewis den Lord, entweder geradezu, aus Liebe für den Vater, oder aus der für Lucile, haben wählen lassen. Die angehäuften Motive reiben einander selber auf, oder zerstreuen sich ohne

Brennpunkt, oder geben, da ihre Menge ihr Gewicht ersetzen soll, gerade als kleine Zufälligkeiten denselben Schein der Willkühr, dem sie vorbauen wollen. Unsere Dichterin aber hat Recht; so scharf schneidet sich der komische Ton ab vom ernsten...." Doch genug dieses Abschneidens! Rez. wäre nach der ersten Lesung des Kunstwerks schwerlich dieser Mimik fähig gewesen; zumal da in neuern Werken (als Gegenscheinen der alten(die königlichen Schönheiten den Mängeln vortreten, bis sie später sich ein wenig hinter ihr Gefolge zurückziehen. — Die bloße Zeichnung der Charaktere (besonders die der Stellvertreter dreier Länder) erhebt die Verfasserin zur genialsten Dichterin in Deutschland, und zum genialsten Dichter in Frankreich; daher ein gewisses gelehrtes Mitglied neulich ganz recht und fein sie vor Napoleon in der französischen Dichter-Liste ausließ, da der Kaiser (nahm er an) gewiß sich dieser dichterischen Einzigperle von selber erinnerte, schon als der dritten als Geist ausgehenden Person aus einer genialen Dreieinigkeit von Familie. Sogar den ruhigen, nur halbvollen Charakteren, wie des Prinzen von Castel Forte, des alten Dickson, des Edgermond (sonst die schwersten zur Bezeichnung), gibt sie ein Fünf-Punkten-Gesicht. So hat sie mit Göthe die Unpartheilichkeit gegen Prosa-Geister gemein, und zieht diesen, die überall Federn haben, nur nicht an den Flügeln, nicht die kleinste aus. Unsere jetzigen Flug-Romantiker, welche nichts gern achtend nachmalen, als wieder einen dichtenden Charakter, der sich dann wieder zum achtenden Malen eines Dritten hinsetzen könnte, sollten ihr das Erschaffen, wenigstens das Vernichten ablernen. Sie gebar den Engel Lucile (deren Schwester heißt Göt-

tin); gleichwol zog ihr doch die helle Dichterin einige Schwungfedern in der Ehe aus, gleichsam um zu sagen, ein sanfter Südwestwind der Liebe wird in der Ehe leicht Sturm.

Wenn einige Rez. mit Corinna's poetischer Genialität ihr selbstmörderisches Lieben unverträglich fanden, so waren sie weder mit den Weibern, noch mit den Dichterinnen sonderlich bekannt. — Allerdings ists erlaubt, über geniale Weiber gedruckt und ehelich sehr Unrecht zu haben, da es deren bisher viel zu wenig zu einer erschöpfenden Erfahrungseelenkunde derselben gab. Aber Weiber gibts doch genug; und an diesen hätte man erfahren können, daß die Liebe die Wurzel und Frucht ihres Wesens sey, welcher die reichsten Kräfte Nahrung nur reichen, nicht rauben, und welche entweder die Himmel- oder die Erd-Achse ihres Treibens ist. Daher wird die geniale Jungfrau zum erstenmale durchaus glühender lieben, und bis ins Unglück hinein, als eine schwächer ausgerüstete Natur — gilt dieß ja sogar für den genialen Jüngling — und alle Pfeile des Dichter-Gottes werden sich zu den andern Pfeilen in Amors Köcher stecken. Gleichwol hatten die obigen Rezensenten Recht, sobald sie vergaßen, daß Corinnens Liebe eigentlich ihre erste rechte war, und noch dazu — was alles bei Weibern verstärkt — eine unglückliche. Wäre sie nicht an ihrem Herzen gestorben, dann hätte später das Genie das Herz ersetzt und wiederholt, sie hätte leicht das Lieben auf Verlangen improvisirt und wäre blos aus Erinnerung warm gewesen im Schreiben und Leben. Ihre Liebebriefe auf feinem Asbest-Papier hätte sie in jedem neuen Feuer schön vom vorigem Inhalt gereinigt für frischen. — Uebrigens ist einer Dichterin zu ihrem

Himmel auf der Erde, die Erde sehr nöthig, zur Dichter-Seligkeit Familien-Glück und Pflicht, als Anhalt gegen das ästhetische Verschwimmen, wie Knochen zum Unterbau der weichen Farben-Reize.

Sprach denn die Dichterin nicht hinlänglich die Natur der Dichterrinnen dadurch aus, daß sie der verheerten Corinna jede Dichtkraft im Liebeschmerze entzog (II. 393); indeß in Tasso und andern Männern jeder neue ein neues Sonett wird? Sogar Oswald gibt seiner, die liebende und dichtende Weiblichkeit durch zarte Empfindsamkeit und Gewissenkränklichkeit bestechenden Schwäche, wieder Kraft-Zufuhr durch seine strenge Pflicht- und Vaterlandliebe. Weiches Gefühl, mit männlicher Erhebung und Einsicht versetzt, solche sich wechselnd vorkehrende Doppelseiten, bieten jeder Frau ein doppeltes Schach, und sind der Liebe eben so behülflich, als der Ehe — ungesund. Hat denn nicht der Zauber dieses Charakters sogar die sonst alles fast zu breit unterbauende (motivirende) Dichterin, welche nicht, wie Corinna, mit der Gewalt der Wirklichkeit zu kämpfen hatte, so verlockt, daß sie ganz vergaß und unterließ, dem Leser Oswalds Liebe und Liebenswürdigkeit (weil sie sie voraussetzte) früher zu zeigen, als die der Corinna, welche diesem eingefleischten Erz- und Stock-Britten immer mehr die Liebe erklärt (I. 163), als abgewinnt? Ja dieß verstärkt sich erstlich sehr, da er sie etwas unhöflich befragt, ob er auf seine Wahl Ihrer stolz seyn könne (I. 172), und zweitens zu sehr, daß er (I. 182) erst in England zur offenen Selbstbeichte Corinnens noch einen neuen Teufels-Advokaten derselben aufsuchen will. Ja einmal beschenkt die Dichterin den

Lord mit einer poetischen Ansicht, *) und behaftet diese mit einer Schwäche, **) welche mehr ihm zugehört. Doch besticht er die reine, hohe Corinna schon mit seiner Anhänglichkeit an ihr erstes Vaterland — dann mit seiner Verschiedenheit von ihr selber. Der Kraft-Mensch wird seiner Aehnlichkeiten und Wiederscheine leicht satt, oft ja seiner selber. Corinna, als Vorbraut, schon im Leben-Frühroth, schon durch Abstoßen genähert, und noch mehr durch Länder- und Zeiten-Fernen, durfte freilich das schnelle Wort zu Oswald sagen: „Habe mein Herz!“

Einige Richt-Herren, welche auf mehre und frisch geographische Notizen von Italien aufgesehen, klagten nachher sehr über den Titel. Dem Rez. aber wurden durch das Werk neue lebendige Ansichten des auswendiggelernten Alten zu Theil. Nur das Genie erstattet die Wirklichkeit, ja beseelt die Anschauung. Italiens Himmelluft, Venedig u. s. w. spiegelte noch kein Reisebeschreiber so zurück, als diese Dichterin.

Rez. kehrt, wie er leider merkt, immer auf die Schattenseite des Buchs zurück, aber aus Liebe der Kürze und Bequemlichkeit, da das Abschatten der Glanzseite zu viel Raum und Mühe begehrt. Flecken sind, als die Gegner des Ganzen, eben darum leichter aus demselben ausgehoben, als die Schönheit und Le-

*) Nämlich sein Lob (II. 191), daß in Italien die Pestluft aus dem reinsten Himmel unerrathen wehe.

**) Ihre, einer Feuerseele unnatürliche Verschiebung ihrer Geschichtbeichte, um ein Paar Tage länger zu lieben und zu — fürchten.

benfarbe, welche, auf dem Ganzen blühend, nur mit diesem zu bringen ist.

Die Krönung und der Schwanengesang (das übrige Improvisieren aber ausgenommen) — die Aehnlichkeit der Springwasser und des Obelisk's (I. 124) — die Fragments des Pensées de Corinna (II. 395) — ihr letzter Brief — eine solche einfach wie ein Stern gen Himmel steigende Schönheit, da die Dulderin England verließ *) — so viele große Scheideworte und Scheidestunden — der romantisch - fürchterliche Abstich ihrer inneren Seelenleiche mit ihrem äußeren lustigen Feierkleide, als Fille en l'air (II. 253), oder der Abstich ihres Vermählung - Traumes in der Kirche mit der eingetragenen Leiche (II. 313), — die zarten feinen Denksprüche nicht einmal gezählt (welche allein einen Rochefoucault einer schönen Seele gäben) — und so weiter (was aber ein sehr weites Und so weiter ist), alles dieß rechtfertigt das Lob ihrer Freunde und den Tadel ihrer Feinde. So viele, den Franzosen unfaßliche Schönheiten und Sprüche (z. B. über Religion I. 403, über Poesie I. 97) beweisen, daß sie eine Malerin, nicht aus der französischen Schule, sondern aus der — Deutschen ist in der Poesie, vielleicht die Vorschule der Griechischen; wiewol die Dichterin schon mit dem angebornen und dem angeehlichten Namen und der ganzen Lebensansicht uns mit ihrer Verwandtschaft schmeichelt.

---

*) II. p. 373. Elle fit signe au comte d'Erseuil de la laisser seule et pleura long-temps devant Dieu, en lui demandant la force de supporter sa douleur.

Eben darum hätte sie wol der Neudeutschen Geschmack-Schule noch manches opfern mögen, womit sie jetzt mehr den Leser, als dem Leser opfert. Man schleppt sich zuletzt durch viele Lebens-Ermattungen fort. Ordentlich als wenn die Dreiheit der Heldenwesen (Oswald, Corinna, Lucile) sich zu ewigen Dehnzeichen und Frictionen zusammengeschlossen hätte, muß der gute Leser noch mit der zurückhaltenden Gattin, Lucile, den sauern Winterweg nach Florenz durchwaten; kein Regen, Frost und Groll wird ihm erlassen. Der Dichter gebe uns einen großen, tapfern Schmerz, so schenken wir ihm vergnügt tausend kleine Schmerzen. So hätte z. B. der Dichter in die neue Schule gewis nicht mehrere Ahnung-Wolken über den Mond hingezogen, als zwei; die dritte, bei Corinna's Tode gehört nicht in den Himmel, in welchen er ja selber führt. — Ach, unsere Zeit wird ihrer bittern Selbst-Entzweiung, ihres Riesen- und Zwergen-Krieges sogar in der Dichtkunst nicht los; bange, bänglich zwischen hellen Einsichten, unsittlichen Schmerzen und gewaltsamen Erhebungen kriecht sie empor, und wünscht eben das Grab.

Also rein-poetischen Genuß, wie etwan Göthe's Götter- und Halbgötter-Stücke, reicht sogar diese Corinna noch nicht — ohnehin weniger die zwischen französischer und brittischer Bühnen-Grausamkeit schwebende Delphine; — aber sie gibt, sonst reich, so viele Gedanken als Schmerzen, und mehr als die Franzosen ihr zurückbezahlen können. Da indeß immer das letztere Werk der Dichterin das bessere war, so kann man ihr schon nachrufen: „bleibe denn fort deine eigne siegende Nebenbuhlerin, so schwer dir auch dein Siegen über so viele Reize werde!"

Wahr scheint's, dieses Kunstwerk gleicht (ist das kecke Gleichniß nicht Sünde) der besten Welt; eine so große Kraft hat diese erschaffen, aber wir stehen doch alle jetzt viel in ihr aus.

Reden an die deutsche Nazion

durch

Johann Gottlieb Fichte.

(1808.)

Unbefangene Leser müssen (dünkt dem Rez.), sie mögen nun die historischen und philosophischen Ansichten des hochherzigen Verfassers annehmen, oder verwerfen, wenigstens in der moralischen und ästhetischen Ansicht seines Buchs unter einander zusammentreffen, besonders wenn sie sich eben nach der Lesung der letzten, oder Demosthenischen Rede, begegnen. Wahrscheinlich würden sie sich in der ersten Begeisterung so ausdrücken: „Hier ist deutscher Herzschlag und eine Brust, die ihre eigene Brustwehr ist. Das heilige Feuer der Vaterlandliebe brennt und leuchtet hier dem Erd- oder Gottesfeuer in Welschland ähnlich, das im Winde unverbogen aus der Erde steigt, im Gewitter noch höher aufbrennt, und in dessen Nähe die Anwohner nicht zu sündigen wagen. Jeder Fürst und jeder Schriftsteller les' es, um nach demselben zu verordnen, jeder andere Leser auch, um Fürsten und Schriftstellern besser zu gehorchen. Der

keine Ursachen, sondern nur Folgen langer, tiefer Wälzungen gewesen. Eben so wenig kann Fichte vom angeblichen Verlust innerer und politischer Selbständigkeit, von innerer und äußerer Gefangennehmung, geistiges Freimachen (nämlich das vierte höhere Weltalter) abziehen und erhoffen, oder aus bettelndem Egoismus die Uneigennützigkeit. Das äußere Unglück erhebt nur die Erhobenen, vertieft aber die Niederen; die schlechte Seele vertrocknet am ausgeleerten Danaidenfasse, wenn die große, wie Diogenes, im leeren Fasse lacht, oder, wie Regulus, im gestachelten göttergroß blutet. Fichte muß also unsere Herabwürdigung zurücknehmen, um nur unsere Erhebung vorauszusetzen.

Und so meint er es auch später, indeß er sich durch eine kurze Verwechslung des Schicksals mit dem Werthe selber hinterging. Er ist oft ein Geisterseher, um ein Geisterbanner zu seyn; so hier! — Wo hat in dieser Zeit das deutsche Volk, folglich die Mehrzahl, nicht der Vorzeit sich würdig gezeigt durch Opfern, Kämpfen und Tragen? Schon die Einwohner der schlesischen Festungen allein schlagen seinen Satz in die Flucht. So wahr er vom Vortheil eines mannhaften Beschauens der Wunder spricht, welche da sind: so wichtig ist dagegen auch der Nachtheil, sich, wie jener Kranke, gläserne Glieder einzubilden und jede Minute das Zerbrechen zu fürchten. Der Deutsche kann jetzt wie der Mensch beschrieben werden: animal bipes, *implume erecto vultu;* also die ausgerauften Goldfedern verlor das deutsche Volk, aber nirgend in Masse seine Ehre und Vaterlandliebe."

Hätte das Geschick denselben großen Heerführer, anstatt gegen dasselbe, vor und für dasselbe stellen wollen: welche entgegengesetzte Schlüsse hätte Fichte aus

demselben Volke ziehen müssen! Nur die siegende oder unterliegende Gesinnung, nicht der Wechsel der Schlachten-Siege, dieser Geschöpfe und Opfer des Augenblicks, sprechen den Zeitmenschen aus. Wären denn etwan die Griechen vor der Nachwelt gesunken, wenn das Schicksal ihnen, statt eines fliehenden Xerxes, einen siegenden Alexander oder Cäsar entgegen gestellt hätte? — Tritt nicht jetzt deutscher Geist und Deutschen-Liebe aus dem verstäubenden Reichskörper kräftiger und inniger heraus, als sonst aus dem hinkenden, und gleicht er nicht dem heil. Hyazinth, welcher seine Wunder erst that dreihundert Jahre nach dem Tode? — Und wie kommt's, daß edle Menschen, wie z. B. der Verf. des Jasons, welche dem reich-deutschen Geschäftgange oder Geschäftschliche, oder welche den Reichssklaven der Reichsfreien, nämlich den Sklavenmärkten kleiner Fürsten, *) näher gestanden, in der neuen politischen Zeit mehr Aufbauen, als Verfallen erblicken? Das schöne, ächt poetische, obwol überlange Gleichniß (S. 46) vom entflohenen Zeitengeist, der, über seinem Leichnam schwebend, wieder in die Leiche hineinbegehrt, indeß neue Himmel ihn umwehen, wendet Rez. gerade gegen Fichte, und für sich.

Zweite Rede: Vom Wesen der neuen Erziehung im Allgemeinen. Dritte: Die

---

*) In kleinen Staaten herrscht, sobald sie keinen Staatenbund ausmachen, eben so leicht Sklaverei, als in einem übergroßen, den der Abstand vom Throne in kleine zerfällt. Die Mittelgröße scheint der Freiheit am gedeihlichsten zu seyn.

Fortsetzung. Neunte: An welchem in der Wirklichkeit vorhandnen Punkt die neue Nazional-Erziehung anzuknüpfen sey. Zehnte: Nähere Bestimmung der deutschen Nazional-Erziehung. Eilfte: Wem die Ausführung dieses Erziehplanes anheim fallen werde.

Daß Fichte die Erziehung auserwählt, gleichsam zum Ableiter einer niederschlagenden Vergangenheit, und zum Zuleiter einer befeuchtenden Zukunft, ist nicht nur recht — denn sein Rath paßt für alle Zeitalter, sogar die guten — sondern auch folgerecht; denn er paßt für das schlechteste, wofür er (leider genug!) das jetzige nimmt; folglich für die schlechtesten Eltern. Denn diese wollen allerdings bessere Kinder, als sie selber waren; der Mensch will lieber Sünden begehen, als fortpflanzen, und zwar aus einem nicht unsittlichen Grunde; nämlich er ist sich jede Minute, durch seine Freiheit, der Kraft augenblicklichen Rück- und Aufflugs bewußt; hingegen das fremde Ich rollt mechanisch, wie ein Wecker, wenn er es auf Sünde gestellt, vor ihm ab: gleichsam ein Feuerwerkgerüste, an welchem er nichts einhalten kann, sobald er es mit dem ersten Funken losgezündet.

Fichte's neue Nazional-Erziehung — das Schwungrad des ganzen Werks — erklärt folgendes: „Die alte predigte nur das Gute, anstatt es nothwendig zu machen; denn nicht sie, sondern die bessere oder schlechtere Anlage entschied den Zögling zuletzt. Die neue sondert die Kinder zu einem kleinen, sich selber sogar durch „idealen“ Ackerbau und Handwercker versorgenden Staat von der erwachsenen Gemeinheit ab. Sie beginnt mit dem Anregen der geistigen Selbstthätigkeit, meistens

auf die Weise Pestalozzi's (dem er einen schönen Lorbeerkranz zureicht); Selbstthätigkeit sucht der Mensch um ihrer selber willen, wie er das Leiden des Gedächtnisses, d. h. der alten Erziehung, flieht; der Antrieb auf Thätigkeit, blos wegen der Thätigkeit, auf das Gesetz, um desselben willen (denn die entspringende Erkenntniß ist nur Zugabe, nicht Zweck), bereitet zur sittlichen Bildung vor, durch Ausschluß sinnlicher Antriebe. Schon durch die Klarheit — nicht die jetzige aufklärende verneinende; die das Nichts der Gefühle zeigte, sondern durch eine höhere beziehende, welche ein ewig aus dem Geiste zu entbindendes Seyn, ein geistiges Leben setzt, und die sogenannte Sinnenwelt zu Schein verflüchtigt — schon durch diese Klarheit wird die Selbstsucht erstickt; deren Wurzeln nur dunkle Gefühle sind, und der sittliche Geist findet dann im unbesetzten Herzen einen freien Thaten-Raum; denn nicht die Selbstsucht ist Grundtrieb der Kinder — welchen ja sonst kein Entwickeln in sein Gegentheil verwandeln könnte — sondern Streben nach Achtung; daher bei Züchtigungen die Schaam, d. h. die Selbstverachtung. In diesem Kinderstaat soll der Zögling nicht nur das Bild der gesellschaftlichen Ordnung nach dem Vernunftgesetz entwerfen, sondern auch verwirklichen lernen in und an seiner Umgebung, um dann als aufgerichteter, unbefleckter Bürger einer höhern Welt helfend und heilend in die verdorbene, erwachsene einzutreten." Mit Lesen und Schreiben schließt der Verf., da alles nur geistige Anschauung und nur unmittelbar für das Volk seyn soll, den Kreis der Bildung zu; und nur mit den Pfleglingen der Gelehrsamkeit werden Ausnahmen gemacht. — Er wendet mit dem Vorschlag der Ausführung sich an die Fürsten

— die, sagt er: wie sie mit Gewalt die Kinder von den Eltern für den Kriegdienst scheiden, eben so für die Nazionalschulen es thun könnten — dann, im Nothfall, an die Rittergutbesitzer, und räth, im noch schlimmsten Falle, die armen, die verwaiseten Kinder auszuwählen an.

Ein so kalter Auszug aus einem lebenwarmen Ganzen wird der Kraft und Neigung gleich schwer; den Verlust von einzelnen Schönheiten der ganzen Schönheit, wie Seite 105, 53, 64 u. s. w. nicht einmal berechnet. Rez. erlaubt sich hierüber blos einen Wunsch, einen leichten Scherz, ein Nein und ein Ja.

Der Wunsch ist, daß er das Versprechen einer bestimmten Schulordnung bald halte, und zwar im Bunde mit irgend einem Geschäftmanne, damit man nicht Einwendungen blos gegen die leergelassenen Räume des Plans — z. B. der Erzieh-Zeit, der Oekonomie ꝛc., zu Einwendungen gegen den Plan selber erhebe; ob er gleich sagen kann, seine Sicherheit-Karte der Zukunft gleiche den Seekarten, auf welchen, als Widerspielen der Landkarten, gerade das feste Land den leeren Raum, und die Seebahnen und Klippen den besetzten ausmachen.

Der leichte Scherz, den Rez. sich zu erlauben versprochen, ist darüber blos, daß Fichte, fast wie seine andern frühen Anhänger, noch mit einiger Fichtiomanie behaftet, schreibt. Er sagt (S. 109) aus Bescheidenheit (denn ein anderer hätte eben auf Anhänger getrotzt): seine Philosophie sei ein Vorgriff der Zeit, und wir Mitwelten wären gar noch nicht gezeitigt dazu; ferner sagt er, es sei vor der Hand genug, es blos zu sagen, daß die Philosophie vollendet sey (und Rez. wagt in

dessen Seele zu behaupten, daß er damit weniger Schelling meine, als sich selber). Bekanntlich wird das Vorgebirg Non plus ultra von den Seefahrern aus Kürze nur das Vorgebirg Non geheißen; da nun Fichte schon früher, als zuletzt, seine Philosophie das non plus ultra genannt: so verkürzen auf ähnliche Weise spätere Nachfahrer den Namen um zwei Drittel. So wie bei ihm das fünfte oder beste Weltalter das der Wissenschaft, d. h. der Wissenschaftlehre seyn wird, so bauet er die Nationalschule zu einer philosophischen, d. h. zu seiner aus. — Eine gewisse Einsiedelei seines Innern beschirmt er wacker durch eine gewisse Unbelesenheit; daher er vieles Alte, z. B. über Erziehung, Vaterlandliebe (S. 231), für Eignes hält, und jeden Weg erst zu bahnen glaubt, den er blos zurücklegt; wenigstens thut er's in seinen Kleinschriften, von der schwächsten an gerechnet, der Bestimmung des Menschen. — Uebrigens rächt er sich für viele, die ihn nicht verstehen, durch Erwiederung, daß er andere auch nicht versteht, z. B. Schelling. Ganz unerwartet stellt er (S. 241) diesen lebendigsten Gegner der ausländischen Atomistik unter die Vorfechter desselben: „die todtgläubige Seynsphilosophie, sagt er, die wol gar Naturphilosophie wird, die erstorbenste von allen Philosophien,“ und setzt dazu: „Die Kunst des Denkens hat sie nicht gelernt, sie ist theils ihrer unfähig, theils ihr feind.“ Er durfte dieß sagen, und durfte Schellings höhere Lebensphilosophie und dessen neueste einschneidende Zergliederung der neuesten Fichteschen gar wol keiner Widerlegung würdig finden, sobald er sie nur keiner Lesung werth gefunden. Hätt' er aber die Lesung gleichwol vorgenommen: so rechfertigt sein Schweigen über einen so bedeutenden Gegner, um desto

wurf großer Schwierigkeiten, d. h. großer Heilkosten bei großem Uebelbefinden; und am Ende — zeigt er — gewänne sogar die Finanzkammer alles wieder zurück (obwol freilich spät). Sein Vorschlag indeß setzt — indem er sich mit Recht mehrmals widerspricht, und also immer eine wahre Hälfte übrig behält — bessere Deutsche voraus, als er dem jetzigen Weltalter, in älteren Vorlesungen, zugestanden; er ist, wie in manchen anderen Punkten, ein Lykurg, der durchaus seinen großen, Geld, Stand, Süßigkeiten und Bequemlichkeiten wegopfernden Plan, um künftige Sparter zu bilden, nur wirklichen Spartern vorlegen und anmuthen konnte. Ein Lykurg setzt stets ein Sparta voraus.

Indeß bejaht Rez. den Fichteschen Bauplan einer höhern Normalschule mit einem Nebenplan, der einige Anstoßsteine der Finanzkammern aus dieser Kaiserstraße werfen könnte. Fichte setzt die ganze sittliche Gewalt der ausbildenden Zukunft in das Volk, als die Mehrzahl, und hebt daher, wenn alle reichere Schulkinder fehlen, mit schöner Rührung lieber die jungen Waisen und Bettler und die junge Unglück-Welt, und trägt sie in sein Schulhaus, um die Kinder wieder als Schutzengel der Zukunft heraus zu schicken, und als Bildner der gebildeten Stände. Aber die Mehrzahl wird ja stets von der Minderzahl bewegt und ab- und zugelenkt. Daher, obgleich nicht dem deutschen Volke in der neuesten Zeit die patriotische und sieghafte Richtung und Bildung mangelte: so gingen dem gewaltigen zweiseitigen Hebel doch durch sein Verhältniß zur Thron-Unterlage manche Kräfte verloren. Die fröstelnde und erkältende Sehnsucht, welche Fichte in unsere Zeit verlegt, kennt mehr der höhere verdünnte Stand, nicht unten der

dichtere, so wie die Eisberge oben Eis ansetzen, unten abschmelzen, oder so wie an der Sonne gerade die meisten Flecken am Aequator sind, und an beiden Polen die wenigsten. — Kurz, damit Fichte's Nazionalschule die beste Schwimmschule gegen den Strom der Zeit werde — damit sie sich Kosten, Menschen, Einwürfe erspare — damit die Schulgebäude und Schulklassen dazu um $^7/_8$ kleiner ausfallen: — so nehm' er in sie nur stift- und tafelfähige Kinder auf; oder mit andern Worten: die regierenden, nicht die regierten Stände schule er; die zu Fürsten, Heerführern, Gerechtigkeit-, Zahlung- und Unterhandlung-Obern bestimmten reichen Kinder bild' er zu Deutschen, zu Spartern, und wär's möglich, zu Fichten. Was hilft's den schweren Straußenleib des Volkes zum Fluge zu befiedern? Setzt in die Flügelknochen tüchtige Federn: so fliegt der Rumpf, und wär' er auch nackt gerupft. — Keine Volkmenge wurde durch sich groß und frei, oder weise, sondern durch Einen oder Einige. Der Leser wiederhole sich den Fichteschen Schulplan — zu einem Conservatorium Deutschlands — mit Rücksicht auf des Rez. Schüler-Auslese: alles wird ihm leichter, fester, reicher vorkommen.

Vierte Rede. Hauptverschiedenheit zwischen den deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft. Fünfte. Folgen aus der aufgestellten Verschiedenheit. Sechste. Darlegung der deutschen Grundzüge in der Geschichte. Siebente. Noch tiefere Erfassung der Ursprünglichkeit und Deutschheit eines Volks.

Der Deutsche, sagt er, blieb als das einzige Urvolk der neuern Welt im Besitze seiner Sprache be-

stehens; im Gegensatz der neu-lateinischen Völker mit aufgedrungenen Sprachen. Aus dem Besitze der Stamm-Sprache entwickelt er den deutschen Vor- und Ueberwerth. Da der sinnliche Spracheil stets die sinnbildliche Bezeichnung des Uebersinnlichen wird, welche das Produkt der sinnlichen und geistigen Ausbildung eines Volkes ist; so kann die fremde, folglich todte Sprache eines fremden Volks nur ihren sinnlichen Theil unmittelbar mittheilen, aber die sinnbildliche Anwendung und Bezeichnung, welche das sprachlehrende Volk willkührlich und nationell davon, und daraus gemacht, muß das sprachannehmende blos aus der Geschichte erlernen, folglich bleibt ihm der geistige Sprachtheil ohne Anschauung, und fremd und todt. Ferner treibt eine neue Sprache ewig neue Zweige; eine empfangene ist darum für immer abgeschlossen und unfruchtbar todt. Die vier Geschenke einer lebendigen Sprache ans Volk (S. 144): 1) Gemüth, 2) Fleiß, 3) Eingreifen ins Leben, 4) Absein von Scheidung zwischen gebildeten und ungebildeten Ständen, heben das Deutsche über jedes durch die todte beraubte und verarmte Ausland. Der kalte Tod der aufgedrungenen Stief-Sprache zieht sich durch die Philosophie des Volks — welche atomistisch ohne Freiheit, ohne unsterbliches und ohne göttliches Leben ist, — durch die Dichtkunst — welche sich in ein sogenanntes göttliches Leben einsargt, — durch die Regierungform — welche, mit Ausnahme eines Einzigen, einen Staat von Maschinen organisiert, — durch die Religion — deren Tempel der gebildete Stand nur zum Kerker und Lazareth des ungebildeten gebraucht. So weit Fichte.

Ein kräftiges Buch hat seine Sonnensterne,

Schwanzsterne und — Schneuzsterne. Der Minderzahl wegen gibt sich Rez. hier nur mit den letztern ab. Mancher Einwurf gegen ihn legt sich so nahe, daß man sich immer den eigenen machen müßte, er habe ihn mehr übergangen als übersehen, wenn nicht der Philosoph — ungleich der Poesie und dem Schalle und der Wärme, welche nach allen Richtungen rund durchgehen — zu sehr dem Lichtstral gliche, der nur in Einer fortschießt und leuchtet, und alle Umgebungen unbeleuchtet und undurchdrungen lässet. — So sprechen z. B. Völker, welche, wie Araber, Sineser, Wenden, Juden, ihre Ursprache fortbehaupten, ohne gleichwol die gedachte Quaterne der deutschen Vorzüge und sonst Aehnliches vorzuzeigen, diese sprechen nicht für Fichte; auch nicht die Neugriechen und Neurömer, welche ihre Stammsprache mit ähnlichen Umänderungen fortführen, als wir unsere. Auf der andern Seite stellen sich gegen ihn die Britten, welche, ob sie gleich gerade alle sinnbildliche Bezeichnung abgezogener Begriffe von Römern und Franzosen angenommen, die gerühmten deutschen Vorzüge alle, und manche noch reicher besitzen. Und warum will er denn, wenn er selber zugesteht, daß ein Volk den sinnlichen Sprachtheil so unbeschadet von einem fremden annehmen könne, als das Kind ihn von seinen Eltern, nicht auch dasselbe vom sinnbildlichen einräumen? Der leibliche Kreis legt dem Kinde bestimmt einen geistigen unter, den es nicht erst vorher (wie etwa ein, der Raub einer fremden Sprache gewordenes Volk) mit einem frühern umzutauschen hatte. Höchstens der Vater, kaum der Sohn, gar nicht der Enkel büßet durch eine adoptive Sprachwelt ein, eben weil diese sich ihre sinnbildliche Bedeutung schon ohne Geschichte, durch

blossen Verkehr der Gegenwart zubildet. Denn eben dieser Verkehr gab, ohne langes historisches Erklären, z. B. den römischen Einfuhr-Wörtern für den Gallier so gut wie für sein Kind — dem als erdfremden Wesen das vaterländische Wort auch ein neues und erstes ist — durch die blossen Zusammenstellungen im Lebenswechsel seine bestimmte, obwol mit den Zeiten flüssige Bedeutung, so wie deutsche Weiber lateinische Wörter ohne Wörterbuch, und ohne siegenden Cäsar, und ohne Kosten ihrer Stamm-Erde, durch blosses Zwischenstehen zwischen bekannten Wörtern ergreifen und verstehen lernen. —

Die fremden Sinnlichkeit-Prägwörter, die ein Volk sich einverleibt, haften freilich an den sinnlichen Wirklichkeiten als Anschlagzettel fest; aber die Sinnbildlichkeit-Zeichen der Uebersinnlichkeit nehmen eben — gleichgültig, ob in der Stamm- oder in der Kebs-Sprache — keine feste Beziehung an, weil das Geistige kein Stehen kennt, wie die Franzosen kein Wort für das sinnliche Stehen (daher diese lieber, wenigstens auf dem Schlachtfelde, entgegen gehen); so mag denn immerhin z. B. der Franzose das Wort coeur, esprit von den Römern mitbekommen haben: was ist denn in diesen durch Zeiten seelenwandernden Wörtern noch von der alten historischen Sprach-Bedeutung übrig? Und hat sich dann nicht in diesem Falle das Volk die fremde Impf-Sprache selber neu- und wiedergeboren? — Ist aber dieß: wo bleiben Fichte's Schlüsse aus einer todten und tödtenden Sprache? Die Sprache ist eine laute Seele; nur wer zwei Sprachen auf einmal spricht, hat eine todte; nicht wer Eine; und alles, was Fichte gegen die neulateinischen Völker spricht, gilt nicht gegen diese,

sondern mehr gegen die deutschen, französischen, englischen und sonstigen Alt-Lateiner auf den Ciceronianischen Rednerstühlen.

Rez. stellet nicht einmal Neben- und Hülfswaffen weitläuftig gegen Fichte auf. So hoch auch die prosaischen und poetischen Dienste der deutschen Sprache anzuschlagen sind, gleichsam das Sinnbild unserer Eichen, woraus allein Schiffe und Weinfässer gemacht werden; so kann sie doch keine neuen Ur-Eltern oder Stammwörter mehr nacherschaffen, sondern nur die alten beugen und beerben. Die Neu-Lateiner aber können (wie die Revoluzion bewiesen) aus der eingeimpften Sprache eben darum jedes neue Urwort abholen, das sie noch brauchen. Ueberhaupt wollen wir sanfter auf unsere Ursprüche trotzen, da wir täglich mehr abborgen, als wegleihen. Nicht einmal den Strom, der uns an deutsche Wasser- und Weingränze zugleich erinnert, schreiben wir rein, den Rhein.

Bis zur dogmatischen Schwärmerei steigert sich Fichte's Kühnheit, die Konduitenliste des Auslandes nach der Scheinleiche der Sprache zu entwerfen und abzuschatten; die seelen-, gott- und freiheitlose Philosophie der Enzyklopädisten, diese Nach- und Misgeburt der Zeit, soll, ihm zufolge, die neu-lateinische Sprache zur Mutter haben, welche dann nicht nur über ein Jahrtausendmal mit ihr schwanger gegangen wäre, sondern auch in der Zwischen- und Nachzeit wieder den entgegengesetzten Malebranche, Fenelon, Pascal, Jean Jacques, die Mystiker, Saint Pierre, Chateaubriand geboren hätte. Sogar auch die zufällige kurze Sinnverwandtschaft von Philosoph und Atheist muß seiner Schlußkette dienen, und die Ringe vermehren.

Unserer fortlebendigen Stamm-Sprache schreibt Fichte den Religion-Ernst und Eifer des Protestantismus zu; wem aber alsdann den Katholizismus und die Religionkriege des Süd-Deutschlands? Und wem, auf der andern Seite, beides in Frankreich sammt den Hugenotten? — Wie ganz anders traf der Gesichtmaler der Völker und der Landschaftmaler der Zeiten, nämlich Herder, jene und diese! Es scheint, daß ein Dichter voller und lebendiger ein Ganzes erfasse, als ein Philosoph, der nur mit dem Mikroskop auf dessen Theilen umherrückt.

Achte Rede. Was ein Volk ist, in der höheren Bedeutung des Worts, und was Vaterland-Liebe. Zwölfte. Ueber die Mittel, uns bis zur Erreichung unseres Hauptzwecks (der vollendeten Nazional-Erziehung aufrecht zu erhalten.)

Was ist hierüber zu sagen, als, wer ein Herz mitbringt, dem gibt ers verdeutscht und erwärmt zurück; und es liegt nicht an seiner Kraft und Rede, wenn er nicht aus Lutheranern Luthers macht.

Inhalt-Anzeige der 13. Rede. Fortsezzung der angefangenen Betrachtung.

Er gibt nur die Inhalt-Anzeige, weil die Zensur die Rede zwar gebilligt, aber verloren hatte. Wäre nicht in solchen Fällen, wo ein Zensor solche Werke, oder gar den neuesten Posthumus-Shakspeare's, Göthe's Faust, verloren hätte, es gerichtlich zu erzwingen, daß der Mann aus seinem Kopfe den Verlust ersetzte, und ein so vortreffliches Werk schriebe, als das verlorene gewesen? — Dieses Gesetz würde Zensoren witzigen und vorsichtig machen, besonders wenn man noch das zweite

gäbe, daß sie keine schöne, aber böse Stelle, ausstreichen dürften, ohne mit einer ähnlichen die vom Käufer unverschuldete Lücke zu vergüten. — Die bloße Inhalt-Anzeige der Rede glänzt und leuchtet übrigens mehr, als der Rede-Inhalt anderer Leute.

Die vierzehnte, oder der Beschluß des Ganzen, beendigt das lichte Tagwerk mit einem Demosthenischen Abend-Gewitter. Mög' es befruchten, beleuchten und erschüttern! —

In diesem Buch spricht öfter als sonst das Gefühl und Gemüth. Diese Erscheinung thut an einem sonst nur weltweisen Schriftsteller uns so wol, als den Seefahrern, die vom unaufhörlichen Nord-Tage herkommen, das erste Stückchen Nacht.

Die Ehre, welche die Erscheinung dieser Reden seinem Charakter und der Stadt Berlin macht, verträgt sich mehr mit einem Gebot, als Verbot derselben, weil sonst am Ende auch der Spruch zu verbieten wäre: Laßt uns besser werden, so wirds besser seyn; oder die Bibel selber, welche nichts geringers von den Deutschen fodert, als Fichte. Wollte freilich das Ausland Fichte's Beiurtheile über seinen poetischen, philosophischen und sonstigen Gehalt verbieten, mit welchen er indessen nur die uns eben nicht bekränzenden Urtheile des gedachten Auslandes über uns erwiedert; so müßte dasselbe vorher irgend einen geheimen Friedenartikel nachzuweisen vermögen, worin die beiden hohen Mächte festgesetzt, daß blos der eine Staat den andern stets zu loben hätte. Uebrigens scheint Fichte allerdings, so wie er Deutschland in der Mitte des Buchs zu hoch, und anfangs, und in seiner Zeit-Ansicht zu tief gestellt, dasselbe auch

mit dem Ausland gethan zu haben. Indeß er gegen Universal-Monarchie und gegen das Zusammenrühren aller Völker mit einem Zepter eifert, begeht und begehrt er fast denselben Fehler zum Vortheil der Deutschen, deren Vorzüge allein — als hätte nicht jedes Volk in jedem Jahrhundert anders gezeitigte — er zu den Trägern und Pfeilern der Erdenkultur macht. Es wäre eben so schlimm für die Erde, wenn es lauter Deutsche, als wenn es keine gäbe, und kein Volk ersetzt das andere. Sogar nach seinem System müßte die alte Welt noch einen Atlas ihres geistigen Himmels, wenn der deutsche Atlas sich senkte, haben an Nord-Amerika.

Um nun keines Synkretismus des Urtheils beschuldigt zu werden, erklärt Rez., daß er mit Fichte, obwol im Streite über das Mehr und Weniger, dennoch einverstanden ist mit der Richtung seines Werks, welche den ächt-deutschen, nicht den unächt-deutschen Geist anregt, begeistert und verkörpert; ein Geist, den wir weniger gegen Feinde, als gegen die Zeit zu retten haben. In diesem Umwälzung-Alter sind alle Völker reicher an Seegeln, als Ankern. — Rez. wünscht diesem Buche, statt neuer Zensoren, blos Nachdrucker. Er wünscht daher ferner, daß der Verf. nicht so oft unwillkührlich das Widerspiel der Wahnsinnigen wäre, welche nach Pinel und Röschlaub (siehe diese Jahrbücher), unwillkührlich aus Instinkt toll handeln, nämlich daß er nicht so oft aus Instinkt weltweise und abstrakt spräche (z. B. in seiner weniger klaren, als bekannten Ableitung der Freiheit); für die Lese-Menge gehen bei dem Tageslichte seiner Beredsamkeit solche teleskopische Sterne verloren — Uebrigens löset in ihm, wie in

Rousseau, der Kraft-Charakter leicht die kleinen Widersprüche der Rede; indeß bei Kraft- und Charakterlosigkeit sich unter aller äußerlichen Selbst-Zusammenstimmung doch tiefe Selbst-Entzweiung verbirgt.

Mög' er von den Deutschen belohnt und benutzt werden!

A l w i n.

Ein Roman in zwei Bänden, von Pellegrin.

(1808.)

Göthe's Meister ist der Meister vom Stuhl einer romantischen Loge geworden, welche sich, wie er, frei und leicht durch das Zufall- und Menschengedränge bewegen und die Figuren des Lebens gleichsam in schönen Tänzen beschreiben will. Freiheit und Wechsel und weite Breite werden dem Meister leichter nachgespielt, wenn man, wie Tieck, zum Romane eine Reisemalerei erwählt. Nie kann dem Menschen so vielerlei begegnen und entweichen, als unterwegs. Nur sollten Göthen die Nachahmer auch die Vereinigung der epischen Freiheit mit der dramatischen Absichtlichkeit nachzuüben versuchen.

Die neuere Dichterschule hat eine Sekondärschule unter sich, oder vielleicht untere Klassen, welche sich zu höheren nur dadurch aufblasen, daß sie zwei Zustände hartnäckig genug vermischen, um auf die alte mediati-

sierte Schule mit unbeschreiblicher Verachtung herab- schauen zu können. Wie der Jüngling in der bloßen Lyrik seiner Empfindung von Liebe, Trauer, Leben, die Schöpferkraft antrifft, diese Lyrik auch zu einer poetischen auszuschaffen: so halten mehrere Chorschüler ihren richtigern Kunstsinn, obwol operiert von fremder Hand und Zeit, für Kunstmacht, ihre poetischen Empfindungen und Anschauungen schon für poetische Darstellungen derselben. Bei Werner, Ast, dem Verfasser der Niobe u. s. w. vererzet sich oft das wahre poetische Gold-Geäder in rauhes, graues, unförmliches Gestein. Kann man denn, wenn man auch nicht kernfaul ist, doch nicht rindenfaul seyn?

Dieser Eingang führt blos vor eine schöne Ausnahme. Gegenwärtiger Roman gehört, wenigstens für Künstler-Genuß, unter die guten aus der romantischen Klasse. Das Leben eines ritterlichen Dichters, oder dichterischen Ritters, bewegt sich durch deutsche Hoflustbarkeiten, Schlachtstücke, Liebesspiele, provenzalische Dichterspiele hindurch frei und jugendlich, und im Purpur der Einkleidung.

Die geographische Straße läuft vom Harze an über Braunschweig und die Provence nach der Insel Rügen, wo alles aufsteigt. Der Verf. lebt und läßt leben, nämlich seine Charaktere, kräftig, ungehindert, poetisch. Die komischen scheint sein dichterischer Wasserspiegel am glücklichsten zurückzuwerfen. Nur der Held selber, Alwin, — was aber das romantische Chor von Klarissen und Grandison bis zu St. Preux und Wilhelm Meister schon gewohnt ist, — gleicht einem Schwanzstern, welcher den Kern, womit er der Sonne zuflog, von ihr in Nebel aufgelöst heimbringt.

Es ist nicht leicht, Schlachtstücke mit Interesse, schon des zu körperlichen Stoffes und der Willkühr wegen, darzustellen; aber dem Verf. wurde es nicht schwer; jedoch stärker darf Rez. sein Lob nicht aussprechen, da er bisher mehr auf dem Papier, als im Felde gedient.

Im ganzen Kunstwerk spielen die Wasserstralen des Lebens, wie in einem Kunstgarten, glänzend durch einander, in keine steifen, langen Brunnenröhren eingefangen.

Schon überläßt der Verf. mit noch einigen Dichtern der neuern Schule sogenannte Sprach-Nachlässigkeiten und Ecken Göthen, denn sie sehen ein, daß wol eine Erdkugel bei Ecken, d. h. Bergen, eine Kugel bleibt, Kugeln aber kleinern Durchmessers an Ründung leiden, wenn sie eckig sind. Rez. würde es langweilig fallen, die einzelnen Schönheiten, besonders die kräftigen Abbilder der plastischen Natur von Menschen und von Landschaften, oder besondere Szenen, wie z. B. die Verwendung des Mährchens vom Rübezahl zu einer Maskerade, oder die, wie fliegende Blüten und Schmetterlinge, uns auf dem historischen Gartenwege umgaukelnden Gedichte hier herbei zu rufen und vorzustellen. Weniger Langeweile macht es, zumal einem Rez. einige harte Worte (besonders so wenige) nachzutragen: zuweilen drückt die Menge weniger, als die Länge der einfliegenden Gedichte den Gang der romantischen Prose. Ungern tritt man aus dem Waldgesang der letztern auf lange zu den episodischen Tönen eines poetischen Orchesters heraus.

Folgendes ist weit mehr Frage, als Rüge: Der Dichter soll, sagt man, jeden Charaktergehalt aus-

sprechen, wie ein Geschichtschreiber, ohne Vaterland, Religion oder sonstige Theilnahme; und in der Thal sind mehrere neuere Werke ein Wachsfiguren-Kabinet, worin die nachbossirten Helden, Mordbrenner, Heilige, Giftmischerinnen neben einander lebendig stehen, durch nichts unterschieden vom Vorzeiger, als durch die auf die Brust gehefteten Nummernzettel. Allein sollte denn der Dichter, welcher seine Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt, keine Zeichen seiner Wahl und Liebe zu geben suchen und haben?

In den neuern Romanen geben sich die Helden — was der römische Senat dem Helden Cäsar geben wollte — die Erlaubniß, alle Weiber zu lieben. Aber man sondere doch die beiden Arten der Liebe. Ist von sinnlicher die Rede, so tadelt niemand weniger als Rez. ein Föderativsystem mit allen Schwesterhäusern und Witwensitzen, vielmehr findet er den höchsten Wechsel der Opfer oder Opferpriesterinnen für das Interesse des Kunstwerks, so wie des Helden, unentbehrlich. Die sinnliche Liebe nämlich ist, gegen die gemeine Meinung, viel mehr phantastisch, und bauet mehr spanische Schlösser, oft von spanischen Fliegen getragen, als die sogenannte geistige. Da nun die Körperwelt den Schmetterlingstaub und Fruchtreif der Phantasie stets wegwischt: so will und muß der sinnliche Phantast, wenn er seinen Phantasieen anfangs, wie die Sparter, geholfen durch Heimlichkeit und Dunkelheit — denn einen paphischen durchsichtigen Hain ohne Blätter durchweht Frostluft — später, wie der Orientale, zum Harem greifen, d. h. zum Wechsel, und zuletzt, wie die römischen Kaiser und die großen Städte, zum Gräßlichen. Die höhere Liebe hingegen füllt sich mit einem einzigen Herzen aus,

und ihr Zauber holt vom Wechsel nur Tod. Der Verf. lässet indeß seinen Helden, so wie bei der Magnetnadel immer die Windrose angebracht ist, auf seinen Reisen erstlich an eine Braut wehen, dann von ihr weg, an Aline, an Flaminia, an Mathilde, und nach allen, sämmtlich auf einmal, muß er sich später unterwegs mehrmals innig sehnen.

Man könnte sodann eben so gut vier Herzen auf Einmal in einer Brust zum Lebensumtrieb einhängen, als vier Liebschaften. Ein solcher Vexier-Amoroso stelle sich immer vor den Rez. hin, und seufze und schmachte ihm vor: er verstockt diesen immer mehr, und bewegt an ihm nichts, ja Rez. lacht wol gar.

Demohngeachtet behalte der Verf. den ganzen Dank für sein Maienfest voll frischer, jugendlicher Lebenslust.

Sigurd der Schlangentödter.

Ein Heldenspiel in sechs Abenteuern

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

(1808.)

Es ist der Verfasser Alwins, zufolge seiner schönen Zueignung an Fichte:

Jetzt, da mein Lied zum ernsten Schlusse kam,
Und ich vor dich hintrete, dir's zu bringen,
Fällt von den Schultern mir das Pilgerkleid,
Das, reich an vieler Muscheln farb'ger Zier,
Verliehn mir ward von theurer Meisterhand,
Als ich zuerst hervorschritt zum Gesang,
Und drin ich, ein wegfroher Pellegrin,
Verschiedne Lieder vor der Welt begann.
Du kanntest mich im bunt phantast'schen Mantel.
Nun, jenes heitern Spieles sei genug,
Ernst zeig' ich mich vor dir als der ich bin,
Auch mit dem Namen, dem ausländ'schen zwar,
Jedoch der sich ein Bürgerrecht errang
Im deutschen Volk, seit dreier Menschen Leben,
Durch treuen Sinn und ehrbarn Kriegesmuth.

Selten wird ein Rez. so schön überrascht; über alle glänzenden Auroren-Wolken Alwins ragt Sigurds Schreckhorn hell hinaus ins Blaue. Die nordische große Dichtung ist bekannt, wie Sigurd, König von Niederland, den in Drachengestalt sein Gold bewachenden Faffner tödtet; wie er in die von Flammen bewachte Burg der Brynhildis eindringt, und dadurch diese Titanide zur Braut erobert; wie die Weissagung ihm zwei Bräute und kurzes Leben verkündigt; wie ihn ein Zaubertrank der Königin Grimhildis die beschworne Liebe zu vergessen zwingt, und er sich mit deren Tochter Gudruna vermählt; wie die Königin ihrem Sohne Gunnar die Brynhildis zur Braut erließ, und dieser sie, da er selber nicht in die Flammenburg zu dringen vermag, von dem seine Gestalt annehmenden Sigurd für sich erobern läßt; wie später endlich der verrauchte Zaubertrank dem edeln, treuen Sigurd wieder Erinnerung der ersten Braut verstattet, und er in der Liebe seiner Gattin die für Gunnar unternommene Verwandlung ausplaudert, und diese sie im Zanke wieder der Brynhildis; wie Brynhildis den Mord des schlafenden Sigurds durch den dritten Bruder Gunnars erstürmt, und wie wieder Mörder und Mörderinnen fallen, und sich das ganze Haus der Niflungen gegen den Abgrund senkt.

Der griechischen Mythologie steht, wenigstens in romantischer Erhabenheit, weit näher als die indische, die nordische, ein Reich voll Eispaläste, Eisseen, Eisberge, ihr Menschengeschlecht ein Eichenwald im Sturm. — Und unser Verf. war es werth, daß er in diesem Walde sein Siegeszeichen aufhing. Obgleich nichts schwerer zu malen ist, wenn man nicht Homer und

Shakspeare ist, als Tapferkeit; denn ein Paar tausend Erlegte oder Keck-Wörter reichen kaum die Schatten- und Farbenkörner zum Gemälde: so hat doch der Verf. in Sigurd einen der größten, edelsten, liebenswürdigsten Helden aufgestellt; schon im Vorspiel, gleichsam in der Vorhalle, erscheint er unter einem Siegesbogen. Seine Treue, Milde, Liebe, sein gerechter Sinn mit seiner freien Tapferkeit, seine Lebenslustigkeit und Frische bei der Aussicht des abgekürzten Lebens (gleich dem des Achilles) schlingen einen Bund, der ihn auch zum Helden jedes Lese-Herzens erhebt. Der erstere Abschied von der noch geliebten und gekannten Brynhildis schlägt durch seine und ihre Ahnung und Weissagung, und durch die einfachen, einsilbigen Herzenslaute, gleichsam nur vernommene Schläge des Herzens, an jeden an, der eines hat. Wozu aber kraftloses Zuwinken, wenn doch die Rezension das Buch nicht nachdrucken darf? Kurz, die vier ersten Abenteuer zeigen und bringen uns aus dem Norden das schönste Elfenbein, welches er seit Langem geliefert. Der großherzige Verf. will, laut der Zueignung, mit diesen erhabenen deutschen Resten beseelen und befeuern; und in der That kleidet er die Elephanten-Gerippe der Götterlehre aus Norden in lebendiges Fleisch, und die Kolossen schreiten und blicken.

Nur das fünfte und sechste Abenteuer, um doch auch nach den Mondflecken Alwins einige Sonnenflecken Sigurds zu entdecken, dehnt sich zu einem ungestalten Wehe aus. Die Verzweiflung, der Wahnsinn dürfen nur vorüberfliehen, und diese Furienmasken mauere keiner uns in das Herz als Verzierungen eines Schauspielhauses hinein; ihre Flucht ist ihre Stärke, und ihr Feststehen Versiegen.

Schicke uns Frankreich nur mehrere solche Franzosen zu, wie Fouqué und Villers; jeder soll uns so lieb seyn, wenn nicht lieber, als ein ganzes Regiment Gemeiner, und soll noch herzlicher empfangen werden, als hätt' er blutiger gesiegt.

Wer viele Lorbeerzweige auf seinem Kopfe trägt, der nehme einige davon, und flechte eine Siegeskrone für den fremden, aus welchem dieses rein-deutsche Gedicht entsprungen ist.

Der Held des Nordens,

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Der erste Theil enthält den wieder abgedruckten Sigurd den Schlangentödter, welcher in unsern Jahrbüchern, J. 1809, H. 32 (Abth. V. H. 10), S. 32, beurtheilt wurde. Der zweite heißt Sigurds Rache, ein Heldenspiel in sechs Abenteuern (124 S.).

Rez. findet den zweiten Theil nicht als den jüngern Bruder des ersten, sondern als einen trefflichen Zwilling erstgebornen. Man sollte zwar glauben, ein Heldenspiel, worin beinahe alles, Fürst und Volk, durch Rache und Wehe untersinkt, wo man den Feldtod kaum bemerkt vor lauter Meuchelmord und Kindermord, Greisenmord, Einäschern eines großen, frohen Festgelags, Hinuntersterben unter Schlangennagen und Selbstersäufen, ein solches Helden- und Mordspiel müßte, sollte man denken, uns nur unpoetisch verwunden und zerreißen, und es müßte der kleinere frühere Tadel über die zu weite Ausbreitung der Verzweiflung und des Wahnsinns im ersten Theil, sich vielfach vergrößert aus diesen Blutbädern zurückspiegeln; aber gerade umgekehrt stärkt in

diesen sich wenigstens der Leser (für die Leserin steht Rez. nicht), und geht selber wie ein Held, aufgerichtet über das noch warmblutige Schlachtfeld. Allein warum dieß? Aus eben der Ursache, die der Held für sich anführen kann. Nur von edlem Gefühl des Unrechts und von Tapferkeit werden im Gedicht die Leiden gegeben, und von der Kraft verschmerzt und verlacht, *) neben der Wunde und dem Tode richtet sich das geistige Leben empor und der Genuß seiner Selbst, die Sonne über dem naßschweren Gewitter. Der Dichter stellt glücklicher das Aeußerste der Körper-, als das der Seelenleiden dar, denn dort kann geistige Kraft mitten unter dem Steinigen eines Stephanus einen Himmel offen zeigen. Wenn hier der König Gunnar von seinem Sieger in eine tiefe, zugesperrte Schlangenhöle hinabgesenkt, drunten unter den Drachen, die, aufgestört, sich endlich auseinander ringeln und aufgerichtet heranziehen, immer auf dem Vorsatze beharrt, dem schmutzigen Feinde nicht den Ort von Faffners Goldschatz anzuzeigen; wenn er an Seilen zweimal ans erzene Gitter heraufgezogen und schon von Schlangen angenagt, und zuletzt, nach dem Anblicke des ausgerissenen Bruderherzens, nichts bekennt, sondern zum Abgesandten sagt:

Ich bin begraben. Gib dir keine Müh',
Und wirf auch mir kein Seil hinfort hinab,
Von mir lockt Menschenkind nicht Antwort mehr,
Du hörtest mein Vermächtniß. Gute Nacht!

---

*) Rez. gibt keinen Auszug der beiden neuen Heldenspiele, weil er für den Kenner der nordischen Mythologie entbehrlich, und für den nichtkennenden Leser räuberisch wäre, und weil doch kein Skelett des Herkules einer ist.

und er sich dann hinabläßt; wenn dann folgende Stelle kommt:

Ein Krieger (der hinunter schaut).

Die Schlangen wälzen sich
Zusammen ob der edeln Herrscherbildung,
Umschlingen sie —

Reidbold.

Was thut er?

Ein Krieger.

Er liegt still.

Reidbold.

Ist wohl schon todt?

Krieger.

Nein, horch! Er singt herauf.

Gunnars Stimme.

Nage du, Natter!
Nicht edler's Mahl
Ward irgend wem auf der Welt.
Hängst am Herzen fest
Hochsinn'ges Herrn
Königes, vielen Landen kund.

Reidbold (hinabrufend).

Gunnar! Hör'! Bist zu retten noch! Besinn' dich.

Gunnars Stimme.

Sie trachten und treiben,
Und trügen sich selbst,
Dort oben, wo die Leute leben.

Hier wohnt Wahrheit!
Wagt herab euch,
Zu erspähn, was dem Grund entsproßt.

Ein Krieger.

Die Stimme wird schon matt. Gleich ist's aus.

Gunnars Stimme.

Klopfe nicht klagend,
Wie kleiner Menschen Herz!
Stocke nicht sträubend,
Starker Odem —
Ende vollends den Leichengesang.

Reidbold (am Gitter).

Er starb. In Wallhall sitzt er bei den Göttern.

— wenn also bei allen aufgepflanzten Sturmfahnen des Schicksals der Mensch sich so festhält, so steht die Lust des Himmels uns näher und wärmer da, als der Gram des Sterbens. So breitet sich auf ähnliche Weise durch das ganze Gedicht der Schmerz nur als Folie der Kraft aus. In solcher Dichtkunst versteinert kein physisches Medusenhaupt den Geist, denn er ist eben selber die Minerva, die es trägt unversteinert.

So wie der Dichter das Unglück durch widerstehende Tapferkeit milderte, so die Rachsucht durch angreifende und opfernde; und daher konnte diese sich ein ganzes Gedicht lang hindurch entwickeln. Wahnsinn und Verzweiflung hingegen dürfen, erstlich als innere, nicht äußere Niederlagen, zweitens als höchste Punkte der Zustände, drittens als die wenig zu Handlung geeigneten, sich auf ihrem Wege nicht versteinern, sondern müssen vorüberblitzen.

Wenn man, wie sonst, jedem Scholastiker seinen Beinamen, so jedem Dichter seinen gäbe, und folglich, wie man Crebillon den Schrecklichen nannte, so Göthe den italienischen Männlichen, Klopstock den Christlich-Männlichen, Schiller den Schauerlichen nennen wollte: so müßte unser Dichter der Tapfere heißen. Und dann lobt man ihn stark; denn die Poesie malt als Sieg über die Wirklichkeit sich eben am schönsten in der Tapferkeit, welche von innen aus siegt, und so sich und Leben verklärt. In diesem Gedicht ist beinah, wie in der Ilias, jeder tapfer, von Kindern, Mutter und Greisen an, ein ganzer Flug von Adlern, aber jeder verschieden an Gefieder und Kralle. Der Hunnenkönig ist es stolz-grausam, die Rächerin Sigurds weiblich-grausam, die Knaben nach männlicher Zukunft wett-rennend u. s. w., eine Gebirgkette, welche er doch wieder in vorragende Berghäupter zu theilen weiß.

Aber wie malt er seine Tapfern? Leiden und Lieben stellen sich gern in vielen Worten dar, weil beide mehr lyrisch und ruhend sind; daher sie öfter glücklich den Malern sitzen; hingegen Tapferkeit ist episch, und läuft nach Thaten aus; daher darf sie nur wenig sprechen, und muß sich doch mit dieser Einsilbigkeit aussprechen. Unser Dichter vermag es jedoch. In Klopstocks Hermann sprechen die Helden meistens mit wahrem Stolze und manirirt-erhaben von ihrer Erhabenheit. Andere Dichter brausen uns mit hoher Bilderflut entgegen, aus welcher sich ein auseinander wallender Held abspiegeln soll. Aber unserer hat eine Aussprach-Eigenthümlichkeit, welche Nachahmer haben sollte, wenn diese könnten; es sind Schlag- und Zündworte, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist zur Bezeichnung kurzer, schmuckloser

Sprüche, welche wie Zauberspiegel plötzlich eine Ferne der Vergangenheit und eine der Zukunft aufthun; z. B. als Gunnar zu seinem Verwandten, einem Niflungen, vor der Burg des verrätherischen und übermächtigen Atles (S. 82) sagt:

> Geh' hin, mein junger Held, und räch' uns all,
> Aufsprengend mit Gewalt der Veste Thore.

so antwortet der Jüngling:

> Das thu' ich gern, mein herzenslieber Oheim.

Derselbe Niflung, der später bei seinem stark verwundeten Vater (König Högne) bleiben, und mit ihm rächend fallen will, welchem aber dieser befahl, in eine Felsenkluft zu springen, und da zum Rächer der Gebliebenen dem Feinde aufzulauern, sagt:

> Ich trag' dich mit mir, Vater.

Högne.

> Zögerst noch?
> Hast viel verzögert schon. Thu's nun nicht mehr.
> Fort! Und dein Antlitz nicht mehr hergewagt!
> Dir geb' ich als Feldhauptmann den Befehl.
> Sag' du kein Wort mehr, junger Degen! Fort!

Dieser Niflung wird von der Königin Gudruna als ein Furchtsamer wegen seines Gehorsams gegen den Vater verkannt; er sagt:

> Ich mußte folgen, nun bringt es mir Schmach.

Gudruna.

> Nicht also, lieber Knab'. Du sprichst als Held.

Niflung.

> So sprech' ich, hab' doch nicht also gethan.

G u d r u n a.

S' ist noch nicht aus. Was nicht geschah, geschieht. —

Später, als nun noch sie und er übrig sind, sagt Gudruna zu ihm:

Du hörtest dein Geschick, du armer Niflung:
Mit deinem Namen aufstieg dein Geschlecht,
Mit deinem Namen wird es auch verhall'n.

N i f l u n g.

Fels hast du gelegt auf meinen Nacken,
Und erdwärts schaun muß ich hinfürder nun.

G u d r u n a.

Ich that es nicht. Fahr hin, du dunkler Wandrer.

Aber wo soll dieser Auszug ohne Beihülfe von Nachdruck aufhören? Ueberall wo einfache Schlagworte, gleichsam wie ferne Bergspitzen auf dem Meere, ein weites Land zu zeigen haben, also nicht blos für Tapferkeit, auch für andere Regungen gebraucht er sie, z. B. B. II. S. 152, wo der alte tödtlich verwundete, und mit seinem Kinderblute getränkte Tyrann Atle sagt:

— ihr habt zu arg gethan.

oder B. III. S. 117, wo der König, der wider Willen sein noch verkanntes Weib Krake oder Aslauga verstoßen muß, sagt:

Nun heischen meine Mannen andre Wahl.
Ich kann's nicht weigern. Krake, leb' denn wohl,
Du liebe Hirtin Krake, leb' denn wohl.
Mit dir zieht alle Lust aus meinen Hallen,
Doch schnüre dein Gepäck und gib dich still —
Nein, sag' mir nichts. Ich mag nicht weinen.

Sprüche, welche wie Zauberspiegel plötzlich eine Ferne der Vergangenheit und eine der Zukunft aufthun; z. B. als Gunnar zu seinem Verwandten, einem Niflungen, vor der Burg des verrätherischen und übermächtigen Atles (S. 82) sagt:

Geh' hin, mein junger Held, und räch' uns all,
Aufsprengend mit Gewalt der Veste Thore.

so antwortet der Jüngling:

Das thu' ich gern, mein herzenslieber Oheim.

Derselbe Niflung, der später bei seinem stark verwundeten Vater (König Högne) bleiben, und mit ihm rächend fallen will, welchem aber dieser befahl, in eine Felsenkluft zu springen, und da zum Rächer der Gebliebenen dem Feinde aufzulauern, sagt:

Ich trag' dich mit mir, Vater.

Högne.

Zögerst noch?
Hast viel verzögert schon. Thu's nun nicht mehr.
Fort! Und dein Antlitz nicht mehr hergewagt!
Dir geb' ich als Feldhauptmann den Befehl.
Sag' du kein Wort mehr, junger Degen! Fort!

Dieser Niflung wird von der Königin Gudruna als ein Furchtsamer wegen seines Gehorsams gegen den Vater verkannt; er sagt:

Ich mußte folgen, nun bringt es mir Schmach.

Gudruna.

Nicht also, lieber Knab'. Du sprichst als Held.

Niflung.

So sprech' ich, hab' doch nicht also gethan.

G u d r u n a.

S' ist noch nicht aus. Was nicht geschah, geschieht. —

Später, als nun noch sie und er übrig sind, sagt Gudruna zu ihm:

Du hörtest dein Geschick, du armer Niflung:
Mit deinem Namen aufstieg dein Geschlecht,
Mit deinem Namen wird es auch verhall'n.

N i f l u n g.

Fels hast du gelegt auf meinen Nacken,
Und erdwärts schaun muß ich hinfürder nun.

G u d r u n a.

Ich that es nicht. Fahr hin, du dunkler Wandrer.

Aber wo soll dieser Auszug ohne Beihülfe von Nachdruck aufhören? Ueberall wo einfache Schlagworte, gleichsam wie ferne Bergspitzen auf dem Meere, ein weites Land zu zeigen haben, also nicht blos für Tapferkeit, auch für andere Regungen gebraucht er sie, z. B. B. II. S. 152, wo der alte tödtlich verwundete, und mit seinem Kinderblute getränkte Tyrann Atle sagt:

— ihr habt zu arg gethan.

oder B. III. S. 117, wo der König, der wider Willen sein noch verkanntes Weib Krake oder Aslauga verstoßen muß, sagt:

Nun heischen meine Mannen andre Wahl.
Ich kann's nicht weigern. Krake, leb' denn wohl,
Du liebe Hirtin Krake, leb' denn wohl.
Mit dir zieht alle Lust aus meinen Hallen,
Doch schnüre dein Gepäck und gib dich still —
Nein, sag' mir nichts. Ich mag nicht weinen.

Es ist in der That viel leichter, einem Charakter den feurigen Juwelenschmuck der Schillerschen Dikzion anzustecken und umzugürten, als ihm durch ein Herzenswort, das Wörter überflüssig macht, das Herz auf die Zunge zu legen, gleichsam ein Echo, das sich selber in das Unendliche nachhallt, und eben den Charakter der Dichtkunst ausspricht, welche durch spielende Unendlichkeit der ernsten entgegenführt. Anstrengung kann wol den Ausdruck zur Kraft verdichten, das Bild zum Gemälde steigern; aber solche Saatworte, nicht Zeit-, sondern Ewigkeitzeiger, gebiert nur die g a n z e ungetheilte Dichterseele in vereinigter Begeisterung aller Kräfte.

Die schönsten Bilder des Witzes und Gemälde der Phantasie dunkeln durch wiederholtes Beschauen nach; aber einfache Herzensworte bleiben, wie Echo's, unverstimmt und unverstummend.

Innigst gerührt wird man von der dritten, dem Heldenspiel Aslauga vorgesetzten, Zueignung an Fichte, worin unser Sänger der Tapferkeit diesem den aufsteigenden Wolken des Kriegs (im Mai 1809) sein Heimweh nach alten Schlachtfeldern zeigt, ja die Wahrscheinlichkeit, daß er sie wieder beziehe:

— — — Wer weiß?
Das Schlachtenleben, so an Rheinesufern
Mich einst durchblitzt hat, lebt wol wieder auf!
Dann rollt auch wol der ehrne Würfel so,
Daß es diesseits den Liedermund mir schließt. —
Nimm dieses Wort dann als den letzten Gruß
Aus innig liebevoller, treuer Brust, u. s. w.

Mit Mühe versagt Rez. sich und den Lesern das Abschreiben der ganzen ergreifenden Zueignung. Ein erquicklicher Anblick ist das Wechsellieben zwischen einem

Dichter und einem Weltweisen, und uns r achtender Antheil daran. Für beide wäre schwer abzutheilen, wenn nicht beide wenigstens durch gleiche hohe Freiheitgesinnung sie in gleichen Hälften abfoderten.

Neben dieser Prunklosigkeit hat der Dichter doch für Stellen, wo reiche Gemälde gleichsam als Raphaels Tapeten herauszuhängen sind, die Farbe und den Pinsel, z. B. die fürchterliche Beschreibung des Schlangengewirrs in der Schlangenhöle (II. S. 113), oder die noch stärkere des Verbrennens einer Burg voll Lustgenossen (S. 164), wo nur fast die Zeilen:

— — Durch die Fenster quoll das Blut,
Gerann vor'm heißen Feuer am Gestein;

so hart sind, wie das „vor'm" als Kürze gebraucht.

Metrische Härten, wie (II. S. 92)

Daß, wenn was Neues vorfällt, sie's alsbald —

sind selten; überall tönt aus dem Versbau schön der Gedanke zurück, und sogar die Assonanzen im Priestergesange (II. S. 49) sind gut gewählt.

Eine andere als metrische Härte ist's, daß der feige, aber listige Wingo neben den beiden Königen und deren Gefolge, welche er verrätherisch vor die Burg des mordsüchtigen Hunnenkönigs gelockt, mit dem Verrathe vor ihnen tollkühn prahlt, und so sich das Erschlagen zuzieht (II. S. 83 u. s. w.). — Unter die kleinen Sonnenflecken dieses Sonnengottes möchte noch gehören, daß der König in der Schlangenhöle aus dem Schlagen eines ausgeschnittenen Herzens vermuthet, daß es nicht das tapfere Herz seines Bruders sey, und daß er; als ihm

das wahre Bruderherz gemordet vorgewiesen wird, dasselbe an dessen Nichtschlagen erkennt. Diese willkührliche Gleichung zwischen feigem Beben und kräftigem Schlagen des Herzens entbehrt der poetischen Nothwendigkeit zum Motiviren. Rez. würde lieber umgekehrt das sogleich erloschne Herz als das niedrige gemalt haben, und das wild fortzuckende als das kecke, das noch hinter dem Tode nach Rache schlägt. — Warum will überhaupt der treffliche Dichter nicht mit der uns entlegenen und ungeglaubten Mythologie öfters zum Vortheile der Dichtkunst so frei umgehen, und an ihr die bemalten Bühnenwände verschieben, als es die Griechen bei ihrer angeeigneten und geglaubten gethan? — Rez. schließt jedoch nicht: „darum weil der Dichter die wahre Geschichte perspektivisch umstellen darf, so um desto mehr die bloße Dichtung;" sondern er schließt: „der neueste Dichter überfliege den frühern." Ueber die Charakterzeichnungen in beiden neuen Heldenspielen weiß Rez. nichts zu sagen, ausgenommen das Gute. Auch auf die fortmordende dunkle Rächerin Sigurds, Gudruna, läßt er aussöhnende Lichtblicke fallen, wenn er z. B. sie von der Anrede: „Mutter" (II. S. 137) durch die zu ermordenden Knaben plötzlich gerührt darstellt; oder wie er (II. S. 161) diese Rachgöttin über ihr jetziges Ich erbeben, und sie sich ihrer frühern Milde erinnern läßt. So poetisch, als wahr! — denn ein weiblicher Engel wird durch Hassen leichter, als ein männlicher Teufel, zum Würgengel.

Mit dem dritten Heldenspiel, Aslauga, ründet und krönt sich das Werk poetisch und menschlich; so sehr sucht die nordische Mythologie so gut als die griechische die Auflösung der Vorhöllen im Himmel.

Nachdem endlich das breite, lange Leichentuch über den Niflungsstamm gelegt ist: so bleibt die in der Flammenburg gezeugte Tochter des Schlangentödters übrig, welche vom König Heimer in einem Zitherkasten verborgen und getragen, auf einer Einöde als Schäferin dient, und sich erhält, bis sie endlich Königsbraut wird, und so mit der Weissagung eines Sohnes, welcher vom gerächten Sigurd das Verwandtschaftzeichen einer Schlange im Auge tragen wird, eine frische Zukunft öffnet. Der dritte Gesang verjüngt so den blutigen Nordschein der beiden ersten Nordgesänge zu freudigem Frühroth.

Die erhaben gezeichnete Sigurdstochter Aslauga richtet sich (obwol als Ziegenhirtin verworfenen Pflegeältern unterthan) hoch vor uns in der folgenden Szene empor. Die beiden Brautwerber des Königs Ragner wünschen sie sogleich zu Schiffe mitzunehmen; sie schlägt es ihnen ab:

Mit Frühroths allernächstem Liebesfunkeln
Geht auch die Braut vor seinen Blicken auf.
Bringt ihm von mir der zarten Minne Gruß.

Harald (der Brautwerber).

Verhieß'st du nicht? —

Aslauga.

Ehr' deiner Königin Will'n.
Zudem gebührt es mir, den langen Dienst
Auf Spangerhaide tadellos zu enden:
Was ich beginne, bring' ich auch zum Ziel,
Und so die Heerd' am Abend ins Gehöft.
Geht!

(Ralf und Harald gehen verbeugend ab.)

Glanzes, mit höhern gegen einander schlagenden Donnern, wenn indeß vielleicht die griechische Mythologie mehr Morgendämmerung, stille Morgenglut und aufsteigende Sonne ist. Vollends in unsern Tagen, wo die deutsche Psyche ihre Flügel eng zusammenfaltet, schwieriger aus den Flügelscheiden zieht, da sind alle poetischen Wärmkräfte willkommen, welche entwickeln und zersprengen. Die alten Götter und Helden müssen herauf, und uns Urenkel scharf anschauen, damit wir bewegt werden, und unser Dichter führe Helden nach Helden vor uns!

Eginhard und Emma.

Ein Schauspiel in drei Aufzügen

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

(1811.)

Die Anzeige dieser des edeln Dichters würdigen Dichtung kann die Kürze der letztern nachahmen. Das Oktavbändchen, worin sich die bekannte Geschichte der Verliebung und Verbindung der Tochter Karls des Großen abspielt, ist ein tragbares Stückchen Altdeutschlands, und man ist, obwol in der Fremde der Jahrhunderte, doch da wie zu Hause; denn man wird vom eignen Herzen beherbergt. Es ist eine nährend-erquickende Erscheinung, daß gerade jetzt so viele geist- und kenntnißreiche Männer — Hagen, Büsching, Görres, Brentano, Arnim *) u. s. w. — uns durch das Ausgraben

*) Herrn v. Arnims „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer," verdient, so wie seine „Geschichte der Gräfin Dolores," durch die Kraft des Komischen, des Romantischen, des Charakteristischen und

und Abformen altdeutscher Götterstatuen und Ahnenbilder (wie die Römer ihre aus dem altklassischen Boden holen) zu trösten, zu erheben, ja zu reinigen suchen. Wir können dergleichen gebrauchen, weil wir jetzt den Geistern Dante's ähnlichen, welche (nach dessen Hölle) erstlich durchsichtig sind, und zweitens nichts bewegen können, nur daß uns die dritte Aehnlichkeit derselben fehlt, nicht Athem zu holen; denn diesen haben wir schon zum Seufzen nöthig. Eben weil unser Verlust oder unsere Geisterähnlichkeit nicht etwa — was sich von außen heilen ließe — ein Paar Jahrzehende, sondern ein Jahrhundert alt ist, müssen wir uns von innen heilen; ja die äußere Feldscheererei steht eben der innern Arzneikunde bei.

Am schönsten und tiefsten greift eine Vor- und Nachdichtung Altdeutschlands in unser Herz, wenn sie zugleich eine geschichtliche ist. Jede Vergangenheit ist schon Dichtkunst; ein abgelaufenes Jahrhundert kanonisiert, wie in Rom, zum Heiligen, und Zeitferne hebt, wie Raumferne, den dunkeln Erdkörper empor; ja in der Geschichte bessert, ungleich der Gegenwart, jedes Beispiel, sowol das glänzende, weil es ohne die Trübungen der Einzelheiten erscheint, als das schwarze, weil es, aus Mangel der Streiflichter, und bei dem fortgehenden Verschatten durch Geschichtschreiber, immer tiefer nachdunkelt. Die Geschichte bessert daher die Geschichte,

---

des Altdeutschen weit mehr Lob, als ihm verwöhnte, obwol von einigen starken Schlack-Ecken mit Recht verwundete Kunstrichter, welche der Demantschmeide die Perlenrinde vorziehen, werden geben wollen.

und ist die gewaltigste so wie die anmuthigste Gesetzpredigerin des irren Menschenvolks. Gesellt sich nun gar zur Dichtung der Zeit die Dichtung der Kunst: so bekommen wir den dichterischen Doppelglanz, welcher fast, wenn diese Vergleichung der Prosa ansteht, einem andern in schönen Frühling-Abenden ähnlich ist, wenn die Wolken in Westen der untergegangenen Sonne nachglühen, und in Osten dem aufgehenden Monde vorschimmern.

Der Verf. des anzuzeigenden Werks hat und gibt von diesem zweifachen Vortheil der Geschichte und der Dichtung. So wie ihm bisher überhaupt die Darstellungen der Liebe, ungeachtet aller so alt wiederholten Wiederholungen solcher Gemälde, geglückt: so gelang ihm auch hier die Darstellung von Emma's Liebe, einer deutschen, schamhaften, und doch kühnen, warmen und reinen Liebe, gleich der Liebe einer geistig geadelten Ehefrau, welche, ungeachtet aller züchtigen Liebeswärme, eben ihrer jungfräulichen Tochter gleich bleibt, und (wenn das Bild nicht zu stark ist) wiewol Mutter, doch als heilige Jungfrau zum Himmel geht. Eine einzige Bekanntschaft dieser Art erklärt und rechtfertigt tausend verführte Frauenherzen, welche ein verführender Wüstling nicht kennt und anerkennt. Ohne Verletzung der Weiblichkeit und der Männlichkeit durfte der Verf. einer Kaiserstochter einen kühnern Ausdruck der Liebe leihen, als dem bürgerlichen Schreiber. Eginhard, als Liedersammler Karls des Großen, fängt im Schauspiele mit einem abgebrochnen Stücke des Nibelungen-Liedes an, und schließt es ab mit der erhaltenen Fortsetzung einige Schritte vom Traualtar; so schlingen sich anmuthig die dichterischen Blumen zum

Myrthen- und Hochzeitkranz. — Am stärksten ergreift der ritterlich hohe Vater und die gestrenge deutschmannhafte Gerichtssitzung über das liebende Paar, welche immer mildere Strafe durch die Weltlichen, und zuletzt den reichsten Lohn durch den Erzbischof ausspricht. Rührend verbunden und verklärt wird die Liebe und die Entdeckung derselben durch das Grab der gefeierten und geträumten Mutter. Nur wird zuweilen der Kraft-Karl, dieses lange, zum Glänzen und Verwunden und zum Verblenden scharf geschliffene Zeitenschwert, das oft Völker zu politischen Dreschgarben zusammenmähte, im Traum-, und später im Verzeihung-Auftritte, vom nassen Hauche zu warmer Weichmüthigkeit etwas getrübt.

Uebrigens ist man im ganzen Schauspiel in bester Gesellschaft, nämlich in guter, oder moralischer, und zwar ohne Nachtheil der Theilnahme. Ueberhaupt sind unmoralische Charaktere oder Teufel nur ein Nothbehelf und Surrogat schlecht dargestellter Engel; der ärmste Dichter bedarf der meisten Teufel und verschreibt sich ihnen, und sie sich. Daher und aus andern Gründen kann dieses Gedicht, im Vergleich mit frühern Nordnachbildungen unsers Verf., wo immer die Würgengel die blutrothen Flügel aufthun, mattfarbiger erscheinen, indeß er doch eben mit dieser innern Einfachheit des Dichtungstils gleichsam jene äußere Einfachheit des Lebens nachspiegelt, nach welcher Karl der Große, dessen Mannsschneiderin die Kaiserin war, seinen Hofmeiern über den Eierverkauf eben so Vorschriften gab, als Friedrich der Zweite den Finanzrechnern von Neufchatel Verweise über einen Verstoß von einigen Sous. Um so weniger fügt sich in diese ätherische Einfachheit eine Stelle S. 62 ein, wo Karolus sagt:

Meine kaiserliche Krone
Das Schwert, daran die Edelsteine funkeln,
Den Mantel, goldbesäumt, mit goldnen Spangen;

anstatt daß er hätte sagen können: meine Kaiserkrone und das Schwert mit Edelsteinen, und den Mantel mit goldnen Spangen.

Einiges möchte weniger auszusetzen, als zu vermissen in dem Auftritt seyn, von welchem man, nachdem der Bischof und der Vater das Liebespaar auf einmal in ein Brautpaar, wie das Blutgerüste in ein Ehebett verwandelt haben, sich nach der vorigen Stärke der Auftritte eine feurigere Ausmalung des Staunens und Dankens, und weniger Kürze versprechen konnte, als man findet. Der Schluß, oder die Vermählung, ist auch kurz, aber nicht zu kurz.

Es ist seltsam und schön, daß gerade zwei Ausländer, ein de la Motte Fouqué und ein Villers, dem Neudeutschen den Altdeutschen vorstellen. Es wäre nur zu wünschen, daß noch entferntere Ausländer, Britten, Türken, Araber, Amerikaner, hinter uns her recht viel suchten und uns uns selber rekommandierten: so würden wir mehr aus uns machen, als bisher, nämlich viel, nicht blos Büchermacher, sondern ein Volk.

So fahre denn der würdige Verf. fort, und lasse jetzt die alten Todten auferstehen und wandeln, wie solches unter dem Leiden und Sterben Christi im eigentlichen Sinne geschehen.

Parabeln

von

Fr. A. Krummacher.

(1808.)

In einer Zeit, die, wie die jetzige, eine Festung ist, um welche die Landhäuser, die Baumgänge und Gärten niedergerissen werden, löset und erquickt nichts so heilend als das Abendroth der Dichtkunst, das mitten im lauten Kriege uns am Himmel einen stillen Frieden zeigt und einen rosigen Nachschein unserer ältesten Hoffnungen. Das Unglück, gleich den Gebirg- und den Klippen- und Meerufer-Ländern, erfrischt und ernährt den Dichtergeist, der in der lauen Hof- und Städter-Luft erstickt. Der Gehalt dieser Parabeln und die Aufnahme derselben beweisen beides. Der Verfasser, von welchem Rez. leider noch nichts gelesen, als was er hier anzeigt (ein Privat-Zufall, dessen Anzeige er dem fremden Urtheil über sein eignes schuldig zu seyn glaubt), gibt uns ein sanftes Abendroth, und eine so milde Farbe fällt auf das Ganze, daß man dessen Wechsel-Erscheinungen,

eben wegen der Einheit des Farbentons, ungestört hintereinander durchgeht und durchlebt. Um den Maler zu malen, kann man im Allgemeinen sagen, er hat Dichtung-Sinn und Dichtung-Gabe, obwol mit beiden, einigen Zeit-Stimmen folgsam, — sittliche Zärte und Reine, die sogar Weiberherzen und Kinderseelen zusagt und darreicht, — leichten Spielwechsel der Phantasie, der sich oft ans Erhabne hebt — und überall ein schön-warmes Herz. — — Erhaben ist die Parabel (II. S. 204), worin Noah seine Verfluchung Kanaans vor den andern Söhnen rechtfertigt, und zuletzt selber sie wehmüthig bedauert; wie aber dann, mitten im Jammern über den Unglücklichen, plötzlich der Geist des Herrn über ihn kommt, „und er sprach: „verflucht sei Kanaan, er sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern.“ Da überfiel ein Schauder die Umstehenden. Aber sie merkten wol, daß er des Herrn Wort geredet, und verstummten.“ Eben so erhaben ist die Parabel von Assaph, I. S. 223. „In der Mitternacht sah er im mondhellen Zimmer seine Harfe, und sann auf ein Loblied des Unendlichen. Noch herrlicher, dacht' er, wird es oben auf der Zinne des Dachs vor dem Sternenhimmel ertönen. Er stieg hinauf; als er aber die Sterne und die unter ihm schlummernde Stadt und die mondhellen Gebirge überblickte, verstummte er, und lehnte sein Haupt auf die Harfe und weinte. Und als der Tag erschien und das Volk zu dem heiligen Berg emporwallete, und das Gewühl der Menschen erscholl, da erhob sich Assaph und stieg hernieder, und stürmte in die Saiten der Harfe. Und sein Geist schwang sich auf den Flügeln des Gesangs über das Gewühl der Menschen empor.“

Manche Parabeln sind von tiefem Sinn, z. B. die vom Sokrates, II. S. 50. Er fand bei seinen Tempelbesuchen, um Charitinnen in Marmor bilden zu lernen, in einem entfernten Tempel, diese nach früh griechischer Weise, blos durch viereckige Steine dargestellt; — der Priester sagte ihm, das Göttliche wohne früher im Menschengeiste, als außen in dessen Nach- und Machwerke; — Sokrates brachte ihm darauf ausgeformte Grazien zu; — der Priester verwies ihn damit an die Reichen, welche das Göttliche vor sich haben müssen, um es in sich zu bekommen; — Sokrates suchte dann die Charitinnen nur in Menschenseelen zu sehen und zu bilden.

Die Parabel II. S. 201 bringt eine köstliche Lehre und Ironie für die Erzieher mit: Zwei Kinder gehen mit ihrem Lämmchen und ihren Eltern auf einen Hügel vor die Abendsonne; — der Vater, von der Abendsonne bewegt, will geschickt diesen Augenblick als den besten ergreifen, um den Kindern sowol den Weltenhimmel vorzutragen, als das Dasein Gottes; — mitten aber in seiner Rede fallen die Kinder auf das Lämmchen, und zeigen ihm gut, wie es einen Kranz aufhabe und Kräuter fresse, worauf die Mutter sehr wahr sagt: „die Kinder bedürfen noch nicht der auf- und untergehenden Welten, sondern nur der Liebe u. s. w.“ Diese Parabel und die von der Katze (eine philosophische Chatomachie), I. S. 45, und die vom Zaunkönig II. S. 65, sind die einzigen in den Scherz hinüberspielenden, aber doch gelungen.

Rez. empfiehlt diese, von einem reinen und verständlichen Geiste beseelten Parabeln allen Müttern, statt der für Kinder unrein oder überklug angelegten Fabel-

bücher. Wie uns überall die Dichtkunst die guten Kinder — diese selber noch lebendigen Gedichte und Dichter — vor die Seele bringt, so geschieht es in diesen Nachklängen der orientalischen Kinder-Poesie noch mehr. — Das Erschauen des Geistigen im Leiblichen, dieses orientalische Beseelen, das Kinder wie Wilde, schon für sich im Leben treiben, ist die einzige dichterische Bildung, die Kindern heilsam zu geben ist. Auch ziehen sie die moralischen Wurzeln leichter aus solchen gedichteren Vorfällen, als aus eignen erlebten. Denn das Kind holet (wider die gemeine Meinung) sich aus einem verschuldeten oder veranstalteten Ereigniß, das es selber betraf, die goldnen Lehren darum mühsamer, als aus einem fremden, weil die frohen oder trüben Empfindungen und die leidenschaftliche Selbstbefangenheit sich dort mit dem Ereigniß vermischen, und wir werden daher leichter durch fremden Schaden sittlich-klug, als durch eignen. Ja dieß geschieht noch, wenn das Kind so alt ist, als — wir.

Der zweite Theil dieser Parabeln ist reicher und poetischer, als der erste; man freuet sich daher auf den am weisten, der nachkommt, und jeder wird den vierten dem dritten vorziehen. Dieß setzt einige Schwächen voraus. Dahin gehört die häufige Vorsprecherei der Lehren am Ausgang, hingestellte Sittengefühle oder Inschrifttafeln. Ist die Parabel rein geschliffen, so spiegelt und tönt sie ohnehin von selber das Geistige nach und vor; nur das stumme Vermalte nimmt aus Noth den sittlichen Denkzettel in den Mund. Konnte der Dichter das Schwierige erfinden, nämlich zu einer Lehre die begleitende Geschichte und Natur; wie sollte dann dem Leser das Leichtere, nämlich die Lehre zur Geschichte, so

schwer zu finden fallen? — Die ganze Weltgeschichte und Natur spricht uns als eine längere Parabel an, obwol jeden anders und mit Vieldeutigkeit; aber diese eben bleibt an der Miniatur-Parabel, sobald sie solche nicht anders, als durch moralische Schluß-Buchdruckerstöcke zu theilen weiß.

Zu dieser Nachsprecherei des Vorgesungenen gehört am stärksten das böse Loben und Nennen kindlicher Einfalt vor Kindern. Z. B. „Du zarte kindliche Unschuld,“ I. S. 15 — „o du heilige Einfalt,“ I. S. 209 — oder wo I. S. 84 ein Vater zum Knaben sagt: dieß war nicht kindlich und natürlich. — Oder endlich vollends, wo der alte Zachäus selber, II. S. 60, seinen Horchern vorstellt, „er besitze ja den kindlichen Sinn, und man solle solchen ihm lassen, denn eben der habe ihn zu Christus, wie diesen zu ihm geführt“ — nachdem er noch vorher sagte: „die Empfindung (er spricht von seiner) wird im Stillen geboren und liebet die Stille.“ Ein Lobredner der kindlichen Einfalt vor Kindern, die in Unbewußtsein besteht, macht sie dadurch zum Bewußtsein und — zunicht; so wie in einer Jungfrau das Bewußtsein ihrer Unschuld und Unbefangenheit schon deren Selbstmord ist, der jedoch, wie bei uns allen, ihre Verklärung durch Auferstehung nicht ausschließt. Auch die Kunst, womit der Dichter der Einfalt nachjagt, wird nach der Durchgang-Stufe wieder eine höher potenzierte Einfalt; diese höhere ist wieder bewußtlos, so wie alles Höchste am endlichen Wesen; denn nur das Unendliche ist nichts, als durch und durch Bewußtsein, oder ein wissendes Sein, ein Thron, auf welchem Fichte sich und uns übrige Menschenkinder setzen wollte.

Zuweilen wird die orientalische Naivetät oder Kindlichkeit in leicht abgelernten biblischen Wortfügungen gesucht, und doch wieder mit einem abstechenden Wort-Schillern unterbrochen. Z. B. II. S. 172. Wenn du — bis Blumenkelch.

Ueber die Beiwörter — so oft nur die dreifachen Krägen und Manschetten der Gedanken-Kleider — sollte die Kritik überall strenger richten, da sie (wie die neuern englischen Dichter-Kosegartens und dieser selber) uns die schlichte Gestalt in Ueberkleidern ersticken, und Grazien, die sich nackt an einander gruppirt hätten, durch Pausch- und Reifröcke auseinander drängen. Es wird hier kein Rang unter den Beiwörtern vorausgesetzt, weder der einfachsten vor den prunkendsten, noch umgekehrt; die Begeisterung entscheidet die Wahl und wechselt den Rang. In Herders — diesen Parabeln verwandten — Paramythien regieren Beiwörter, nur keine müßigen, der Genius färbt jeden Juwel unauslöschlich, den Rubin roth, den Smaragd grün, und den Diamant farbenlos.

Nirgend ist die Versuchung zur breiten Länge größer, als in kurzen Aufsätzen. Der Schriftsteller will seine Empfindung und Erfindung recht auskosten lassen, und sie selber ausgenießen, und weicht ordentlich dem Ende wie einem Tode aus; indeß große Werke den Dichter selber in sich verschlingen, und ihn immer gewaltsamer fortziehen vom Großen zum Größern, bis zum Größteng zum Schluß.

In manchen Parabeln für Kinder herrscht einige pädagogische Weite; Rez. aber weiß nicht, ob eine gedruckte zu erlauben sey. Alle Kinderbücher sollen uns Elternbücher seyn; blos der Umriß des Wortes werde den Eltern darin gegeben, den sie, nach Verhältniß des

Alters und Werths, auszufärben haben; für jedes Kind gehört eine andere Weitläuftigkeit, wie für das jüngste die größte. Je älter, je weniger. Es gilt im Allgemeinen; Cicero sprach je älter je gedrungener; die Sprach-Kürze steht in umgekehrtem Verhältniß mit der welthistorischen Zeiten-Länge, und Methusalem konnte längere Perioden machen, so wie erleben, als wir.

Da die wachsenden Jahrhunderte unsere Sinnenwelt so verflüchtigen und gläsern blasen, daß wir vor lauter poetischen Blumen kaum die botanischen darunter mehr sehen: so sollte diese Leichtigkeit, Geister aus Körpern zu ziehen, scheu und strenge in der Wahl parabelhafter Erfindungen machen, und z. B. solchen, wie II. S. 122, wo Wahrheit als rechter Weg, und Irrthum als Irrlicht symbolisirt wird, keinen Zugang gestatten, noch weniger solche einlassen mit eingeschraubten Anwendungen (I. 49. II. 77), oder gar mit irrigen (I. S. 74).

Zuweilen stellt unser Verf. den Geist blos ohne Leib und Baurede dar, eine Empfindung z. B. der Reue. Er thut dieß öfter! Der Sitten-Lehrsprüche gibt es in unserer alten Zeit schwerlich mehr neue; aber jede Empfindung und Anschauung ist eine Neugeburt, und die Lehren müssen erst in diese ziehen, um ihr Alter und Vermögen zu verjüngen. — Komme der würdige Verf. bald wieder, aber mit recht vieler Selberähnlichkeit und Unähnlichkeit! Doch sei die Unähnlichkeit der kleinste Theil!

Der Groß-, Hof- und Staats-Epopt Lotario oder der Hofnarr, von Dr. J. A. Feßler.

(1808.)

Die Werke eines so lange bekannten und fruchtbaren Schriftstellers, als Hr. Feßler, richtet der Meßkatalog oder ihr Titel so gut, als eine Rezension; alte Freunde und alte Feinde stehen schon voraus da, auch selten vermehrt oder vereinigt der Feder-Spät-Herbst beide. Gleichwol möchte das freund- und das feindselige Gefolge von Lesern sich durch den Uebertritt Feßlers zur neuen Religion der Kunst — oder zur Kunst der Religion — anders und stärker abtheilen, wenn ein Autor so leicht sich, und damit sein Gefolge ändern könnte. Aber die Menschen insgesammt, auch die potenzierten, werden weniger verändert, als nur veränderlich. Das erste Werk eines mannbaren Autors grundiert jedes nachfolgende, und Kants metaphysischer Skeptizismus seiner frühesten Aufsätze ist nichts, als die gedrungene, in einander gefaltete Knospe seiner spätern Kritik.

Aesthetische Ansichten *).

(1808.)

Es gibt 1) eine helle, 2) eine dunkle Seichtigkeit, 3) eine helle, 4) eine dunkle Tiefe. Die zweite Nummer gibt sich immer für die vierte, ja dritte aus. Der Verf. dieser Ansichten gehört zu einer fünften, welche Klarheit ohne Seichtigkeit und Tiefe hat. — Die drei Abendland-Weisen und Könige der drei philosophischen Systeme, Kant, Fichte und Schelling — wenn anders die Anspielung zu wagen ist, da die Morgenland-Weisen mehr anbeteten, als angebetet wurden, — haben uns auch drei ästhetische Schulklassen nachgelassen, wovon, scheint es, die Kantische die bessere ist. Jetzt haben wir noch das ästhetische Lustrum der Naturphilosophaster zu überstehen, eine Zeit der Sprach- und Sinn-Verschraubungen, eine Zeit des für Dichter und Denker leeren Polarisierens und Indifferenzierens von Kunstsätzen, eines solchen Konstruirens des Kunst-All, etwa wie das des Fohi war, der mit zwei verschiedenen Linien das Vollkommne und Unvollkommne, Himmel und Erde, Mann und Weib ausdrückte. Nur einigen wenigen

*) Leipzig bei G. J. Göschen. 1808.

Neuesten gelingt die philosophische Konstrukzion und die poetische Darstellung der lebendigen Welt durch künstliche, ächt mathematische Nachformungen; so wie etwa Rez. als Kind und Rechenschüler zuweilen gesehen, daß große Rechenmeister Berge, Thürme und Schiffe gebauet blos aus Zahlen, welche in Dividier-Exempeln sich in diese große Formen (aber mehr zum Scherze) aufthürmten; und so will Rez. überhaupt nicht leugnen, daß es gewiß unter diesen Allerneuesten manchen gebe, welcher den Cicero und den Virgil zugleich in sich verknüpft, und Gedichte wie Cicero, und Prosa wie (nach Seneka) Virgil schreibt; und hundert ähnliche Früchte mögen schon an manchem uns unbekannten Ast blühen.

Gegenüber den neuesten All-, Nichts- und Ab-Sprechern, gewinnt und erfrischt ein anspruchloses Werkchen sehr, wie dieses ist, das mit Garvescher Ruhe und Klarheit mehrere, obwol der Minderzahl bekannte Grundsätze der Aesthetik vorträgt, entwickelt und zusammenstellt. Der Inhalt ist: I. Ueber Geist und Esprit. — II. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl seines Stoffs. — III. Ideen über Deklamazion. — IV. Ueber Charakter-Darstellung in der Musik. — V. Ueber Wilhelm Meisters Lehrjahre; 1799 geschrieben. — VI. Ueber das Lustspiel. —

Es gibt eine doppelte Aesthetik, die reine und die angewandte, oder man könnte auch sagen, die ideale, oder die im Großen, und die technische, oder die im Kleinen. Wenn nun die ideale, zusammenfassende, z. B. wenn die Tiefe und der Großblick der beiden Schlegel, welche frei den Kunstgeist aus jeder Form und Unform auffassen, mehr den Philosophen und Kritiker anregen und aussteuern: so führt wieder dagegen die technische

und zergliedernde mehr dem Künstler Hülfe zu, welcher — schon im Besitze seines eignen unlernbaren Kunstgeistes, und durch alle Allgemeinheiten und fremde Kunstgeister leichter irre, als reich zu machen — gerade technische Kunstgriffe, mechanische kalte Zergliederungen am liebsten und leichtesten einlernt für schönere Verkörperungen seines Kunstgeistes. Wie wir sonst der idealen Kritik zu wenig hatten, so jetzt der technischen; wovon die schönern Proben in der Leipz. Bibliothek der schönen Wissenschaften vorkommen. Das Publikum selber aber, d. h. der Leser, kann nie genug für die ideale, oder für das Ersehen jedes Kunstgeistes in jeder Kunstform zu- und ausgebildet werden. — Der Verfasser der Ansichten stellt sich, wie zu errathen, auf die technische Seite.

Esprit setzt er Nro. I. dem Geiste entgegen, nach Plattners sehr einführungwerthem, aber nicht genannten Sprachgebrauche, zufolge welchem diesen Geisthaben eigentlich Geniushaben, oder die Kraft einer höhern, allgemein-menschlichen Weltansicht und Welt-Darstellung bedeutet. Dann ist aber die Durchführung solcher Gegensätze zwischen Tugend und Laster. Vergleicher solcher Grundsätze müssen daher, wie die französischen witzigen Antithetiker, so oft mit dem allträglichsten Satze zum pikanten Gegensatz ausholen.

Nro. III. Die musikalische Charakter-Darstellung, zu deren Beweise und Erklärung der Verf. mehrmals ansetzt, fand Rez. nicht bewiesen und erklärt genug. Noch haben wir keine Aesthetik der Musik. Eine identische Vierfaltigkeit von Tonkünstler und Tonkenner, und von poetischem Kenner und von Philosophen müßte

sie liefern. Reichard könnte vielleicht eine Vorschule dieser Aesthetik geben.

Nro. IV. In des Verf. klarem und unbefangenen Urtheile über Göthe's Roman sind so viele innere Sinne für ungleichartige Schönheiten aufgethan, daß Rez. wünschte, der Verf. rezensierte selber, statt sich rezensieren zu lassen. Gerade seine ästhetischen Ansichten fodern für ihre schönste Aeußerung ein festes Objekt, ein Buch, nicht ein Zeitalter oder eine Wissenschaft.

Das Werkchen wird kein deutscher Leser bereuend aus den Händen legen; noch weniger ein deutscher Käufer, denn Druck und Papier sind der eleganten Buchhandlung würdig.

Aladdin oder die Wunderlampe.

Ein dramatisches Gedicht

von

Adam Oehlenschläger.

(1808.)

Daß uns das Bruderland Dänemark drei Dichter zuschickt, welche die dreifache Krone schön unter sich vertheilen, ist eine reiche, freundliche Erscheinung, welche wir durch unsre Gleichgültigkeit gegen die dänische Literatur eben nicht verdienen würden, wenn anders unsere Nazional-Blutverwandten, Dänemark, Schweden und Holland, von uns mehr Achtung gegen sich fodern könnten, als wir gewöhnlich gegen uns selber beweisen; — nämlich wenige. Auch werden übersetzende Nazionen schwer zu übersetzen; uns aber übersetzen jene so stark.

Der Däne Oehlenschläger gibt hier die Wunderlampe, das bekannte Mährchen aus Tausend und Einer Nacht, in Verse, und mehr ins Romantische, ins Erhabene, ins Komische gebracht. Er habe Dank dafür, für diese Um- und Empordichtung eines Gedichts! Will er sämmtliche Tausend und Eine Nächte in Musik seiner

Verse setzen, so dickleibig sie auch ausfallen müßte von ihm. Denn allerdings verschwamm sich der Verf. zuweilen in jene italienische, ja oft in Tieckische Weitschweif- und Weitläuftigkeit — (besonders im Komischen) — welche niemanden so viel zu genießen gibt, als dem Verf. allein. Jede Empfindung wird freilich ungern verstummend oder ihren Selbst-Nachhall zerstörend, von zwei Liebenden im Sprachzimmer an, bis zu zwei Zänkerinnen auf der Schreigasse, und von dem Sentenzen abkürzenden, aber wiederholenden Seneka an, bis zu jungen, ihre Empfindung ausschüttenden Dichtern herab. Allerdings nimmt, und dieß kann rechtfertigen, ein poetischer Gedanken-Aufzug etwas Hohes an, wenn er einem Aufzuge von fürstlichen Wagen gleicht, wovon immer eine gewisse Zahl ganz leer nachfährt, um fortzuprunken.

Doch es anders zu sagen, nur die Sache ergreife den Dichter, nicht das selbstsüchtige Genießen und Ausdehnen seiner Empfindung derselben. Shakespeare war in die Sache verloren, und daher, bei aller Fülle von Bildern und Kräften, nirgend zum Verschwender zerflossen; denn, Himmel! wo hätte auch sonst das Ueberströmen eines solchen Meeres halten wollen?

Gedachte Tausend und Eine Nacht — nicht nur ein Lieblingswerk Montesquieu's, sondern eines jeden Freundes romantischer Dichtung, vielleicht der dramatische Ersatz für den lyrisch-reichen und dramatisch-armen Orient — wäre ganz zu theatralisieren, wenn es mehrere Oehlenschläger gäbe, welche lauter Scheherazaden wären, die den Tod und Schlaf durch Dichten abhielten, und unterdessen doch vom Zuhörer wie die Mährchen-Scheherazade — dreimal schwanger würden,

ordentlich unter dem Vorwande, eignes Leben zu erhalten, neues vervielfältigend.

Gleichwol ist nicht zu wünschen, daß diese glückliche Stoffwahl nun sämmtliche Schreiber zum Nacharbeiten anfrische, und zu Aufhellungen und Darstellungen so vieler hundert Nächte anfeuere, so nöthig es auch einige tausend Autoren haben mögen. Denn wenn, nach Franklins Bemerkung, die Natur mit dem Samen neuer Geburten verschwenderisch ist, und mit der Nahrung derselben so karg: so ist umgekehrt in der Dichtkunst nichts seltener, als neuer Same, d. h. eine neue Fabel, und die größten Autoren gehen in Rotten bettelnd und plündernd, und fallen auf einander selber, z. B. in die Novellen, dann ins weite Land der Geschichte ein; indeß was Nahrungstoff anlangt (sonst Einkleidung genannt), jeder neue Kopf und neue Tag davon genug zuträgt und zuspielt.

Ein rührend schönes Gedicht an Göthe — eine nach dem Phöbus gewandte Sonnenblume — und eine Vorrede voll reiner, heller Aesthetik öffnen, wie eine Eingangmusik, dem Leser Ohr und Auge für das schöne Schauspiel. Nur die Seiten 8, 9, 10 der Vorrede, wo der Verf. die Personen als symbolische Personifikazionen, z. B. der Schwäche, des einseitigen Talents, verkündigt, wären zu ersparen gewesen. Jeder ächt-dichterische Charakter ist von selber symbolisch (wie die Natur sogar,) nur aber vom reichen Leben über bloße allegorische Personen durch unendliche freie Bedeutung erhaben. Durch solche Vorreden werden Rezensenten, welche die hängenden Gärten des Genius mit so viel Geschmack, als das gemeine Volk die Lustgärten der Fürsten durchtraben, ganz irre ge-

trieben; sie wägen jeden lebendigen Menschen des Gedichts gegen das Wort der Vorrede, und schreien darüber, wenn er gegliederter auftritt, als ein Bild.

Das Schauspiel ist in zwei Spiele zerfällt, Thalia und Melpomene, indeß folgt jene dieser weit genug auf die Bühne nach. Er durfte sich dieß als ein Schüler und Freund Shakspeare's, Göthe's und Gozzi's erlauben. Wenn der Schuster Sindbad (S. 524) vor dem Bösewicht Hindbad, dessen ruchlose Predigt sammt den Predigtkritiken (S. 485) humoristisch genug ist, sich selber zu einem Hofnarren abzurichten und einzuschulen sucht, und auf mehrere Einfälle fällt, um damit anzufragen, ob diese einen Narren versprechen, so besteht neben diesem Lachen doch die Erhabenheit und Fürchterlichkeit der nächsten Zukunft. Uebrigens hat dem Verf. der Himmel Sinn und Kraft für das Komische beschèert; ein rein-komisches Gedicht von diesem Dänen wäre eine schöne Weinlese für uns, so wie eine allgemeine Historie aller (eignen) Reisen in humoristischer Prose eine ähnliche Gabe von seinem Landesbruder Baggesen wäre, welcher die Gunstbezeugungen der andern Musen nicht so hoch anschlagen sollte, um darüber der komischen untreu zu werden.

Die Anerkennung der komischen Macht des Verf. leitet auf die seiner sprachdeutschen; denn in einer fremden Sprache ist ein Trauerspiel leichter zu lesen als zu schreiben, als ein Lustspiel, weil das Nazionelle der Sprache, das in der Allgemeinheit des feierlichen Stiles untergeht, sich im Komischen bis zu Individualitäten heraussteigert.

Mit dem glücklichsten Ohre für den Wechsel seiner Versgebäude überwindet er in seinen Terzinen und

Stanzen die Schwierigkeiten, welche die meisten Dichterlinge, ja Dichter der neuern Schule, stehen lassen als Zugabeschönheiten. Doch sei letzteres ohne Tadel für die Schule gesagt. Wer mit Flugmaschinen eigner Schwäche und fremder Versarten (z. B. des Sonets), statt mit eignen Schwingen fliegt, muß freilich in der Maschine in verdrehte Bewegung gerathen. Wenn eben die schönsten Klanggedichte der Ausländer zu Mißklanggedichten bei uns anschlugen: so ist dieß wol weniger Fehler, als Kunst der Dichterlinge selber, welche damit (und nicht unglücklich) den griechischen Priestern nachahmten, die (nach Voß) feindselige Dämonen — und wer ist feindseliger gegen sie gesinnt, als südliche Sprachen und deren Metra — in den mißtönigsten und barbarischsten Formeln anbeteten, um sie zu gewinnen. Doch hat auch Wohllaut an rechter Stelle Werth; wie eben in der Wunderlampe.

Das Werk beginnt mit komischen Menschen und Szenen, spielt sich durch zarte romantische Dichtungen weiter, bis es wie ein Tag beschließt mit immer mehr heraufgehenden Sternen des Erhabenen und Schauerlichen; und man träumt der reichen Farben- und Lichterwelt noch lange nach.

Auch in diesem Gedichte spricht und singt manches Ding, das sonst stumm blieb, z. B. die Lymph a, der Zephyr, die Rache, die Verwesung. So köstlich in einer neuen Satire der Einfall von einem Chore singender Infusionsthierchen ist: so wird doch dieses Zungenlösen stummer Wesen von Autoritäten, wie Aristophanes, Göthe, ältere deutsche Dichter — denen auch Tieck solches, so wie fast sein halbes Selbst abgeborgt

— und was noch mehr ist, von der Macht der Dichtkunst selber in Schutz genommen.

Darf die kalte Fabel Kohlhäupter und Kochtopfe zu sogenannten redenden Cicero-Köpfen aus Holz beseelen: so darf doch wol der Zauberstab des feurigen Drama noch leichter die starre Welt berühren und verwandeln. Darf der Bildhauer ein Abstractum, wie Geduld, Liebe u. s. w., in schweren Stein verkörpern; warum nicht der Dichter sie im leichten, beweglichen Worte? Lebendiger und schöner spricht das belebte Wesen (z. B. in Aladdin das Vögel-Chor), als das Abstractum (z. B. die Verwesung); überhaupt schicke für Verkörperungen der Abstracta die griechische Mythenlehre durch ihr Beispiel uns die Gränzgötter, welche uns nur zu Belebungen von scharfen Charakterpunkten, wie z. B. Liebe, Gerechtigkeit u. s. w., dringen lassen. Verachten wir das Maß: so macht sich am Ende das ganze Todtenreich von Abstracten, die ganzen Basenschaft von Eigenschaften auf, und zieht in die Singechöre und hinter die Sprachgitter, und Leute, wie z. B. „Richtung, Beziehlichkeit, Nebenumstand, Verabsäumung" sprechen frei mit uns.

„Die Verwesung" in Aladdin, S. 497, gehört in dieses Singechor; wie kann diese Verwesung zu den Würmern sagen:

> Arbeitet in der Schichte!
> Daß nächsten-Frühling glänzen kann im Lichte
> Das Blumensilber und Blumengold
> Aus den Smaragden-Matten (?) wunderhold.
> Arbeitet fort, ihr Anatomen kleine u. s. w.

Endlich beschließt die Verwesung so:

Hier aber mein Bemühn
Wird schön belohnt; ich seh' im Geiste blühen
Den edeln Strauß, den bald ein Jüngling pflückt,
Damit die Locken der Geliebten schmückt;
Die Blumen werden geben
So sanften Duft, wie sanft du warst im Leben.

Ein Todesengel, sogar der Tod noch, besser die ruhige Erde selber sage dieß lieber, als die grauliche Verwesung, welche, in so fern sie wäre, an sich selber das Verwesen wiederholt, wenn sie von Entsprießen spricht.

Rez. hebt nach seiner Gewohnheit lieber Schatten-Lichter aus; auch gibt es in einem guten Werke eigentlich statt der Lichter nur Licht.

Ein kleiner, wenn auch gefärbter Schatten mag es seyn, wenn der Verf. in das schöne Nachbild von Gulnarens Schönheit die tödtende Vergleichung bringt:

So wie, wenn sich das Grab eröffnet, und
Den sel'gen Geist zum Paradiese sendet:
So öffnet sie die großen Augenwimpern,
Und sendet auf zum Himmel ihre Blicke.

Aladdins Charakter wird vom Anfange mehr beschattet, als dem Zwecke seines künftigen Interesse günstig ist; und die verschiedenen Entpuppungen desselben springen etwas gewaltsam auf. Seine sträflich ausgesprochene Gleichgültigkeit am Todestage seines von ihm selber ins Grab gejagten Schein-Vaters empört; Leichtsinn entschuldigt nicht diesen Zug, sondern verhütet ihn. Gerade die Leichtsinnigen sind desto stärkerer Rührungen und Bewegungen fähig, je kürzer diese dauern.

Wenn die beiden Feen, Unschuld und Rache, gelassen neben und während der Ermordung der frommen Fatime (S. 480) jene besprechen und nicht verhüten, und die Rache zur Unschuld sogar sagt:

Hör', hörst du, wie sie ängstlich schreit?
Sie stirbt — und wir! Ha, Schwester, Schand' und Spott!

so könnten beide in ihrer allegorischen Leerheit eben so gut Sempronia und Titia heißen. Wenn aber vollends die Unschuld der Rache den Rath ertheilt, dem Mörder einen verrätherischen, ihn aufreibenden Wunsch und Vorschlag einzublasen, und die Rache anfangs sich darüber verwundert: so sind beide so in und durch einander verwachsen, daß man nichts mehr an ihnen unterscheidet, als durch den Druck des Amsterdamer Industrie-Komptoirs ihre Namen. Doch genug solcher Zeilen! — Dank gebührt der Kraft, welche, ohne einen Uebersetzer, gleichsam auf eine Länder-Gränze gepflanzt, über zwei Nazionen zugleich den Ueberhang seiner Blüten und Früchte ausbreitet. Die Zeit wird ihn noch mehr, gleich einem Diamant, zugleich verdichten und verdurchsichtigen, und er wird immer mehr statt des Zauberspiegels, welcher nur vergangene und künftige Gestalten weist, den Zauberstab halten lernen, welcher die Gestalten verwandelt, es sei wie Circe, oder wie der jüngste Tag.

Ein Gastmahl.

Reden und Gespräche über die Dichtkunst,

von

Ferdinand Delbrück.

(1809.)

Von dem philosophischen Gespräche, diesem eigentlichen philosophischen Gedichte, liefert die neuere Zeit wenig Muster, nicht einmal Theorieen; sie behilft sich mit dem blossen Leben und Uebersetzen Platons. Gleichwol gibt gerade diese, auf den Reichsgränzen der Philosophie und der Dichtkunst spielende Darstellung dem Geiste am meisten Freiheit und Flügel zur Philosophie, weil sie die Wahrheiten, wie die Dichtkunst die Menschencharaktere, in der Freiheit ihrer Vielseitigkeit sich zeigen und wenden läßt. Das philosophische Gespräch will dem Leser nicht etwa zehn oder funfzehn Wahrheiten als Resultate mitgeben (eigentlich nicht sowol Wahrheiten, als die Wahrheit suche der Mensch), sondern ihn in dem Streben, sie zu suchen, in der Kraft, sie zu finden, üben; daher es, wie die Tragödie das Herz, so den Kopf reinigt, indem es den Zuschauer über den Helden schweben läßt. Aber die Lobrede des philoso

phischen Gesprächs ist zugleich die Erklärung seiner Seltenheit. Nur Freigeborne bilden Freigelassene, nur Geister, welche, wie Platon, über dem uneinigen Ganzen stehen, können die Chorführer antiphonirender Chöre seyn. Lessing, so oft mit Systemen wechselnd, und die meisten bekriegend und beschirmend, war nicht nur zu einem solchen philosophischen Sprecher geboren, sondern auch mehrere seiner schönsten Werke (z. B. über die antike Abbildung des Todes, oder die Zusätze zum Fragmentisten) sind eigentlich philosophische Selbergespräche, welchen dazu nichts, als die bloße Einschaltung mitsprechender Namen abgeht.

Untersuchende Gespräche brauchen übrigens, wie man an den Platonischen sieht, nicht stets mit einem besondern Resultate von Ausbeute zu schließen, zu deren Hervorgrabung etwa sämmtliche Sprechgesellschaft angestellt worden; es ist genug, wenn jeder Mitredner eine andere Seite der Wahrheit spiegelt, oder wenn er uns zwingt, Farbe und Wiederschein seiner Eigenthümlichkeit von dem reinen Diamant der Wahrheit abzusondern. Aber dieses Verstecken oder Entfernen des Resultats scheint der deutschen Treue, Stoff- und Wahrheitliebe und Unbehülflichkeit so zuwider und so aushungernd zu seyn, daß uns daher solche Gespräche, so wie der ähnliche Skeptiker, seltener zufallen, als z. B. den leichten Griechen. Wir wollen die Wahrheit vom festen Glasspiegel eines Systems gezeigt erblicken, nicht von dem beweglichen Wasserspiegel des Drama, welcher durch sein Zittern und Wogen die ruhigen Blumen und Bäume des Ufers reizend schwanken läßt.

Daher greifen die meisten philosophischen Gesprächschreiber dem deutschen Leser, welcher, wenn er aus dem

Buche heimkommt, doch irgend einen gewonnenen Finalsatz, ein Ultimatum vorzuweisen haben will, dadurch mit Glück und Liebe unter die Arme, daß die mitspielenden Personen ihres Monodrama's eigentlich nur leblose, in Bühnenkleider gesteckte Einwürfe, schwerfällige, eingelernte Ja's und Nein's sind, so daß niemand am Leben oder der eignen Meinung ist, als der Verf. allein, wie etwa in den alten Schuldramen der Jesuiten der eine Schüler den Accusativus, der andere den Dativus spielte, der dritte irgend eine Partikel.

Aber auf diesem Wege muß Rez. sich umkehren, wenn er dem würdigen Verf. dieses Gastmahls begegnen will. Was sich in diesem dem Leser am schönsten und längsten darstellt, und ihn, wie unter einem Musenliede, leise wiegt, dieß ist der griechische Sinn und Geist in Sprache und Ansicht, welcher als das Ansprechen einer Aeolsharfe oft sogar bei einiger Dürftigkeit und Einsilbigkeit des Textes melodische Freude gewährt. Die Kunst des Dialogs, sogar der Charaktere, erläßt man zu willfährig. Letztere scheinen mit wenigen Ausnahmen (Keralds, Bilibalds) mehr darum zu dem Gastmahle eingeladen, damit jeder eine gute ästhetische Bemerkung zum Lobe der Poesie ausspreche. Am wenigsten erwarte man also hier auf dieser Gasttafel eine neue Geschmacklehre aufgetischt.

Einen Bauriß des dialogischen Gerüstes wird man dem Rez. erlassen; ein Nachen auf dem Wasser, ein Abendtisch, ein Gemälde der Dichtkunst an der Wand, und die Windharfe, und am Morgen die Morgensonne — an diese Handhaben der Körperwelt werden die Aussprüche gehangen. Aber auch in den besten philosophischen Gesprächen findet man nur ähnliche, lose

Anknüpfungen an die Wirklichkeit, so daß man die nämliche Sprechtruppe ihre Urtheile könnte eben so gut als in einem Speisezimmer, abspielen lassen in einem Tanzsaale, oder in einer Kirche, oder auf einem Marktplatze, mit wenigen Veränderungen.

Strenger indeß genommen, müßte durchaus zwischen dem erwählten Schau- oder Hörplatze und zwischen dem Gespräche irgend eine vorher bestimmte Harmonie oder Disharmonie zuletzt sich offenbaren.

Nach einer wahrhaft begeisterten Rede über Liebe und Dichtkunst, beide in Wechselwirkung gemalt, wird S. 49 etwas über das Komische vorgebracht, was wenigstens Rez., welcher diesem seit zwanzig Jahren nachforscht, ein wenig seicht und matt vorkam. Es heißt: „die komische Dichtung besteht darin, (daß sie) durch den Schein des Wesenhaften zu täuschen (täuscht), nur um die Täuschung wieder aufzuheben; eine Reihe Erscheinungen zu bilden, nur um sie wieder zu vernichten;" ein Nachsprechen einiger neuern Vorsprecher über die Komödie. Mit welchem Scheine des Wesenhaften ist dann zu täuschen? und auf welchem Wege ist derselbe wieder aufzuheben? Hier müssen Vor- und Nachsprecher das Wort komisch beiflicken, um zu bestimmen; und folglich haben sie nichts bestimmt. Ferner schlösse ja Aufhebung des Scheins alles Komische wieder mit Ernst zu; und endlich, was heißt denn Vernichten der Erscheinungen, in so fern dasselbe vom Tragischen und Lyrischen verschieden seyn soll? Wie darf vollends (auf S. 42) das Lachen des Körpers dem Komischen des Geistes, welche beide nicht nothwendig einander begleiten, sich nahen, blos um eine verrenkte Sachbeschreibung zu erläutern oder zu beweisen? Was hat das Lachen bei

dem Kitzel der Fußsohle, oder das tödtende bei Wunden des Zwerchfells, mit irgend einer Vorstellung des heitern Komischen der Kunst für Gemeinschaft? Wozu noch der Umstand kommt, daß der sich an Fußsohle oder Zwerchfell Todtlachende keinen fremden Gegenstand haben kann, welcher durchaus zum geistigen Lachen gehört. Soll der Körper der nachspielende Ausleger der ästhetischen Seele werden: so nehmt, oder entrückt auch der tragischen Rührung dadurch ihre ästhetische Gestalt, daß ihr aus der Physiologie die Verzerrung des Weinens, das noch dazu mit der Familienähnlichkeit des Lachens abstößt und den Krampf der schluchzenden Lunge herbeiholet. „Aber (fährt Hr. Delbrück fort) beobachtet einen Menschen, der in der Betrachtung des Schönen begriffen ist. Mit erweitertem Auge, halbgeöffneten Lippen und erhobner Brust steht er da, ernst, still, in sich gekehrt, leise athmend. Er scheint höher von Wuchs und völliger von Gestalt." Nicht viel anders, als dieser Betrachter des Schönen, produzirt ein vom Schlage getroffener Mann seine Gestalt (der Gehenkten nicht einmal zu gedenken), und sogar länger und schwerer hat ihn der Tod, als der Schlaf gemacht. Ueberhaupt mischen und verarbeiten wir Seele und Körper zu sehr in Eins, über die Gränzen der Gesichts-, der Schädel- und anderer Gliederlehrer hinaus; über Shakspeare's und Swifts Angesicht zieht das Gelächter über die Welt, und es bleibt ernst; auf dem Antlitz eines Pascals wohnt ein heiliger Himmel, es bleibt auch ernst; nicht den ganzen Geist kann der Leib, nicht den ganzen Gott die Schöpfung aussprechen.

Weit besser als die Erklärung des Komischen, glückt dem Verf. die Einführung eines komischen Charakters,

des Weltmanns Wilibald. Der prosaische Hof- und Schneemann tritt mitten in die warme, lobpreisende Feiergenossenschaft der Dichtkunst ein, und tritt ihr bedingt bei, da er selber in seiner Jugend, um, wie der Poet Voltaire, in Fürstengunst sich zu schwingen, auf poetische Bilder, Reime, Wörter, Inversionen, kurz auf Sachen sich gelegt, welche in Prosa nichts taugen und sagen. Das Musenpferd, als Zentaur so oft der edlere Theil, sollte sein Hofklepper und Filialpferd werden, und sollte eine Roßmühle der Ernährung bewegen. Als er aber vernommen, daß sogar Voltaire von Friedrich II. nur als Verse-, nicht als Geschäftmann gebraucht und geachtet worden, so that er sogleich seiner poetischen oder göttlichen Natur Gewalt an, und griff zu seiner menschlichen oder prosaischen, und hielt sich daran, und warf auf immer die Musen ins Feuer. Schon die bloße Erscheinung eines solchen kalten, bereiften Widersachers, mitten unter warmen Klubbisten, wovon jeder als Gegensatz dasitzt, bricht, ohne ein Wort von letzteren, in den Schlag des Komischen aus. Dabei beschenkt noch den Schriftsteller der Tausch einer langen Anspannung gegen eine entgegengesetzte mit neuer spielender Kraft.

Rez. kommt endlich, fast spät, von diesen Seitenwegen auf den leichten Hauptgang des Kunstgartens zurück, oder auf die Begeisterung für den Musengott, mit welcher alle Brüder-Redner und Schwester-Rednerinnen, jedes auf eigne Weise, die Opferschalen alter seliger Gefühle im gemeinschaftlichen Tempel der Freundschaft vor die Musen bringen. Sie kommen alle vom Musenberge herab, fast wie trunken von seiner Wein- oder Traubenlese. Indeß theilen sie leicht eine Berau-

schung, welche, soweit man sich zum Homer zurückrechnen kann, weniger Stunden lang, als Jahrtausende lang dauert, wie alle Völker bis zu Herder bezeugen. Freilich sagen auch hier die Schöntrunkenen leicht dieselbe Sache zweimal, und finden mehr zum Trinken, als zum Beweisen Zeit.

Einige feine Bemerkungen des Verf. über Klopstocks Messias mögen hier stehen (S. 96): „Jenes (das Lautmaß der Alten) verbreitet die Aufmerksamkeit gleichförmig auf alle Theile des Gedichts, wie über eine Fläche: dieser, der Gleichklang (der Reim), heftet sie auf einzelne Punkte; jenes erhält uns im Zustand der Betrachtung, dieser versetzt uns in den Zustand eines bestimmten Gefühls; jenes gibt Umriß, wie in der Malerei die Zeichnung, dieser Ausdruck, wie in der Malerei die Färbung.“ Daher, glaubt er (S. 97), wäre für die Messiade, deren Schauplatz das Innere des Menschen ist, und deren Erscheinungen sich nur gläubig ahnen, nicht begreifen lassen u. s. w. der Gleichlaut der Stanze besser und vortheilhafter für das feierliche Helldunkel gewählt gewesen, als der Hexameter. S. 91 sagt er von ihr: „Eine christliche Seele sucht Gott nicht außer sich in der Natur u. s. w.“ Sie sucht ihn in sich, in der Einsprache des Gewissens, in den ihr inwohnenden Ideen des an sich Wahren, Guten und Schönen. „Daher schaden der Messiade, fährt er fort, gerade ihre Erhabenheit (S. 92), die vielen erhabenen Schilderungen von der unerreichbaren Hoheit des göttlichen Wesens, welche die Einbildungkraft ermüden und uns gewaltsam fortreißen von da, wo wir einheimisch seyn sollen, und uns in dem Maße von Gott entfernen, als sie uns von uns selber entfernen.“ Nur in das

Lob (S. 87 u. s w.), daß Klopstock den Muth gehabt habe, die Religion in reiner, anbetungwürdiger Gestalt aus dem damaligen orthodoxen Wuste zu ziehen, stimmt Rez. weniger ein; vielmehr hat er durch die theoretische Annahme und poetische Ausmalung aller und der größten orthodoxen Unbegreiflichkeiten den Kopf des Lesers zum breitern und hitzigern Kampfplatz zwischen Verstand, Phantasie und System gemacht, als irgend ein trocknes farb- und lichtloses Kompendium thun kann.

Noch einer schönen Bemerkung sei hier Platz vergönnt: (S. 105) „In dem Maße, in welchem der Charakter der alten Poesie plastischer war, als der neuere, war der Vortrag derselben musikalischer und näher dem Gesang; und in dem Maße, in welchem der Charakter der neuern Poesie musikalischer ist, als der alten, ist der Vortrag derselben plastischer, und näher dem Gespräche. So wird das Gleichgewicht hergestellt, und die Rechte der Poesie bleiben ungekränkt.“

Eines kleinen Flecken, oder Schattens, oder Halbschattens werde noch gedacht. Von S. 191 bis 215 hält Platon durch den Champion Osmund sein allbekanntes, und darum hier zu langes Turnier gegen die Dichtkunst. Noch seltsamer wird er besiegt. Der Gegenredner Arnold erzählt, er habe einst der wunderbaren Velleda (die Gesellschaft kenne sie schon, sagt er S. 220) erzählt, daß einer ihm in einer Leseanstalt mit Spott eine Widerlegung Platons über die Dichtkunst zugemuthet, darauf habe ihm Velleda erzählt, wie sie einen Fremden, der sich auch in Platons Ausfall nicht zu finden wußte, gerathen habe, zu Anhängern Platons, gleichfalls einem platonischen Verächter der Poesie, welchen Sophokles Oedip mit seinem Platonismus ent-

zweiet habe, bis ihn (erzählte der Korinther) ein Fremdling mit sich und Platon wieder in Einigkeit gebracht. Dieser Fremdling endlich (es ist der zweite, der den ersten bekehrt, und der uns alle endlich von dieser langweiligen Entdeckungreise nach einer halbleeren Antwort erlöset) hebt die Dichtkunst wieder auf ihren Thron (S. 241 u. s. w.) hauptsächlich dadurch, daß er zeigt, wie der Dichter durch die innige Verknüpfung aller Theile zu einem Ganzen das erreiche, was der Philosoph immer umsonst suche, indem letzterer nie den Zusammenhang zwischen einer gegebenen Anzahl von Erscheinungen erforschen könne. „Wenn man nun (setzt er S. 241 hinzu) den Wissenschaften die Kunst entzöge, wäre nicht zu besorgen, sie möchten bis auf die Ahnung auch das einbüßen, wovon jene die würdigsten Sinnbilder aufstellt, sie möchten unter stetem Handhaben der Stückwerke ihrer eigenen Arbeit die Idee von Einheit, Zusammenhang und Vollendung dergestalt verlieren, daß sie ohne diesen Leitstern in dem Labyrinthe der Erscheinungen umherirrend, wie Wahnsinnige immer suchten und suchten, ohne zu wissen was, bis sich endlich ein liebevoller Dichter ihrer erbarmte, und ihnen zum Selbstverständnisse verhälfe?“ Nämlich zum Beispiel einem Spinoza, Leibnitz, Pyrrho, Kant. Doch der Leser deckt sich leicht den seltsamen Trugschluß auf, welcher das philosophische Auflösen aller Erscheinungen in eine absolute Einheit mit dem dichterischen Verketten einiger zu einem vielgliedrigen Ganzen vermischt.

Einige Sprachvergeßlichkeiten merkt Rez. noch an, erstlich weil der Verf. so sprachrichtig ist, und zweitens, weil so wenig deutsche Schriftsteller es sind, wenigstens unter den genialen nicht drei. S. 13 steht der Doppel-

fehler: „zum Arnold und der Bertha;“ ferner S. 21: „Theoda mit der Bertha;“ endlich S. 101: „Alle Menschen unterscheiden in sich zwei entgegengesetzte Zustände, den Zustand allgemeiner Betrachtung und eines bestimmten Gefühls.“ Denn es muß entweder „Zustand“ weggelassen, oder vor Gefühl wiederholt werden.

Begegne uns der milde, ächtkritische Verf. bald wieder, wende aber seine Kraft nicht gerade immer an geliebte und zu sehr geliebte Schriftsteller, sondern einmal an andere, an welchen er Eigenthümlichkeiten, wenn nicht zu bestreiten, doch zu verschonen hat; sein griechischer Genius wird ihm immer mit der Flöte nachfolgen, womit die Sparter ins Bekämpfen gingen.

Darstellung des Wesens der Philosophie

von

Friedrich Köppen.

(1810.)

Der längst als trefflicher Jünger Jakobi's bekannte Verf., wozu freilich etwas mehr gehört, als der Nachklang aus einem, oder die Resonanz in einem leeren Lehrgebäude zu seyn, reift auf seinem festen positiven Boden fort, und entwickelt sich immer freier.

Von diesem bedeutenden Werke, welches eigentlich eine enzyklopädische Darstellung der philosophischen Verhältnisse aller Wissenschaften ist, will Rez. wo möglich einen Auszug geben. Einleitung. Diese schöne, ein wenig zu blütenreiche Geschichte der neudeutschen Philosophie verspricht nicht genug die auf sie folgende Ideenstrenge; aber Einleitungen werden im Genuß der vollen Uebersicht aller nachher mitgetheilten Ideen geschrieben; daher ständen sie besser an dem Orte, wo auch der Leser diese Begeisterung theilen könnte, am Ende.

Freiheit. Die Freiheit ist das Unbedingte, oder Absolute, die Wirksamkeit, die durch sich selber, nicht durch Verhältnisse anfängt; daher principium essendi

et cognoscendi auf einmal; das sich selber Bestimmende muß zugleich ein Erkennendes und ein Handelndes seyn. Wille, ohne etwas zu wollen, d. h. zu kennen, und Erkennen, ohne etwas erkennen zu wollen, sind unmöglich. Es gibt daher von der Freiheit keine Erweislichkeit und Begreiflichkeit, weil sie über allen Bedingungen beider, über den Verhältnissen steht. Aber sie hat unmittelbare Gewisheit als Thatsache, welche nur die Mutter, nicht die Tochter der Demonstration seyn kann. Nur sie, als das Selbständige und sich selber Bestimmende, kann Regel geben, Gesetzmäßigkeit, folglich, durchführt gedacht, Nothwendigkeit. Jede freie That ist Anfang durch sich selber, und wir hätten ohne das Selbstbewußtsein unserer Handlungen gar keine Vorstellung von einem absoluten Anfange. — Von allen Kräften in und außer uns sind wir uns blos der Wirkungen bewußt, nur bei der Freiheit aber der Wirksamkeit. Die unbedingt freie Wirksamkeit (indem ich frei bin, bin ichs unbedingt), die nur Gesetze gibt, nicht empfängt, ist die göttliche Selbstbestimmung, ist Persönlichkeit, daher gibts nicht ein blos Göttliches, sondern einen Gott. — Persönlichkeit kann nicht als etwas Individuelles der Vernunft, als einem allgemein Menschlichen, entgegengesetzt werden. Die Freiheit, als ein Unbedingtes, ist weder allgemein, noch besonders zu nennen; allgemeine Vernunft ist so unpassend, als allgemeine Persönlichkeit (S. 40, neu und wahr!). Es gibt kein allgemeines Leben, nur ein Leben des Besonderen, kein Sein der Totalität, nur der Theile. Das Absolute ist von allem diesen zusammen nichts, sondern, als Gegenstand unmittelbarer Erkenntniß, durch keine Begriffe bestimmbar.

Die Unbegreiflichkeit jeder freien Wirksamkeit gilt am stärksten für die göttliche, als Schöpfung, bei welcher der stets nur vermittelnde Begriff fruchtlos Unendliches mit Endlichem mischt. (Rez. hielt immer den Gedanken, der am Ende ja auch freie, obwol innere That ist, oder vielmehr die einzige, und der Vater eben jeder That, für den Wiederschein und Wasserspiegel der schöpferischen Ursonne; denn der Gedanke, eigentlich die Gedankenreihung, wird von uns nach Absicht und Willen erschaffen, und doch nicht vorausgesehen, weil sonst das Schaffen unnöthig wäre; so wie umgekehrt im Traume die Gedanken uns, nicht wir sie haben).

Von der Vernunft. Sie, im adjektiven Sinne, vernimmt (nicht beweiset) das Wahre und Gott unmittelbar; im substantiven ist sie Freiheit und Göttliches selber.

Menschliche Individualität. Die äußere Welt, also unsere Abhängigkeit davon, wird uns durch den Sinn als Anschauung eben so unvermittelt gegeben, wie das Unbedingte, also die Unabhängigkeit durch Vernunft als Idee. Wie unser Leben eines zwischen Gott und Welt, so unsere Erkenntniß zwischen Idee und Anschauung; und folglich fängt jede Philosophie dualistisch an. Die Schellingsche, die Letzteres nicht seyn will, spricht Sein nur dem Absoluten zu, dem Endlichen blos erscheinende (also nicht sagende) Form des Absoluten, und macht sonach das Nichtsein zur Möglichkeit und Ursache aller Verhältnisse und aller Individuation. — Die Reflexion, weder Ideen noch Anschauungen erzeugend, und des Synthesierens unfähig, bestimmt blos die Relativität von Verhältnissen jener beiden. Jede Philosophie wird daher, wegen ihres

dualistischen Anfangs Reflexion-Philosophie. Will die Reflexion nun die schon gegebenen Verhältnisse selber vermitteln und schaffen, so erklärt sie entweder als Idealismus die objektiven aus subjektiven, oder als Realismus die subjektiven aus objektiven, oder als Identizismus aus Abstrahiren von beiden, d. h. aus dem Nichts. (Hier eine schöne Erläuterung durch das Auge S. 65, zumal S. 67).

Von der Bewegung. Blos durch sie greift die Freiheit in die äußern Verhältnisse ein, nur Geister bewegen zuerst. Keine Bewegung kann, als bedingt von Verhältnissen, unendlich (infinitum), obwol eine unbestimmte (indefinitum, oder infinitesimal) seyn; Zeit und Raum und Bewegung messen einander gegenseitig und zugleich; daher ist von diesen dreien, gegen Kant, keines ohne das andere anschaubar. Daher fällt mit der unmöglichen Unendlichkeit der Bewegung auch die der Zeit und des Raumes hinweg. Nur das Bewußtsein unserer unzeitlichen und nicht-räumlichen Freiheit täuscht uns mit einer Unendlichkeit von Zeit und Räumlichkeit, woraus sich die endliche entwickelt. Objektive Realität setzt Objektivität der Bewegung, und also, gegen Kant, die ihrer beiden Maßstäbe voraus. Die mathematische Evidenz kommt daher, daß wir die Bewegung, wodurch die Figur konstruirt wird, selber erschaffen, aber Gott und Freiheit entbehren dieser Evidenz, da sie nicht unser Werk sind.

(Um der Bewegung, als einer blos empirischen Wahrnehmung, dennoch die apodiktische Gültigkeit zu retten, beruft sich der Verf. S. 85 u. s. w. auf unser Konstruiren und Schaffen derselben; aber aus diesem und aus dem Anschauen meiner sinnlichen Handlung

kann ich so wenig, als aus dem einer fremden sinnlichen, auch Freiheit und Nothwendigkeit kennen, zumal da ja keine äußere mathematische Figur der innern rein entspricht, und er mit dem Ausspruche, S. 166, „daß es keinen noch so genau geformten realen Körper gebe, welcher der mathematischen Konstruktion im Raume gleich komme,“ sich selber entzweiet, indem in der Wirklichkeit mathematische Linie ohne Breite, Punkt ohne Umfang, Fläche ohne Kubikinhalt nicht darzustellen sind.)

Da jede Wirksamkeit und Erschaffung uns nur als eine in den Verhältnissen durch Bewegung anschaulich, und also nur meßbar durch Zeit und Raum ist, so leihen wir der göttlichen, als Schöpfung, gleich falsch Anfang, oder Ende, oder Ort. Ursache und Wirkung setzen, absolut genommen, sich als eins zugleich, und nur die sukzessive Reflexion rückt beide durch Zeit auseinander (wie Jakobi schon gegen Mendelssohn bemerkte.)

Beschaffenheit aller menschlichen Erkenntniß. Diese, unter Verhältnissen entsprungen, richtet sich daher nur auf das Endliche; im Unendlichen gibts letztere nicht. Aber durch die Aufhebung einer absoluten Erkenntniß wird darum nicht eine nothwendige Erkenntniß aufgehoben, welche sich nach den Gesetzen der Verhältnisse wissenschaftlich richten muß. Das Dasein dieser Gesetze wird objektiv vom Schöpfer einer endlichen Welt, und subjektiv durch unsere wirkende Freiheit gegeben; jede wissenschaftliche Erkenntniß ist daher objektiv und subjektiv zugleich, d. h. die mathematisch-objektive wird zugleich eine subjektiv-logische; aber auch umgekehrt. Daher ist jede Erkenntniß zugleich a priori und

a posteriori, jenes durch Eingreifen der Freiheit, dieses durch Gegebensein endlicher Verhältnisse; in der Bewegung, obwol nur sinnlich-objektiv, also empirisch, erkennen wir doch apodiktische Evidenz, mithin scheidet die reine Erkenntniß von der empirischen sich nicht wie Nothwendigkeit von Zufälligkeit. — Wissenschaftliche Einsicht ist eine aus Gründen, d. h. aus der Nothwendigkeit der Folge. Daher ist die Freiheit, die selber der Grund aller Nothwendigkeit ist, nicht zu begründen. Die Totalität einer Wissenschaft gibt den wissenschaftlichen Grund zur einzelnen nothwendigen Folge, als zum Theile daraus. Die Wissenschaft steigt daher ewig zwischen Theil und Ganzem, oder Besonderem und Allgemeinen auf und ab. Daher gibts keine Wissenschaft des Absoluten, das jede Totalität ausschließt. Für die einzelne Anschauung gibts keinen Grund, weil ihr das Allgemeine fehlt, dessen Tochter und Theil sie wäre. So bleibt z. B. die Erkenntniß der Schönheit wissenschaftlich unbegründlich, aus Mangel einer Totalität der Schönheit, von welcher jedes einzelne Schöne ein Theil wäre; hingegen von einem schönen Individuum, als einer kleineren Totalität, kann die Schönheit der Theile begründet werden. Durch ein Taschenspiel von Wechsel mit Abstrahieren von den Theilen, die sie involvierend vernichtet, und durch Reflektieren auf die Theile, die sie evolvierend herstellt, läßt man die nothwendige Erkenntniß die absolute spielen: das Bemerken das Erschaffen.

Sphäre der Begreiflichkeit und der Unbegreiflichkeit. Keine Anschauung, noch Idee ist Totalität oder Theil; beide letztere entspringen nur aus relativen und verglichenen Verhältnissen, also aus Re-

flexion, **unbeschadet** beider objektiven Realität (dieser wichtige Satz, S. 110 u. s. w., wird trefflich erläutert und erwiesen); z. B. nur menschliche Individuen werden angeschaut als Theile zum abstrakten Ganzen, Menschheit, so wie nicht die Welt, nur deren Theile; mithin kennen wir nur aus Theilen das Ganze, aber nicht aus diesem jene: was jedoch den Begriff, nach Aristoteles Regel totum parte prius esse necesse est, stets zum Begreiflich-Machen nöthig hat, indem er aus dem nicht angeschauten Ganzen die angeschauten Individuen erklärt, weil er irrig meint, so wie die sukzessiven Anschauungen sich zu einer idealen Einheit verknüpfen, und **werden**, so entständen auch die realen Dinge sukzessiv aus einer von keiner Anschauung getragenen Einheit, als der Ursache. Daher der Irrglaube an ein Sein der Totalität, das im besondern Sein nur theilweise erschiene, oder an ein allgemeines Leben, als einen Grund jedes besonderen.

Die Sphäre der Wahrnehmung ist daher die der Unbegreiflichkeit; die der Begreiflichkeit ist Vergleichung der Verhältnisse des Wahrgenommenen. Die nothwendigen Verhältnisse geben den Grund der besondern, und sind entweder logisch oder mathematisch, können aber sich nicht wieder aus Logik und Mathematik begründen, sondern fangen mit Axiomen an. Jedes Denken ist daher ein **Nachdenken** nach Wahrnehmungen. **Möglichkeit** ist ein Begriff, den Verhältnisse der Anschauung bewähren können; **Unmöglichkeit** ein ihnen widersprechender. Mithin gibts für das, über Verhältnisse erhabne Unbedingte weder Möglichkeit, noch auch eine von der Anschauung bewährte Wirklichkeit.

Der Verstand ist das Vermögen des Gleich- und des Ungleichsetzens, d. h. des Setzens der Einheit und der Vielheit. Logik ist die Wissenschaft der Gesetze davon. Durch die Logik aber die Wissenschaft zu erweitern glauben, hieße aus den grammatischen Gesetzen einer Sprache die Kunstwerke derselben zu erfahren hoffen. Die logischen Gesetze sind 1) Thesis, oder Annahme eines gegebenen Objekts, 2) Antithesis, oder Ungleich-, 3) Synthesis, oder Gleichsetzung; und die kantische Kategorientafel enthält blos diese Gesetze. — Die Wissenschaft konstruirt nicht den Gegenstand, sondern nur das besondere Gesetz für denselben aus der allgemeinen Gesetzmäßigkeit; der Mathematiker nicht die Thatsachen: Bewegung, Raum und Zeit, sondern nur die Gesetze derselben darin. Nichts weiter als die logische Thesis, Antithesis und Synthesis findet der Verf. in der Wissenschaft- und in der Identitätlehre.

Organismus des gesammten Wissens. Glauben ist auch Wissen, nur aber eines auf den unbegreiflichen Wegen der Idee und der Anschauung gewonnen, und alles Wissen setzt jenen, der das von Vernunft und Sinn Gegebene ergreift, voraus. — 1) Idee, 2) Anschauung, 3) Begriff, sind die drei Erntefelder der Wissenschaft. 1) Idee von der Vernunft wahrgenommen, nicht geschaffen, ist eigentlich nur Eine, Gott; denn es kann nicht mehrere Unbedingtheiten, oder Ideen geben, und Wahrheit, Güte, Schönheit machen nur die Gottheit Gottes. Die Posizionen der Idee verhalten sich negativ gegen die des Begriffs, und umgekehrt, seine gegen ihre, z. B. die Idee Gottes enthält für den Begriff lauter Verneinungen alles Endlichen (wie Robinet unwissend am besten

durchgeführt); die Idee der Wahrheit verneint den Unterschied zwischen Vorstellung und Gegenstand, welche beide der Begriff von einander entfernt, und wieder als Subjekt und Objekt nähert, aber nie in einander fallen lassen kann; sogar die Idee des Guten wird nicht durch irgend eine Zusammenstellung von Verhältnissen begreiflich, da diese sich auch dem Bösen zustellen können. Die Idee verneint alles Wesenhafte, oder Unwandelbare des Begreiflichen; der Begriff umgekehrt jene mit allem ihren Inhalt. Die Idee offenbart sich dem Begriff als Gefühl der Ahnung, die Anschauung sich als Empfindung (diesen ächten Stern der Weisen zeigt der Verf. S. 140 zu sehr hinter Wolken). 2) Anschauung. Auch sie, obwol unvermitteltes Dasein nur endliche Gegenstände wahrnehmend, verhält sich negativ gegen den Begriff, den Daseins-Leugner. Die Anschauung, als Setzung der Einzelheit, leugnet dem Begriffe, dem Gleichsetzer der Einzelheiten, die Allgemeinheit; die eine schreitet von Theilen zum Ganzen, der andere aus diesem zu jenen, die eine zeigt sukzessives Enstehen und Vergehen, der andere die Unveränderlichkeit seines Abstractums u. s. f. Für die Anschauung gibts nur individuelle Einheit, weder Substanz, noch Accidens; für den Begriff a) Substanz, d. h. Gleichsetzung verschiedener Individuen, b) Accidens, d. h. diese Individuen selber, als deren zufällige Modifikazionen; und dem Begriffe ist die materielle Welt nur Eine Substanz, alle Kräfte nur Eine Grundkraft.

3) Begriff ist der Ausleger zwischen Anschauung und Idee; nur wolle der Philosoph nicht den Text durch die Auslegung entbehrlich machen. Der Verstand, als blos solcher, hebt in seiner Indifferenz gegen alles reale

Wissen sogar den Unterschied zwischen Bejahen und Verneinen auf; sogar sein Gleich- und Ungleichsetzen wird er eigentlich unterlassen, weil er im Mangel des Inhalts nur Worte, und da diese nichts bezeichnen nicht einmal diese behält; und bloße Verständigkeit wird daher Unverstand.

Zusätze zum vorigen. Die Idee einer Bewegung ist zugleich die Anschauung derselben, und umgekehrt beide darstellen, erschöpfen sich gegenseitig. Daher ihre wissenschaftliche Evidenz. Geht hingegen die Idee nicht ganz in der Anschauung auf, oder diese nicht in jener, so ergänzen beide ihre Sichtbarkeit durch das Gefühl, welche Verschiedenheit eben darum der Wissenschaft in der Reflexion eine unauflösliche ist. „Auf ähnliche Weise, wie die Produkzion der Bewegung, ist auch das moralische Handeln ein unmittelbares Eingreifen der freien Wirksamkeit in äußere Verhältnisse; die tugendhafte Handlung ist das Produkt (S. 148). (Auch die lasterhafte ist dasselbe Eingreifen; und worin unterscheidet sich denn äußerlich moralisches Bewegen vom mathematischen? Und ist denn nicht Wollen des Eingreifens schon ohne alles Eingreifen moralisch vollendet, d. h. gewollt?) — so ist in der Kunst Idee des Schönen eins mit schönem Produkt, wie Idee des Guten mit der guten Handlung, und die Beweise dieser Einheit sind identisch. Aber dem Begriff und der Sache mangelt Identität, deren Ersatz daher der Beweis vermittelt.

Geschlecht der Wissenschaften. Aus dem vorigen und aus dem folgenden zu errathen.

I. Mathematik und Logik. Beider vollendete Wissenschaftlichkeit ist nicht Folge, sondern Mutter ihrer Methode, da sie beide auf Thatsachen, als ihren

Axiomen, beruhen, also auf Glauben an jene. Wie Mathematik Kombinazion abstracter Größe, so ist Logik die abstracter Begriffe, und in so fern ist das logische Denken ein Rechnen, und umgekehrt, die mathematische Konstrukzion ihrer Gegenstände in der Wirklichkeit selber. Eben darum ist die mathematische Methode unfruchtbar, unanwendbar auf alles Unbedingte (wie, setzt Rez. dazu, Lamberts Architektonik leider am besten beweiset); denn hier bezieht sich der Glaube auf den Urgrund aller Thatsache; der metaphysische Gegenstand ist nicht zu konstruiren. „Der Kreis des Glaubens ist nicht aufzuheben, wenn gleich seine Quadratur für das begreifliche Wesen vergebens gesucht wird.“ (S. 168.)

II. Geschichte. Sie hat nicht Nothwendigkeit des Inhalts; die wissenschaftliche Einheit aller historischen Posizionen ist die der Zeitfolge; aber alle beziehen sich auf ein Endliches. Die Unendlichkeit, oder Ewigkeit als Negazion aller Zeitfolge, mithin absoluter Anfang und absoluter Zweck der letztern, oder göttlichen Wirksamkeit, liegen außer der Geschichte; daher auch in ihr weder der Stand der Unschuld, noch der einer Wiedergeburt, sondern nur das eiserne Zeitalter erscheinen kann. Das Eingreifen der Freiheit in die äußere Zeitkette wirft die Geschichte immer über die Schranken der Reflexion hinaus, zu Gefühlen und Ahnungen. (So sie wird durch den nicht zu weissagenden und nicht zu erklärenden Eintritt großer Freien und Epochen-Schöpfer den Meeren des Aequators ähnlich, Sturmstöße und Regengüsse wechseln mit Windstillen). Für den Begriff, und also für die Geschichte, gibts kein Fortsteigen der Menschheit; aber für die Idee und die Freiheit. Ein Engel fände in der Geschichte das Gute in jeder Bege-

benheit, obwol auf einem ewigen Kampfplatze; ein Teufel fände überall das Böse, aber zu seinem Verdrusse nur unbesiegt, nicht siegend.

III. A. Theologie. Schon nach dem vorigen ist sie negativ gegen das Reich der Begriffe, und keiner Wissenschaftlichkeit fähig, da Gott, als unbedingte Freiheit und als Grund aller Dinge, unergründlich seyn muß. (Die älteren Streitigkeiten der Scholastiker über die Gottheit hätten manche neuere ersparen können. Eine köstliche Stelle von Charron, die Bayle im Art. Simonide anführt, spricht schön in Köppens Sinne.) Von den drei möglichen wissenschaftlichen Wegen, Logik, Mathemathik und Geschichte, sind ihr ohnehin die beiden ersten versperrt; aber auch der historische der sogenannten Offenbarung. Die Offenbarung Gottes durch die Vernunft ist die ursprüngliche; und wir könnten keinen Gott suchen, eigentlich wiederfinden, hätten wir ihn nicht schon vorher gefunden, d. h. in uns gehabt. Die Offenbarung durch die Geschichte wäre eine (unmögliche) Darstellung des Ewigen im Zeitlichen. Die Theologie nimmt die Offenbarung gewöhnlich als ein zeitliches Produkt nach der Schöpfung an, und heftet das Produkt an einzelne Völker; die Philosophie kennt keine zeitliche und örtliche Offenbarung durch die ganze Geschichte, und keine profane Historie, oder jede wär' es, und keinen Partikularismus der Offenbarung. Gott ist überall, oder nirgends. Denn jede bestimmte Nazionalgeschichte, z. B. die jüdische, enthält so viel Unheiliges, als jede andere. — Der Pantheismus ist untheologisch, da er sich nur in seinen Schein des Unterschiedenen durch die Zeitfolge auflös't, und alle Wirksamkeit, göttliche und menschliche, gleichsetzt, mithin eigentlich aufhebt. — Den Christianismus, obwol auf dem Throne aller

Religionen, trifft derselbe Einwand einer Darstellung des Ewigen in der Zeit.

Wunder findet der Begriff überall; die ganze Menschengeschichte ist eins. Soll blos im Ungewöhnlichen göttliche Wirksamkeit erkannt werden, so ist erstlich dasselbe relativ, und zweitens kein Beweis daraus führbar. Das größte Wunder war ein Christus unter Juden. Ferner: war einmal dem Menschen eine zeitliche Offenbarung nöthig, so blieb sie ihm immer nöthig; und konsequenter behaupten daher einige Gottesgelehrte die jetzige Fortdauer der Inspirazion. Der Leugner dieser Fortdauer muß doch die, uns Allen ins Leben mitgegebene innere Offenbarung zur Auslegerin der vergangenen nazionalen machen; und damit verweiset sich wieder die positive Theologie an die Philosophie. Tritt die Theologie aus dem Kreise der Ideen in den Zickzack der Geschichte, so beschenkt sie uns blos mit den dogmatischen Begriffen, wodurch Gott und Mensch zugleich verarmen. — Mythologie ist, wie jede dogmatische Theologie, Anthropomorphismus; nur jene für die Sinne, diese für den Verstand; übrigens derselbe durch Herunterziehen des Unbegreiflichen ins Begreifliche. — Theologischer Inhalt ist immer mystischer; aber religiös betrachtet, ist die ganze Geschichte und die Vereinigung beider Naturen in Christo nicht wunderbarer, als die der Freiheit in unserer endlichen Natur.

B. Ethik. Auch die Idee des Guten verhält sich negativ gegen den Begriff. Ethik ist daher als Wissenschaft der Prinzipien freien Handelns unmöglich; der beseelende Glaube an das Gute kann die Wissenschaft nicht erzeugen, nur voraussetzen. Für die Reflexion ist das Ethische eines allgemeinen Gesetzes Befolgung im besondern Falle; aber für die Idee gibts kein Allge-

meines und Besonderes; jede gute That ist eins mit der Idee. Auch hier gelangt man auf dem historischen und mathematisch-logischen Wege zu keiner Gesetzgebung und wissenschaftlichen Konstrukzion. Ein moralisches Musterbild gibt kein Prinzip, wonach jeder vorkommende Fall zu richten wäre. Der aristippischen Glückseligkeitlehre ist durch die Mannigfaltigkeit der Sinnengenüsse die Einheit des Prinzips geraubt; auch hebt sie die Ethik selber auf, da ja Freiheit nicht die Dienerin, sondern die Herrin der Sinnenverhältnisse ist. Spinoza als Freiheitleugner gibt dem Guten und Bösen dieselbe Nothwendigkeit. Platons Gottähnlichwerden als ethisches Ziel läßt eben die Frage übrig: wodurch ähnlich? Kants Formalismus, auf dem logischen Wege, oder die Pflichtenlehre, bleibt durch das Einordnen des Besondern unter das Allgemeine ewig von der Idee entfernt, und als Begriff aller Materie beraubt; mithin kann sie kein Gesetz für eine ethische Handlung geben, die ja Einheit der Idee und der Anschauung seyn muß. Das Moralischgute wird aus dem Gesetz abgeleitet; dieses aber gebietet, wenn es Inhalt haben will, nur wieder das Gute, und so umschreibt sich der Zirkel. — Die Individualität der Anschauung, wofür doch die Ethik ihre Gesetze gibt, ist unanmeßbar an die Allgemeinheit des Begriffs: beide Inkommensurabeln bilden die Einheit, die man eben braucht und sucht, z. B. Wohlthätigkeit, Dankbarkeit u. s. w. verlaufen sich ins Unbestimmte, da sie in der unzumessenden Sinnenwelt kein Maß ihres Strebens finden können. So haben die sogenannten Pflichtgebote, z. B. das, nicht zu tödten, Kriege und große Menschen wider sich, von Timoleon bis Cato. — Offenbarung der Idee durch zeitliche Wirksamkeit heißt Tugend, und die Individualität, die

es vermag, ist der Charakter. Das Lasterhafte besteht nicht in Unterlassung des Guten, sondern im Kraftgebrauch gegen dasselbe; Böses ist zwar nur Negazion, nur Idee ist positiv, aber einen positiven Kampf gegen das Gute gibts. Da nun die Reflexion nicht die Quelle der Tugend, die Individualität des Charakters konstruiren kann, so ist ihr eine wissenschaftliche Ethik unmöglich.

Daher wurden die vier Kardinaltugenden als die vier Elemente des tugendhaften Charakters so verschieden ausgewählt von den Römern, Juden, Katholiken u.s.w., als eben Zeiten und Nazionalität der Charaktere bestimmten.

Gegenseitiges Verhältniß der Ethik und Theologie. Die Identität ihres Prinzips, die Freiheit, macht beide Wissenschaften zu Einer; der Gott im Schauen wird der Gott im Handeln, also ist keine ächte Religiosität ohne Sittlichkeit. Macht die Menschen gottseliger, dann macht ihr sie auch tugendhafter; aber eben so richtig ist der Schluß umzukehren. Es gibt positive Theologie und positive Gesetzgebung, in so fern beide aus gegebenen historischen Verhältnissen entspringen können, d. h. aus dem Volkcharakter, aber keine positive Moral.

C. Aesthetik. Was in der Ethik der tugendhafte Charakter ist, ist in jener das Genie; folglich kann sie nicht Wissenschaft werden, da die Idee des Schönen, im Gefühl gegeben, sich nicht für den Begriff konstruiren läßt. Den Naturdingen wohnt an und für sich nicht das Schöne ein, nur dem Geiste, der die Idee desselben darin ahnet, weil er sie mitbringt von Gott; sie sind nur das Echo unserer innern Tonkunst. Jenen Dingen im Wechsel des Werdens mangelt der anzugebende Begriff vollendeter Schönheit. Idealisieren der Natur setzt eben die Idee voraus.

Ein anderer Fehlgriff der Reflexion in der Aesthetik ists, irgend ein Meisterstück zum Regenten aller Schönheiten zu krönen, d. h. zum ästhetischen Prinzip, z. B. die Antike, als ob die jugendlich schöpferische Natur sich in irgend einem Volke, oder gar einem Menschen, erschöpfen könnte. (Hier hat der Verf. offenbar die meisten neueren Aesthetiker, so wie den Rez. gegen sich, da jeder von uns, um nicht mehrere Götter zu haben, sich seine einzige Schönheit zur Anbetung und Ehe auserwählt, z. B. Adam Müller den an sich nicht zu großen Novalis, andere Göthe, einige Tieck, Rez. einen, den er ohne Unbescheidenheit nicht nennen kann, so, daß unser blühender Parnaß voll Schönheiten einem Hornissen- und Wespenneste gleicht, das im Frühling nur Eine Mutter hat. Aber der potenziirende ästhetische Schönheit-Singularis, dem sich Rez. am meisten zugeneigt fühlt, wäre eben, wenn jeder sich selber für die Mutterzwiebel aller Schönheittulpen anerkenne, und den Rest als Ausläufer monströser Porzellan- und Federblumen.)

Ein logischer Abweg der Aesthetik ists, das Schöne als erhaben aus der sinnlichen Bestimmtheit in das Allgemeine anzunehmen. Denn obwol die Idee nicht der sinnlichen Einzelheit gleichbedeutend ist, so erreicht sie doch eben so wenig der Begriff durch seine Allgemeinheit; daher setzt eine logische Aesthetik blos dem Unbestimmten die Krone des Schönen auf. Dieser Irrweg ist desto gefährlicher, da er um alle Rechtswege umherläuft, und jede Nazionalität und Individualität in sein Allgemeines verschwimmen lassen kann. — Schön ist nur die Schöpfung des Genies, so wie die Natur als die der Gottheit. Die Idee dieser Schönheit sagt sich blos als Gefühl dem Verstande an, und daher

spricht jede Kritik, als nazionell, nur das nazionelle Gefühl aus. In Griechenlands und Roms Kunst herrscht Männlichkeit vor, in der orientalischen die Jugendlichkeit, in der modernen, wie überhaupt schon ethisch im Christenthum, Weiblichkeit. Kunstrichter, wie Nazionen, suchen sich vergeblich einander in ihren kritischen Kriegen begreiflich zu machen; sie sprechen nur ihre Verschiedenheit der Gefühle aus, deren jedes mit einer anderen Aesthetik schließt. Die Deutschen bildeten, bei allem ihren Nazionalgeschmack für alle Nazionen, doch auch aus eigner deutscher Sinnesart (der größte Beweis ist, daß viele Deutsche, z. B. ein Herder, Klopstock, Musäus, andern Nazionen, sogar den Britten, in Uebersetzungen als sträubige Wundervögel und Eulen am Tage vorkommen). — Nur der Charakter des Genies gibt der Aesthetik Posizionen oder Prinzipien. Man könnte, wie Kardinaltugenden, so Kardinalschönheiten annehmen, das Erhabene, das Anmuthige, das Komische. — Erhaben ist eigentlich nur Gott und des Menschen Aehnlichkeit mit ihm; die ganze Natur aber ists nur durch Erinnerung an dieses Uebersinnliche. — Das Anmuthige ist die Freude am irdischen Reize und an der Rührung, welche beide nur die kantische Reflexion vom Geschmack-Urtheil ausschließt, indeß doch jede Reflexion die Geburt der Empfindung, oder des ästhetischen Positiven ist. Freilich spricht man diesem Privatgeschmack Gültigkeit ab, aber jeder Geschmack ist ursprünglich Privatgeschmack. — Das Komische ist das Kind der Reflexion, da es auf einem Kontraste, also auf Vergleichung beruht; aber diese, als nur subjektive, muß den Gegensatz des Großen und Kleinen nach Individuen wechseln, und dasselbe dem einen komisch, dem andern tragisch zeigen. — Der Humor,

aber keine Kardinalschönheit, bewegt sich, gleichsam als Kosmopolitismus der Kunst, frei zwischen dem Erhabenen, Anmuthigen und Komischen hin und her. (Die Anmerkungen darüber und dagegen verspart Rez. für einen größern Raum.)

Verhältniß der Aesthetik zur Ethik und Theologie. Diese drei sind metaphysischer Abstammung, folglich Verwandte. Tugendhafte Handlungen sind zuweilen erhabene, zuweilen anmuthige, oder schöne. — Das Aesthetische an sich kann das Schlechte weder erregen, noch darstellen. Der Irrthum darüber berief und bezog sich auf das Geschlechtverhältniß und die Kraft des Lasters. Das Geschlecht betreffend hat die freie Kunst einen weitern Spielraum, als die lokale Gesetzgebung; und warum bürdet man denn der Kunst die Charakterschwäche der Individuen, der Kraftspeise die Ueberreizung des Fieberkranken auf? — Nicht das Laster ist als Laster ästhetisch, sondern als Kraft, womit es in die Sinnenwelt greift, als Klugheit, als Selbstbeherrschung. — Das Komische endlich ist überall weder geboten, noch verboten.

IV. Physik. A. Naturbeschreibung und mathematische Physik. Ein genügender Auszug würde zu lang. Nur einige Bruchstücke! Die Naturbeschreibung, blos auf Anschauungen gegründet, also der Ideen unempfänglich, wollte doch wechselnd zwei Ideen sich einverleiben, die Zwecklehre Gottes, oder Teleologie, und das Leben der Materie. Teleologie, an sich begeisternd und wahrhaft, bleibt doch als Idee negativ gegen das begreifliche Wissen, das als bloßes Subsummiren des Besondern unter das Allgemeine, ja aus Unkenntniß des Zwecks der ganzen Schöpfung keinen besondern aus diesem ableiten kann. — Die Idee des

Lebens, als solches, gehört nur der Freiheit an, und Organisazion setzt Geist voraus; aber alle Anschauung von Bauart und Gewebe der Theile läßt das beherrschende Leben unerklärt zurück. — Die Hylozoisten müssen den Fehler der Teleologen wieder in der Ableitung der Einzelheit aus der Allgemeinheit nachspielen. So macht die Stufensteigerung des niedern Lebens zum hellsten eben so wenig die Idee des Lebens begreiflich, als umgekehrt aus dieser das einfachste physische Gewebe zu konstruiren ist. Der alte Zirkel schwebt wieder in der Luft, daß man die Posizionen der Anschauung aus dem Prinzip herleitet, indeß man dieses nur aus jenen kennt.

B. Dynamische Physik. Auch hier nur Fragmente eines Auszugs. Sie sucht das Prinzip der Wirkungen, oder die Kräfte der Natur, indeß die mathematische nur das Maß der Wirkungen bestimmt. Da sich ihr die oft genannten drei Wege zur Wissenschaft verschließen, so kann sie nur entweder die Metaphysik der Physik, oder eine Physik der Metaphysik werden wollen; ihre Vollendung wäre Theosophie, da Gott Urgrund und Urkraft aller Wirkungen ist. Bei der Negativität der Kraft, oder Freiheit gegen den Begriff, ist dynamische Physik als Wissenschaft unmöglich. Sie auf historischem Wege bauen wollen, was die Experimentalphysik ist, gibt nur das Was, nicht das Wie. Auf dem mathematischen versuchten es a) das atomistische, und b) Kants dynamisches System. Die Atomistik macht die Bewegung der Atomen zu Erklärungen der Kräfte; allein da Atome untheilbar, mithin unanschaubar sind, so erklärt man aus dem Nichtanschaulichen Ausdehnung und Bewegung; und die Unbestimmtheit der Atomenfigur, und die deren Quan-

tität, deren Bewegung, schließen alle mathematische Bestimmtheit aus. — Kants dynamisches System nimmt blos Bewegung, anziehende und abstoßende, an, welche den Raum erfüllt, da aber Bewegung nur im Raume möglich ist, daß man, da nur Körper einander bewegen können, diese Körper selber wieder aus Bewegung erklärt. Durch diese mathematische Leere wird die Dynamik nahe unter dem Namen der Naturphilosophie zu der Idee hingetrieben, nämlich zu der einer Weltseele, als der Allkraft, oder des Lebens. — Die Dynamik kann die Zahl der Kräfte für jede besondere Anschauung eben so unendlich vielfach fingiren, als die Atomistik, was recht bequem und unwissenschaftlich ist; sie kann aber auch, wie die Naturphilosophie, alle Kräfte zu Modifikazionen einer einzigen machen, was eben so erbärmlich und leicht ist, da man nicht die bestimmende Ursache einer bestimmten Modifikazion anführt.

Auf dem logischen Wege wandelt und taumelt die Naturphilosophie, nämlich durch Setzen, Entgegen- und Gleichsetzen. Die Logik setzt das Ganze als das Allgemeine, die Theile als das Besondere, die sinnliche Anschauung aber setzt nur Individuelles; folglich ist blos ein Aufsteigen vom Besondersten, oder Individuellen statthaft, nicht aber ein Heruntersteigen aus dem Allgemeinen, um drunten etwas zu erklären, was man oben kannte. Nun geht die Naturphilosophie auf diese Art umgekehrt vom Allgemeinen, Ganzen, d. h. von Identität im Theile, in Besonderes, Diversität herab, und leitet folglich das Bekannte, die Theile, aus dem Unbekannten, aus dem Weltganzen ab, das keinem Endlichen erscheint (der Reflexion nicht, aber wol der Idee; sonst existirt nicht einmal das Wort und der Streit). Wer kann das Bestimmteste der Anschauung aus dem Unbe-

stimmten der Reflexion konstruiren? Aber eben das Negazionverhältniß der Idee zum Begriffe läßt das Unbestimmte für die Idee selber ansehen, und dann weiter irren.

Höchste Allgemeinheit ist höchste Unbestimmtheit. Alle dynamischen Kräfte sind, so positiv als negativ, gegenseitig, da der Unterschied nur qualitativ ist, und kein Plus und Minus etwas erklärt.

Der Beschluß. Statt dessen will Rez. seinen eigenen hersetzen. Der Hr. Verf. macht es ihm leicht, aus einem Epitomator ein Abbreviator zu werden, durch mehrere seiner Wiederholungen. Die Philosophen beziehen das Sprichwort: repetitio est mater studiorum, besonders auf die philosophischen Studien, und wiederholen sich ein wenig ewig, weil sie stolz, oder zaghaft glauben, in der nächsten Zeile habe man schon die vornächste vergessen; sie schreiben daher in Paragraphen, um Kürze halber sich nicht im zweiten zu wiederholen, sondern blos auf den ersten zu verweisen. Unser Verf. konnte freilich, da er 382 Seiten nur in 25 Paragraphen abtheilt, die philosophischen Wiederholungen weniger abkürzen.

Aber niemand schätze nach diesem magern Blätter- und Fruchtgerippe die Fülle des Buchs. Nicht einmal zu einzelnen Glanzgedanken war hier Raum. Auch die Darstellung verdient Lob, sie ist hell und warm, Licht und Farbe werden zugleich gegeben.

Ueber die Aussichten, in welche er Jakobi's große Ansicht verwandelt, nur einige Worte. Wer den Magister sententiarum, oder auch Tiedemanns Geschichte von der scholastischen Epoche durchliest, muß sich verwundern, daß man nicht früher Kants Antinomieen, und dadurch die Gränzbäume der anmaßenden Reflexion gesetzt.

Fichte's Wissenschaftlehre ist die potenzierte Scholastik. Sogar eine Schwierigkeit, woraus er die den Knoten zerhauende Ob-Subjektivität des Ichs (in Niethammers Journal) herausholt, trug schon Occam (Tiedemanns Geschichte der Philosophie. Band 5. S. 201) in der Bemerkung vor: "wenn z. B. Empfinden von Reflexion und Bewußtsein verschieden ist, so wird das Anschauen des Seins durch ein anderes Anschauen (Bewußtsein) gesehen; soll aber dieses nicht ins Unendliche fortgehen, muß man stehen bleiben bei einer visio, quae non potest videri. — Zur breitern Untergrabung der Reflexion-Philosophie wäre eine ausführlichere Geschichte der Scholastik, aber nicht nach Männern, sondern nach Thesen gereiht, zu wünschen. Vielleicht waren schon die Scholastiker, welche etwas anderes demonstriert, als sie glaubten, und spätere Skeptiker, wie Charron, Montaigne, vielleicht Bayle, auf dem halben Wege zur Absonderung der (obwol von ihnen Glauben an Offenbarung genannten) Idee von dem Begriff. Die bloßen Skeptiker selber, die aus Mangel an Gemüth nur die eine Hälfte der Wahrheit, nämlich die Leerheit der Reflexion fanden, wären, als Gegner der Reflexier-Sophistik, wider ihren Willen zu Waffengenossen der Vernehmung- oder Vernunft-Philosophie anzuwerben. Der Streit muß mit aller Kraft weiter ausgefochten werden, eben weil der Mensch vom Philosophieren über das, was gerade nicht zu exphilosophieren ist, seiner Natur nach nicht ablassen kann; die Herkulessäulen wird stets ein neuer philosophischer Herkules wieder zu verrücken oder zu umschiffen suchen. Denn das Unbedingte, als die Himmelaxe unserer irdischen Erdaxe, zwingt und richtet ewig den reflektierenden Verstand auf sich hin, der ja allein uns dessen Unbegreiflichkeit an-

sagt, und welcher diese, stets von ihr gereizt und gelockt, durchbrechen und auflösen will. Eine eben so große Schwierigkeit ist, daß die jetzige Menge leichter reflektiert, als anschauet, lieber logisch, als mystisch genießt, auch schon, weil man in unserem Eitelkeit-Jahrhundert nur gern geistig theilt, um mitzutheilen, indem Reflexionen sich leicht weiter geben als Anschauungen. Diese verlangen einen Götterblutverwandten, jene vermischen sich mit jedem Ausländer; daher die Welttheile die Franzosen lesen, einige Paar Halbinseln den Plato, und ein Eiländchen den Hamann.

Aber um diese wahre Philosophie (d. h. Liebe gegen das Wahrgenommene) im Gegensatze der Sophistik, oder Erklügelei, nicht blos negativ, oder polemisch zu begründen, wie Jakobi in seinem unsterblichen Spinoza, muß es auch positiv, oder thetisch, wie von ebendemselben in Woldemar und Allwill, gethan werden, nämlich durch Enthüllung und Darstellung des Positiven, des Daseins, und durch das gottesfürchtige Ahnen des Ueberirdischen in seinen Menschwerdungen, und durch Achtung aller Gefühle, welche den Blinden gleichen, von denen sich (in Paris) bei großen Nebeln die Sehenden führen lassen.

Vielleicht sieht gerade die jetzige Zeit, welche sich am Todtentanze so vieler eilenden Systeme müde gesehen, der Köppen'schen Philosophie am offensten, die nicht mehr das Lebensmark in philosophischen Knochenskeletten suchen will.

Noch verspricht er (Vorrede, S. x) eine Philosophie, oder die Darstellung, wie alle Philosophen dasselbe erstrebten und verfehlten; nur halt' er sein Wort nicht wie Autoren gewöhnlich, sondern er halt' es.

Jean Paul's

sämmtliche Werke.

XLV.

Neunte Lieferung.

Fünfter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1827.

sagt, und welcher diese, stets von ihr gereizt und gelockt, durchbrechen und auflösen will. Eine eben so große Schwierigkeit ist, daß die jetzige Menge leichter reflektiert, als anschauet, lieber logisch, als mystisch genießt, auch schon, weil man in unserem Eitelkeit-Jahrhundert nur gern geistig theilt, um mitzutheilen, indem Reflexionen sich leicht weiter geben als Anschauungen. Diese verlangen einen Götterblutverwandten, jene vermischen sich mit jedem Ausländer; daher die Welttheile die Franzosen lesen, einige Paar Halbinseln den Plato, und ein Eiländchen den Hamann.

Aber um diese wahre Philosophie (d. h. Liebe gegen das Wahrgenommene) im Gegensatze der Sophistik, oder Erklügelei, nicht blos negativ, oder polemisch zu begründen, wie Jakobi in seinem unsterblichen Spinoza, muß es auch positiv, oder thetisch, wie von ebendemselben in Woldemar und Allwill, gethan werden, nämlich durch Enthüllung und Darstellung des Positiven, des Daseins, und durch das gottesfürchtige Ahnen des Ueberirdischen in seinen Menschwerdungen, und durch Achtung aller Gefühle, welche den Blinden gleichen, von denen sich (in Paris) bei großen Nebeln die Sehenden führen lassen.

Vielleicht sieht gerade die jetzige Zeit, welche sich am Todtentanze so vieler eilenden Systeme müde gesehen, der Köppen'schen Philosophie am offensten, die nicht mehr das Lebensmark in philosophischen Knochenskeletten suchen will.

Noch verspricht er (Vorrede, S. x) eine Philosophie, oder die Darstellung, wie alle Philosophen dasselbe erstrebten und verfehlten; nur halt' er sein Wort nicht wie Autoren gewöhnlich, sondern er halt' es.

Jean Paul's

sämmtliche Werke.

XLV.

Neunte Lieferung.

Fünfter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1827.

JNE

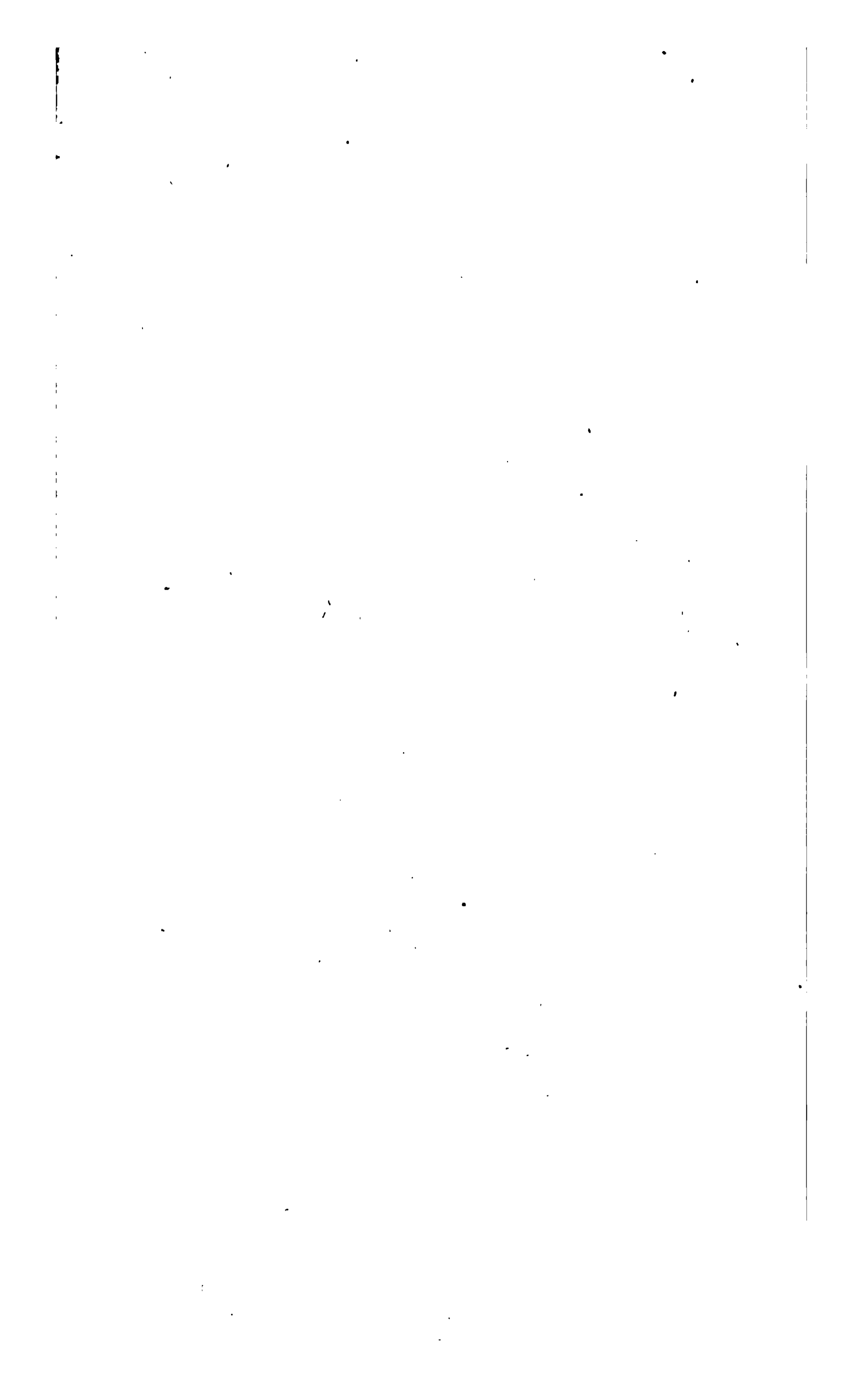

NEW YORK

Kleine Bücherschau.

von

Jean Paul.

Zweiter Theil.



Erstes Programm.
Ueber die Poesie überhaupt.

§. 1.
Poetische Nihilisten.

Es kann seyn — denn ich will's nicht ableugnen, da doch nach meiner letzten Abfahrt meine Briefe in Druck erscheinen —, daß ich darin Jünglingen und Dichterlingen den Rath gegeben, etwas zu lernen; nämlich, so gut nach den Gesetzen der Großsultan außer dem Regieren noch ein Handwerk, nach Rousseau auch der Gelehrte eines treiben soll, so möge ein junger Schreib- und Dichtkünstler neben dem Dichten noch Wissenschaften treiben, z. B. Sternkunde, Pflanzenkunde, Erdkunde u. s. w. Außer den klassischen Alten, welchen die Jahre und die Lebenserfahrungen so viel als uns die Bücher leisteten, und die auf einer reichen Unterlage des Wissens ihre dichterischen Gemälde auftrugen, hab' ich in den Briefen wahrscheinlich noch Göthen angeführt, der sich wirklich auf so viele Wissenschaften gelegt, als hab' er nie einen Vers gemacht. Sogar auf Satire und Humor dehnt' ich meine Sätze aus; denn ich habe die Abschrift eines Briefs mit der klaren Behauptung vor mir, daß beide ohne Gelehrsamkeit nicht ausreichen, wie

denn Rabelais, Buttler, Swift, Sterne viel gelehrter gewesen, als Rabener und andere deutsche Scherztreiber.

Gern nehm' ich aber in der kleinen Vorschule diese auch in die große eingedrungene Meinung zurück, seitdem ich durch mehr als eine Erfahrung mich selber überzeugt, daß viele neuere Dichter wenig oder nichts gelernt, ausgenommen das Schaffen. In der That ist das Leere unerschöpflich, nicht das Volle, aus dem Luftmeer ist länger zu schöpfen, als aus dem Wassermeer; und dieß ist eben die rechte schriftstellerische Schöpfung aus Nichts, nämlich aus sich, welche uns massenweise das Bucher-All von Romanen und Gedichten zur Verehrung der Schöpfer aufthut. Dabei brauchen sie nicht einmal sechs Tagewerke der Schöpfungen, sondern nur Einen Ruhetag, wodurch sie selber, wie nachher die Leser, von den geistigen Anstrengungen der Woche hinlänglich ausruhen.

Ich hoffe wir haben mehr als einen Romanschreiber aufzuweisen, der, ohne andere Schätze in seinem Kopfe zu haben, als seinen einfachen Wasserschatz, die mannigfaltigsten Formen und Geschichten und Gedichte für Ostern und für Michaelis zu geben weiß, so wie ein geschickter Wasserwerker sein Springwasser bald als Glocke, als Feuergarbe, ja als Trinkgefäß aus den Röhren steigen läßt.

So nehme man doch ein Beispiel an Schriftstellerinnen, welche, viel unwissender als Schriftsteller, sich so auszeichnen und, wie die Bühnen, ohne einen Grund gelegt zu haben, ihr Gebäude sogleich oben anfangen und herabbauen. So ließ Lykurg, nach Plutarch, der Jugend nur wenig Nahrung zu; erstlich, damit sie eifriger auf's Stehlen ausginge, und zweitens damit sie

mehr ins Lange wüchse. Dieß läßt sich geistig bedenken und verwenden; ein Dichter der wenig lies't, wird schon ein Paar Bände mehr schreiben, als ein anderer; und dann wird er, da er außer den Dichtern nichts anders studiert, diese am reinsten wiedergeben und am besten behalten und mittheilen und verarbeiten.

§. 2.

Romanen-Musaik.

Ich sollt' es eigentlich gar nicht thun, daß ich mich über etwas so Mechanisches und Mattes ärgere, wenn ein Kotzebue, oder gar noch mittelmäßigere Dichter einen Roman nach gegebenen, willkührlich ausgestreuten Hauptwörtern hinmauern, die man wie Endreime zum Daranbauen vorgelegt. Wenigstens nicht vorher sagen sollten uns die Schreiber, daß solche fremde Körper, nicht sowol wie Wachsperlen — die man in Perlenmuscheln einlegt zum Ueberzuge mit ächter Perlenmaterie — als wie todte Thiere im Bienenstock zum Ueberzuge mit Wachs bei Schwierigkeit des Herausschaffens, daß, sag' ich, fremde Wurzelworte das Geschichtliche, wie sonst dieses die Worte, erzeugt haben. Dem Gemüth des Lesers wird durch die enthüllte Willkühr jeder Antheil von Täuschung, womit man sogar das Mährchen genießen will, entzogen. Aber die romantischen Musaiker glaubten ein oder ein Paar Wunderwerke der Allmacht und Willkühr verrichtet zu haben —— und darum sagten sie die Sachen voraus — — wenn sie um einige abgesteckte Wort-Pfähle epheuartig hinkrochen und hinausliefen. Warlich, der ächte Dichter

trifft überall nur Erdklöße und Rippen an, aber er behaucht sie, und Adams und Even werden daraus, indeß der unächte das Lebendige wieder zu Erde macht, und die Rippe zum Gerippe. Wollt ihr aber lieber den Ruhm eines Seiltänzers, als eines Operntänzers, so hebt aus jedem Kapitel irgend ein Hauptwort als den hölzernen Zwirnstern heraus, um welchen ihr den historischen Faden nett gewickelt, und sagt blos die einfache Lüge: hier stehen die Sterne, welche wir nicht ohne Kunst und Schweiß in unsern Geschichtknäuel eingefaßt haben; aber uns belohnt schon der Genuß, den die Leser aus überwundenen Schwierigkeiten schöpfen.

Himmel! schreibt mit dem Fuße oder mit einem angesetzten Kunstarme: so gebt ihr auch eine überwundene Schwierigkeit. Ist denn nicht die ganze Kunst eine lange fort besiegte? — Wozu noch neue zum Besiegen hinstellen? Wie kurz und seicht ist am Ende das Vergnügen des Lesers an dem Siege, wenn er ihn anders bemerkt; aber oft wird er weder Sieg noch Feind gewahr; und sollt es auch nicht, weil der Triumph sich nur als eine Grazie verkleiden und sich verbergen soll. — Nur einer hat von der Sache einigen Genuß, der die Plage hat, der jedesmalige Ueberwinder.

Noch erbärmlicher fährt der Leser, und noch behaglicher fährt der Schreiber, wenn die poetische Musaik, wie ein Setzer, lieber zu Buchstaben greift, anstatt zu Worten. Ein solcher Abcschütze — der nach Buchstaben zielt — findet seine Buchstabenrechnung dabei, entweder wenn er sie aufjagt, oder wenn er sie erlegt. Letztes geschieht, wenn man, wie Brockes, ein Gedicht ohne R schreibt — als wäre man ein Sineser, der auch in der Prose keines hat, oder wie jener alte Epiker, der in

jedem Gesange einen andern Buchstaben ausließ. Gibt es aber in der Welt ein bettelhafteres Gefühl und Vergnügen, als das an einer Verneinung, an einem Buchstaben, dessen Abwesenheit man nicht mehr bemerkt, als an einer hebräischen Bibel die der Selblauter?

Die zweite Art, die positiven Abcdarier, suchen einen besondern Genuß zu gewähren — nämlich sich selber — durch die Anfangbuchstaben jeder Verszeile, welche herabwärts gelesen, ein Wort vorstellen, z. B. den hohen Namen irgend eines Gönners. Möge dieser einen solchen abcdarischen Psalmisten belohnen! Ich geb' ihm keinen Pfennig für sein Abc der Anschauung unerquicklicher Mühen.

Zweites Programm.

Stufenfolge poetischer Kräfte.

---

§. 3.

Allgemeine Ausgießung des heiligen Geistes der Poesie.

Irgend eine Zeit lang hat jeder Mensch Poesie. Eigentlich ist ein Affekt schon eine kurze; und besonders ist die Liebe, wenigstens die erste, gleich der Malerei, eine stumme Dichtkunst. So fängt denn das Leben, wie eine Schule und Kirche, mit Singen an, und später kommen die Schulübungen und Bußpredigten. Der Musensohn betritt später seine Amtstelle und sein Ehebett; dann singt er wie ein Nachtigallenmännchen, das sich

nach der Begattung aus seinem Busche weniger als Flöte, denn als Kröte hören läßt.

Eine schöne aber entgegengesetzte Erscheinung ist, daß sich große, aber vielseitige Kräfte, welche in der Jugend noch das Aegypten der Wirklichkeit bearbeiteten und bekämpften, im Alter auf den Höhen ihrer Gesetzgebung den Glanz der Dichtkunst warfen; so glänzte Lessings bejahrtes Angesicht in seinem Nathan und in seinem Faustkampfe gegen Theologen poetisch; in seinen jugendlichen Versuchen dichtete mehr die Prose. — Es gibt überhaupt Menschen, die ihre Jugend erst im Alter erleben.

Sobald der Jüngling nur nicht sein dichterisches Empfangen für Erzeugen hält und die geistigen Geschlechter verwechselt, und mit einem eingebildeten in der Büchermasse erscheint, so ist nichts zu tadeln, ja sogar wenn er's thut; sondern er freue sich, daß eben dem Jugendalter der Dichter, wie der hohe Tugendlehrer, die heiligsten Dienste thut, und daß beide viel heißer und mehr senkrecht in dasselbe eingreifen, als in das Spätalter, auf welches ihre Stralen schon seitwärts und schief auffallen, mit geschwächter Wärme. Die selberschaffende Poesie verwelkt im Manne, aber genug, wenn sie früher den Boden für die Wurzeln jeder fremden aufgelockert hat.

Drittes Programm.

Ueber das Genie.

§. 4.

Charakteristischer Unterschied zwischen ihm und seinen Nachahmern.

Nicht an dem höhern und reichern Wuchs von Gipfel und Zweigen ist der Genius am kennbarsten, sondern am Fremdartigen des ganzen Gewächses. Einzelne Kräfte, z. B. Phantasie, Witz und dergleichen, hat oft das Talent in ähnlicher Größe; aber andere sind schon mit ähnlicher da gewesen und erschienen; hingegen steht der Genius als Einsiedler auf seiner Säule. Da nun der Nachahmer — und dieß ist sein Abzeichen — wol einzelnen Kräften des Genius nach-, ja zuvorkommen kann, aber nicht der Originalität und Neuheit desselben — denn eine wiederholte Neuheit bliebe auch keine — so glaubt der Nachahmer, durch das Verstärken des Fremdartigen und Originellen selber als neu zu erscheinen, und steigert die Superlative des Genies zu Super-Superlativen. Sein Echo will sich verbergen, indem es gegen die Echo-Natur noch stärker ist, als der Urklang, den es wiederholt.

§. 5.

Elegante Schriftsteller.

Schriftsteller, wie Engel, Moses Mendelssohn, Weisse, Gellert, glänzen und erfassen am meisten an ih-

rem Geburttage. Genies mehr an ihrem Sterbetage, und die letzte Oelung wird ihre Taufe. Der Ruhm jener Schreiber mußte an dem Wuchse der Zeit einschrumpfen und verblühen, weil sie eben die Blüte der früheren und der gebildeten Welt waren, der sie sich nicht vor-, sondern nachgebildet hatten. Aber diese Welt wächset mit frischen Blüten bald über die alten hinaus. Der Genius hingegen, mehr Wurzel als Blüte der Zeit stößt mehr die Gegenwart zurück und zieht die Zukunft an, da er nur sich selber, nicht die jetzo Gebildeten darstellt. Selber über die künftigen, die er sich nacherzieht, lebt er mit einer Eigenthümlichkeit hinaus, welche, nicht in die allgemeine Bildung übergehend, ihn neu allen Zeiten aufbewahrt. Genies, wie Hamann, Herder u. s. f., sind dem Zibeth und Moschus ähnlich, deren zu starker Geruch sich erst durch die Zeit zum Wohlduft mildert. — Die eleganten Schriftsteller geben nach ihrem Tode die Ordenzeichen wieder der Zeit zurück, die sie damit ausgestattet hatte.

In neuerer Zeit hat man den guten Mittelweg eingeschlagen, die Schriftsteller, die man nicht für Genies zu taufen wagt, wenigstens genial zu nennen: so hat man den genialen Klauren, Müllner u. s. w., wie man die Findelkinder in Spanien adelige heißt, während man sie im Mittelalter Pfaffenkinder betitelte.

Viertes Programm.

Ueber die griechische Kunst.

§. 6.

Die Nachahmer der Griechenkunst.

Gegen die Ruhe der alten Künstler — auch im Leben — welche unmoralische Unruhe und Leidenschaftlichkeit der neuern, wie im Leben, so im Schreiben! Die alten Dichter, als Lehrer und Schüler der Weisheit, sind Paradiesvögel mit langem schimmernden Gefieder, in das kein aufblasender Sturm unter dem Fliegen zum Forttreiben wehen darf; die jungen neuern sind Taucher und Sumpfvögel, in zwei Elementen unruhig auf- und niederfahrend, und so leicht zum Schlamm hinab, als in das Blau hinauf — schöne Geister sind selten schöne Seelen.

Man hat nun zweierlei Nachahmungen der Griechen. Die erste glänzt in den Gedichten, welche die griechische Einfachheit und Schmucklosigkeit, ihre poetischen Blumen, ähnlich den grünen Blumen, als den seltensten, dadurch zu uns herüber zu pflanzen suchen, daß sie uns grünes Gras — immer die nämliche Farbe — schenken. So stempelt man denn einheimische Armuth zu ausländischem Reichthum.

Eine zweite Nachahmung läßt sich in Versen und in Prose zu Stande bringen, wenn man ganze Stücke und Phrasen aus dem Alterthum holt, und damit Stil und Vers behängt und ausschmückt, so wie etwan die Indier auf den Marquesas Inseln (nach Marchand) sich

ganze europäische Werkzeuge als Putzwerk anziehen, und z. B. Barbierbecken als Ringkragen, und Ladstöcke als Ohrgehänge tragen.

Dann hat man noch die dritte und vierte Nachahmung, die ich aber die umgekehrte nennen kann, welche theils in der Form, theils im Stoffe, gleichsam Worten und Werken, besteht. Die umgekehrte in Form oder Worten wird dadurch vollendet, daß ein Rektor, ein Konrektor, ein Professor der alten Sprachen, kurz ein Humanist, in Hinsicht auf Sprachreinheit, Rundung und Zierde, gerade von der alten Sprachreinheit, die er täglich lies't und lesen läßt, als Widerspiel nachahmt in seiner deutschen Prose, und so zu sagen schlecht Deutsch schreibt, so daß ein solcher Fisch, der Jahre lang in attischem Salz schwelgte, sich gleichwol damit so wenig sättigt, als ein Hering, der, sein Leben im Meerwasser zubringend, doch ungesalzen ans Land gezogen wird.

Wider Erwarten schreiben die Sprachgelehrten Voß und Jacobs ein Muster-Deutsch; aber ihr eigner Dichtergeist gibt ihnen die Prose ein.

Die vierte, aber umgekehrte Nachahmung, betrifft den Stoff oder Geist der Alten, in so fern er sich in Werken ausspricht. Der umkehrende Nachahmer und Humanist handelt nun im gemeinen Leben, wenn von Amtbewerbungen und Ämtertragen, und Patronen, und gehaltvoller Selbererniedrigung die Rede ist, mehr wie es einem heutigen Deutschen zusteht, als wie einem alten Griechen oder Römer, dessen Lebensbeschreibung — obwol nicht dessen Leben — er im Plutarch gern nachahmt.

Ich weiß nicht, was nach den zwei ersten Nachahmungen der Alten wichtiger ist, besonders für den Staat,

als die beiden umkehrenden, durch welche erst jene den wahren, rechten Werth gewinnen. Denn es ist mit dem Geiste der Alten, mit ihrem Freiheitgeiste und sonstigem Geiste, wie mit dem Quecksilber, bei welchem der Arzt die erste große Mühe hat, es in den lustsiechen Körper zum Reinigen hinein zu bringen, und dann die zweite noch größere, dasselbe zur Nachkur wieder aus ihm hinauszutreiben. Eben so ist es nicht genug, den Gelehrten und der Jugend die Alten gegen die Unwissenheit beigebracht zu haben, sondern nun muß noch die Nachkur des Staats dazu kommen, die das mit unserer Konstituzion unverträgliche Glanzgift wieder herausnöthigt. Und auf eine gewisse Weise mag wol die Aehnlichkeit mit dem Quecksilber fortdauern, daß man, wie Aerzte thun, durch Auflegung von Goldblättchen und Eingebung von Goldpillen den Körper am glücklichsten von Merkurius befreiet.

Fünftes Programm.

Ueber die romantische Dichtkunst.

---

§. 7.

Das Romantische außerhalb der Poesie.

Jede Dichtart hat unter den Körpern ihre Ebenbilder, die uns anregen. So ist z. B. die Musik romantische Poesie durch das Ohr. Diese, als das Schöne ohne Begränzung, wird weniger von dem Auge vorgespiegelt, dessen Gränzen sich nicht so un-

bestimmbar wie die eines sterbenden Tons verlieren. Keine Farbe ist so romantisch als ein Ton, schon weil man nur bei dem Sterben des letztern nicht der erstern gegenwärtig ist, und weil ein Ton nie allein, sondern immer dreifaltig tönt, gleichsam die Romantik der Zukunft und der Vergangenheit mit Gegenwart verschmelzend. Daher ruft unter den geschlagenen Instrumenten die Glocke am meisten die romantischen Geister herbei, weil ihr Ton am längsten lebt und stirbt; dann kommt die Harmonika unter den gestrichnen, und darauf unter den geblasenen das Waldhorn und die Orgel; und bei dieser wieder ziehen uns die Töne des Pedals tiefer in's romantische Abendreich hinein, als die Töne des Diskants.

Dem Auge erscheint das Schöne ohne Begränzung am meisten als Mondschein, dieses wunderbare, weder dem Erhabnen, noch dem Schönen verwandte Geisterlicht, das uns mit schmerzlicher Sehnsucht durchdringt, gleichsam die Morgendämmerung einer Ewigkeit, die auf der Erde niemals aufgehen kann. So ist ferner die Abendröthe romantisch, das Morgenroth aber erhaben oder schön, und beide sind Fahnen der Zukunft; aber jene verkündigt eine fernste, dieses eine nächste. So ist eine gränzenlose grüne Ebene romantisch, wie ein fernes Gebirg; ein nahes aber und die Wüste sind erhaben.

Das Reich des Romantischen theilt sich eigentlich in das Morgenreich des Auges, und in das Abendreich des Ohrs, und gleicht darin seinem Verwandten, dem Traum. Unsere verschiedenen Sinne greifen ganz verschieden in unsere Beglückung ein. Die beiden obersten, Auge und Ohr, können uns nur kleine Schmerzen geben, aber große Freuden zuführen; denn was ist alles

Leiden durch eine Mißfarbe und Zerrmalerei gegen das Freudenreich in einer Bildergallerie, oder was sind Mißtonstriche gegen die Himmelleiter der Tonleiter, auf der wir einen neuen Himmel und eine neue Erde ersteigen? Indeß das Ueberwiegen beider Sinne in Zahl und Stärke der Gaben, über Zahl und Stärke ihrer Qualen, haben wir zum Theil der Phantasie zu danken, welche in die Schöpfungen des körperlichen Sinnes sogleich die ihrigen einmischt und sie damit fortsetzt. — Der Geruch, als Mittelstand zwischen den höheren und tieferen Sinnen, kann eben so stark und oft verletzen, als ergötzen; der Geschmack, der blos dem Körper hingegeben ist, und dem statt des Geistes noch der Magen mithilft und den Ekel zumischt, kann allein schon vermittelst des Ekels noch außer seinen Teufels-Drecken dem Genusse mehr nehmen, als aus allen seinen Konditoreien reichen. — Unter allen aber ist der niedrigste und doch breiteste Sinn, das Gefühl, der wahre Marterkittel und das Härenkleid des Leibes und Lebens, und dünn und schwach legt er das Bischen Freudenhonig auf die von ihm gegrabne Wundenreihe auf.

Bei diesem Thiersinne läßt der Körper am wenigsten die Phantasie oder Seele als Mitarbeiterin zu, daher denn in den Traum — diese Kinderstube oder dieser infantum limbus der Phantasie — nur die höhern Sinne Auge und Ohr, ihre verklärten Zöglinge schicken, aber nur unkenntlich und selten die tieferen Sinne ihre roheren Geburten.

Die romantische Poesie wird folglich von Auge und Ohr bevölkert. Indeß wird ihr Himmel mit seinem Blau doch eine schwächere Farbe tragen, als ihre Hölle mit ihrem Gelb, denn jener ist voll Sehnsucht, weil er

die Seligkeit an tiefe Fernen malt, und diese enthält die kalten Geisterschauer, welche hinter den hellen Freuden unten am Horizonte von etwas Wolkigem heraufwehen, das unter ihm sich ungemessen versenkt.

Sechstes Programm.

Ueber das Lächerliche.

---

§. 8.

Gefahren des Stoff=Ueberflusses.

Eigentlich laufen die Dichter diese Gefahren bei dem Ueberfließen auch jedes andern Stoffs, des tragischen, des lyrischen u. s. w. Um in dem Stoffe selber zu schwelgen, fassen und sie ziehen ihn in recht viele und weite Formen, und bereichern ihn noch, wie ein Nachahmer den seines Originals; drehen ihn zum Vorweisen auf alle Seiten vor, indeß ein Stern sich nur von einer Seite zu zeigen braucht, um zu glänzen. Allein je lächerlicher eine Geschichte, eine Handlung ist, desto ernster, kälter, und mit desto weniger Folie von Anspielungen werde sie gegeben. Eine Stoffärmere verträgt dagegen eine desto breitere Einfassung von Witz-Arabesken. So werde im Tragischen, wie vom Maler jener Trauervater, eine blutige Welt voll Jammer blos mit einem Trauerschleier bedeckt, und sie ist gezeigt; der Jammer darunter schreit ungesehen. — Besonders wird die ruhige Haltung der Ironie, welche, wie der Zitteraal, die

stärksten Schläge blos still, ohne sichtbare Bewegung geben soll, durch den Zudrang komischer Fülle verrückt, und das Gefühl der Letzten wird leicht vorlaut; daher ein Uebermaß komischer Ungereimtheiten, wie z. B. einiger Mönchordenregeln von gränzenloser Obedienz und Ignoranz, welche schon selber ihre eigne parodische und ironische Uebertreibung sind, besser mit der Begeisterung des Humors, als mit der kalten Logik der Ironie behandelt. — Vielleicht erklärt sich aus diesem 8ten Paragraphen, warum Hogarth gerade zu dem komustrunkenen Hudibras und Tristram Shandy nicht die gelungensten Zeichnungen, sondern fast Karrikaturen seiner Karrikaturen lieferte.

Siebentes Programm.

Ueber die humoristische Dichtkunst.

---

§. 9.

Werth des Humors.

Er ist die eigentliche Poesie des Komus; Laune, Satire, zum Theil Komödie — sind mehr die Prose desselben. Der Humor ist ein Geist, der das Ganze durchzieht und unsichtbar beseelt, der also nicht einzelne Glieder verdrängt, mithin nicht stellenweise mit den Fingern zu zeigen ist. Er gewährt, als ächte Dichtkunst, dem Menschen Freilassung — und läßt, wie die tragische die Wunden, so die Sommersprossen und Lenz-,

Herbst- und Wintersprossen unserer geistigen Jahrszeiten leicht vor uns erscheinen und entfliehen. Nach dem Weglegen eines humoristischen Buchs haßt man weder die Welt, noch sogar sich. Die Kinder fassen das Lächerliche auf, ohne zu hassen, oder zu verachten, ja ohne weniger lieb zu haben. Der Humor läßt uns werden wie die Kinder. Daher kann man keine Sammlung von Epigrammen und Satiren, aber wol, gleich Wieland, einen Tristram Shandy — wie ich in seiner Bibliothek selber gesehen — bis zum Abgreifen eines Buchstabierbuchs wiederlesen. Den Witz und den komischen Einfall erschöpft und entladet, wie den zickzackigen Blitz, der erste Schlag; aber der Humor ist ein stillspielendes, unschuldiges Wetterleuchten, nicht über unserm Haupt, sondern am fernen Horizonte, das schöne Tage verkündigt.

Nach Shakspeare hat unter allen Britten keiner die Nebel und Kohlendämpfe seines Landes so leicht durchflogen und von sich weggeblasen, als Sterne, welcher eben darum durch sein ächt poetisches und freies Gemüth, durch seine Heiterkeit, Leichtigkeit, bis zu Nachlässigkeiten, und durch seine Gabe der Rührung und Naturkunst wieder unter allen Britten sich unserm Göthe, obwol in einer andern poetischen Luftschicht, am gleichförmigsten bewegt. Am unähnlichsten aber war er eben seinen Landsleuten selber, so lebenfroh lachte und spielte er nicht blos auf dem Druckpapier — z. B. in seinen Reisen durch Frankreich — sondern auch auf dem englischen Boden als Mensch, der gar als lebendiger Gegen-Anglizismus immer Gesellschaft haben und immer Gespräche führen wollte.

§. 10.

Humor des Selbgesprächs.

Ich finde den neuern Humor bei den Alten am meisten in ihren komischen Selbgesprächen, z. B. besonders bei Plautus in der Sklaven ihren, so bei Aristophanes, z. B. in denen des Strepsiades, in den Wolken. Das Nämliche gilt ohnehin von den komischen Monologen der Neueren, z. B. im Don Quixote, in Shakspeare, sogar im Figaro. Der Grund davon ist der lyrische Geist, der aus den Humoristen spricht; dieser wirft sie immer auf das eigne Ich, als den Hohlspiegel der Welt, zurück.

Achtes Programm.

Ueber den epischen, dramatischen und lyrischen Humor.

---

§. 11.

Ein Hülfmittel zur reinern Ironie.

Man gebe mir ironische Stellen von Lessing, von Wieland, sogar von Lichtenbergs Timorus; ich will in allen hie und da ein Vordringen und Durchschimmern des Lachgesichtes durch die dünne Maske der Ironie nachweisen; so wie man etwa im 15ten Jahrhundert die Schuhe über den Zehen durchschnitt, um an diesen die Ringe zu zeigen. Selten verdient Liscov eine solche

Rüge *); aber niemals der ironische Alleinherr Swift, ja nicht einmal die Gesellen dieses Altmeisters, ein Arbuthnot, Addison, Steele. So sehr verlangt die Ironie schon von der Seite ihrer rhetorischen Darstellung, bei aller humoristischen warmen Begeisterung, einen solchen kalten Gegenfrost der Sprache, daß das Ansichhalten, das nur den Gegenstand allein erscheinen läßt, sogar lieber abgenützte, als kühne Windungen der Sprache, und lieber Weite, als Kürze, mit welcher Klopstock in der Gelehrten-Republik sündigte, und fast für jede Zeile eine wiederholte Anstrengung gebietet.

Gleichwol gibt es einen Fall, wo eben dem Schriftsteller eine reine Ironie mit weniger Mühe gelingt, nämlich wenn er sie nicht in seinem Namen, sondern durch einen fremden Charakter ausspricht. So hat z. B. Wieland die Geschichte der Abderiten ohne ächtironische Darstellung überall da gegeben, wo er selber loben will; aber desto richtiger spricht er, wenn er die beiden Sykophanten über den Eselschatten reden läßt. Sogar der Meister Cervantes ironisirt in seiner Vorrede

*) Liscov erfuhr in Göthe's Lebensbeschreibung ein zu hartes Urtheil, so wie Rabener ein zu günstiges; wahrscheinlich aber nur, weil Göthe beide in den Glühjahren seiner Jugend gelesen, denen freilich der hartgefrorne, auf literarische Thoren hackende Spottvogel weniger zusagen konnte, als der freundliche, über alles hinlaufende Leipziger Steuerverweser. Berühmte Schriftsteller, wie Göthe, sollten daher ihren Urtheilen über Bücher die Jahrzahl anhängen, worin sie diese gelesen; damit man wisse, ob sie nicht aus Erinnerung loben oder tadeln, und uns Empfindungen junger Jahre für Urtheile gereifter geben.

zum Don Quixote nicht so unverfälscht, als dieser in seinen Selbgesprächen. Die Ursache ist überall diese: preiset der römische Dichter in seinem eigenen Namen, so schwebt ihm der Kontrast zwischen seiner objektiven Darstellung und zwischen subjektiver Ansicht erschwerend vor: leiht er hingegen die ganze Ironie nur der Zunge eines fremden Charakters, so hat sein eigner so wenig eine Subjektivität bei dem ironischen zu überwinden, als bei der Darstellung irgend einer unsittlichen, ihm ganz entgegengesetzten. — Hingegen in entgegengesetzten Verhältnissen, wo der Dichter den Charakteren lyrische Aussprüche zu geben hat, die seinen eignen aussprechen, wird er sie am besten reden, weinen, zürnen lassen, wenn er sich nicht in ihre Lage versetzt, sondern in seine eigne, wofern er in ähnlicher gewesen, und wenn er sich vorspiegelt, er habe hier in seinem Namen sein Glück oder Unglück vorzumalen.

Neuntes Programm.

Ueber den Witz.

§. 12.

Das deutsche Gesetz der Sparsamkeit mit Witz.

Der Witz hat doch den Werth eines Funken, wenn auch keines Lichts; er verschönert doch eine Minute, wenn er auch kein Leben erleuchtet oder erwärmt, und er braucht eben nicht, wie Bilder und Systeme, erst von der Wahr-

heit oder auch von Zusammenhang und Nachbarschaft den Gehalt zu holen. Oder sollen keine Feuerwerke, nur Werkfeuer und Wärmfeuer zum Dienste der Hand und der Haut zu haben seyn? Ja, sagt der Deutsche; denn an den Feuerwerken des Witzes kann ich nichts schmieden, nichts braten, nichts härten, noch schmelzen. Aber er bedenke drei Minuten lang, daß der Witz zu allen Dingen nütze ist, als Abbreviator und Epitomator des Verstandes, besonders da, wo dieser eben allein zu reden hat. Daher sucht und zeigt den Witz der Franzose, der Britte in Rezensionen, in öffentlichen Reden, Zeitungen. Davor schaudern Deutsche, ja nicht einmal ihren an sich zu langweiligen Selberrettungen und Antikritiken, wo man sich und den andern ärgern will, nehmen sie durch Witz das Kalte, und durch Essigräucherung den Leichengeruch solcher Geburten. Sie häufen lieber Phantasie am unrechten Orte, als Witz am rechten, lieber Bilder, als Salz, obgleich Bilder durch ihren leichtern und häufigern Fund weniger reizen, als Salz. — Doch einigen zeigen sie im heutigen Trauerspiel, wo er an seinem rechten Platze — daher sie ihn im Lustspiele nicht anbringen — steht, wenn die Tragödie jene, in den Schlegelschen Zeiten gefoderte Höhe eines Kunstwerkes erreichen will, den Menschen keine Thränen auszupressen, sondern sie aufs Trockne zu bringen, diese Kunstvollkommenheit des Brantweins, welcher angezündet verbrennen muß, ohne einen Tropfen Wasser zu geben.

In den öffentlichen Reden und Verhandlungen der Britten und Franzosen wohnt allerdings mehr Witz, als in den deutschen, wo gar keiner vorkommt, von Frankfurt an bis nach Wien; aber wie leicht ist dies

zu erklären, schon durch die Kürze beider Sprachen, der englischen, die als Miterbin der kurzen lateinischen, sogar noch durch Aussprache abkürzt, und der französischen welche ihrer Stiefmutter, der lateinischen, mit Feder und Zunge zugleich ins Kurze schneidet. Hingegen die deutsche macht alles lang und des Ebenmaßes wegen breit, lang, in Wörtern, und breit in Worten. Daher ist es denn eben so erklärlich, als erfreulich, daß die deutschen Staatsmänner von Frankfurt bis Wien statt des Wizzes eine Länge und Breite der Mittheilung auf ihren Lippen haben, daß sie mit diesen wol sich den nordwestlichen Amerikanern *) vergleichen können, die in der Unterlippe einen großen Holzlöffel oder auch Holzteller hangen haben. Mit diesem Löffel und auf diesem Teller tischen sie uns Deutschen auf.

§. 13.

Die Rezensenten des neunten Programms.

Der Verfasser desselben glaubte in diesem Programm ordentlich etwas Erstes und Erschöpfendes über die Witzarten vorgebracht zu haben; aber kein Rezensent dachte daran, es zu glauben oder zu läugnen, sondern ließ die Sache vorübergehen. Nur einer merkte an, dergleichen schicke sich blos in eine Rhetorik. Können die Leser nicht, denken sie, ihre Fische, wie die armen Ufer-Schotten die ihrigen, ganz ohne Salz genießen, besonders faule, die man selber macht?

---

*) Langdorfs Bemerkungen auf einer Reise um die Welt. B. 2.

Zehntes Programm.

Ueber Charaktere.

§. 14.

Ihre Seltenheit.

Es gibt allerdings noch einen und den andern Roman- und Lustspieldichter, der an seinem Genie den „Hungrigen Hund“ des Portraitmalers Huber besitzt, welcher hinter seinem Rücken dem Thiere eine Scheibe Brot so vorzuhalten wußte, daß es aus ihr so viel herausfraß, bis ein Menschenprofil davon übrig blieb; das Brot war der Marmorblock, und die Zähne der Meißel und Hammer — und dabei sah sich Huber gar nicht einmal um. Solcher Hunde laufen jetzt nicht viele über die Bühne. Wen der Schreiber eigentlich charakterisiert und trifft, ist blos er selber. Die Thor- und Polizeifrage: „Ihr werther Charakter?“ beantworten seine Theaterleute schon auf dem Komödienzettel; denn auf dem Theater selber machen blos die Kleider die Leute, und — was noch mehr ist — die Späße derselben, weil Kleiderwechsel ohne Mühe dem Lustspiele den anmuthigsten Wortwechsel und Ringwechsel zuspielt. — In Romanen hat man zur Charakterisirung nicht einmal die Kosten der Kleidung aufzuwenden nöthig, sondern die gedruckten Namen sind mehr als hinlänglich zu einem unaustilgbaren Charakter (character indelebilis) jeder Person. Nur wenige Meister treiben es bis zu der Vollkommenheit, daß sie den Charakter nicht durch einen

bloßen Titel oder Namen, vielmehr durch eine abstrakte Eigenschaft, die sie ihm statt seiner gaben, zu malen suchten, so daß z. B. der eine nur ein lebendiger Geiz ist, ohne weitere menschliche Zuthat, der andere nur eine lebendige Rangsucht u. s. w., was alles blos im Leben, aber nicht auf dem Druckpapier und Theater unmöglich ist. Im Trauerspiel würde ichs so machen — und ich wüßte nicht, wer es anders machte — daß ich entweder den teuflischen oder englischen Charakter — mehre als diese beiden Charaktere sind in der Tragödie nicht wol gedenklich — mit einzelnen glänzenden Sentenzen, die ich ihm anheftete, so bestimmt andeutete, als nur immer die Sternbilder der Jungfrau, des Löwen, des Skorpions und Wassermanns durch die Sterne seyn können, welche eine solche überirdische Person von weiten zusammensetzen.

Eilftes Programm.

Geschichtfabel des Drama und Epos.

§. 15.

Unser Segen an Trauerspielen.

Das Ende des vorigen Programms und Paragraphen ist ein guter Anfang des gegenwärtigen. Selten erbricht der Verfasser dieses ein dickes Postpaket, ohne die Furcht und das Mitleid mit sich selber zu haben, daß wieder eine Tragödie herausfahren werde, die ihm beide, nach Aristoteles, reinigen will, und hat er endlich

die papiernen Wickelkissen sämmtlich aufgemacht, so steht wirklich Melpomene mit dem Dolche da, und will ihn damit reinigen. Gewöhnlich schickt ein Jüngling die Muse. Warum macht nun ein Deutscher am leichtesten, was, nach Aristoteles, gerade am schwersten ist? Erstlich, eben deßhalb, und läßt weit den Aeschylus hinter sich, der erst im 40sten Jahre, und den Euripides, der im 43sten etwas gab; und zweitens, weil seine Fiebernatur zwischen Sied- und Gefrierpunkt, als zwei Punkten seiner Lebensellipse, zu springen nöthigt. Er will gern sein gährendes Leben und seine hinausarbeitenden Kräfte in einem Nu, durch Eine That, also durch ein Höchstes lüften; daher seine Neigung zu Krieg, Zweikampf, Renommisterei und — Poesie. Das Trauerspiel sieht nun der Jüngling für eine Sammlung von Oden und Elegieen an, welche alle die lyrischen Empfindungen, womit ihn die Jugendzeit überfüllt, geräumig aufnimmt. Er glaubt aber, was er recht lebendig in sich fühlt, das trete schon von selber mit Sprache in die Welt hinaus, und rede draußen so laut wie innen. Nur ists nicht völlig wahr. Der Empfindung ist nicht die Form angeboren, so wie nicht der Form die Empfindung. Ein Paar hundert Dichterjünglinge gleichen daher mit ihren poetischen Empfindungen den Drohnen, welche so gut, wie die Bienen, Honig saugen und in der Honigblase bewahren, da sie aber keine Wachszellen bauen können, verdauen sie den Honig selber.

Noch etwas zieht den Dolch der Melpomene aus der Scheide — die politische wolkenvolle Zeit, durch deren Himmel Morgenroth, Hagel-Heuschreckenwolken, Donnerwolken, Wolkenbrüche und Regenbogen gingen, bis auf ein Abendroth der Hoffnung, das noch daran steht,

obwol etwas ergrauend. Der Krieg, dieses Trauerspiel mit Chören, spiegelte sich im Jünglings-Geiste als ein Trauerspiel, wurde ein blutrothes Glas, durch welches er die Welt ansah und abmalte für die Bühne; und er schuf sich ein dichterisches Wallhalla, wo die Helden Wunden schlugen und bekamen, die sich jeden Abend schlossen mit dem — Theater.

Der Verf. dieses gab weiter oben zu verstehen, er fürchte sich, ein Trauerspiel zu entsiegeln, gleichsam einen Brief zu erbrechen, der auf ihn schießt, geöffnet. Denn freilich wär' ihm ein frankirtes Lustspiel von der Post lieber in seinen alten Tagen, da das Alter lieber im Sokkus, als auf dem Kothurn ausgeht. Man wünschte gern nach den Lebens-Aschermittwochen voll tragischer Grab-Asche und Buße so etwas Fastnachtzeit; aber anders als im Leben fällt in der Jünglings-Poesie der tragische Aschermittwoch früher, als die Fastnacht. Indeß fängt immer — dieses bringe man auch in die Rechnung ein — ein Jüngling besser mit einem Dichtwerke an, das strenge Form verlangt, als mit einem, das die weiteste verträgt, besser mit dem Trauerspiele, das, wie Saturnus Bildsäule, zwar nicht gebundene Flügel, aber gebundene Füße hat, als mit dem Roman der gewöhnlich wie Käfer, nur winzige Florflügel und breite Flügeldekken zeigt.

§. 16.

Ueber die Rührung.

Rührung ist nur Mitleiden bei einem fremden Schmerze. „Aber, sagt der scharfsinnige Herbart, an sich ist ja das Mitleiden nichts als eine Verdoppelung der Lei-

den, indem die fremden auch zu meinen werden.« Allein es giebt nur Ein Mitleiden, hingegen vielartige Leiden; und in jenem kommt nicht der fremde Schmerz in Gestalt eines eignen vor. — Vergißt man denn immer, daß jede moralische Vollkommenheit und Unvollkommenheit des andern von uns mit einer ganz andern Empfindung wahrgenommen wird, als von ihm selber — folglich auch sein Schmerz, so wie seine Lust — so daß man z. B. nur den andern, nicht sich lieben oder hassen, aber nie das trunkne, erquickende Gefühl der Liebe für einen andern, als fremden Werth empfinden kann, so wie das abstoßende des Hasses? — So erregt denn auch der fremde Seelenschmerz (jeder leibliche wird ja geistiger) die ganz eigne, der Liebe verwandte Empfindung des Mitleidens, die sich aus der Liebe für den Gegenstand, und aus der Vorstellung von dessen Unglück zusammenmischt. Diese allein hingegen, ohne Liebe, würde nur die Empfindung der fremden Strafe oder auch der Rachsucht geben. Gegen sich selber aber kann der Mensch, aus Mangel einer Liebe gegen sich, kein Mitleiden empfinden, und folglich keine Rührung durch eigne Schmerzen, — ausgenommen wenn er, in der Täuschung und Ueberwältigung des Gefühls sich selber entrückt, sich für eine fremde Person ansieht und als solche beweint. Nur über andere, nicht über sich kann das heilige Taufwasser der Thräne fließen; und sogar mit der Trauerthräne weinen wir nicht über uns, sondern um den todten Geliebten, welchem die Phantasie und die sinnliche Gegenwart, trotz allem Glauben an sein besseres Leben, ein zerstörtes, entbehrendes leihen, das vollends durch die von seiner Abwesenheit gesteigerte Liebe uns noch heftiger verwundet.

Die Thräne selber übrigens ist nur der körperliche Nilmesser des Austretens irgend eines Gefühls, der Thautropfe des Danks, das Haderwasser des Grimms, die Libazion der Freude, — kurz ihre Tropfen bilden den Regenbogen aus allen Farben der Empfindungen.

Wie bringt nun der Dichter die Rührung, dieses Mitleiden mit einem fremden Schmerze, im Leser hervor? Es ist viel schwieriger, als man annimmt; der Mann wird leichter lachen, als weinen, ja sogar leichter sich erheben, da die Größen des All ihm das Gefühl des Erhabenen gewaltsam aufdringen. Horazens Regel: „weine, wenn ich weinen soll,“ widerspricht, falsch verstanden, der andern Regel: „der Dichter lache nicht vor, wenn der Leser nachlachen soll.“ Wir haben aus jenen weinerlichen Zeiten, wo jedes Herz eine Herzwassersucht haben sollte, ganz nasse Bände, worin, wie vor schlechtem Wetter, Phöbus in Einem fort Wasser zieht, uns aber damit nur desto mehr austrocknet. Woran nun liegts? Daran, daß der Schriftsteller sein Mitleiden, und nicht das fremde Leiden darstellt, und durch jenes dieses malen wollte, anstatt umgekehrt. Daher erstreckt sich das Reich der Rührung am meisten über die tragische Bühne, welche blos das Unglück und den Schmerz langsam entwickelt, das Mitleiden aber, das sonst der Schriftsteller aufzustellen sucht, dem Zuschauer anheim stellt. Ein Meister in andern Darstellungen gebe mir hier das Muster einer der mislungensten, nämlich Thümmel. Eine Wahnsinnige im Irrenhause *), körperlich und geistig von hoher Bildung, verflucht den treulosen

*) Im neunten Bande seiner Reise rc.

Geliebten, dessen Pfand der unglücklichsten Liebe sie unter ihrem jammervoll pochenden Herzen trägt, das aber nach den Versicherungen des Arztes, sich in der Stunde der Entbindung beruhigen und herstellen wird — — für diese Unglückliche will er uns Rührung mittheilen durch folgendes Mitleiden, das der Weltmann mit ihr hat: „sein Herz war zusammengedrückt wie ein blutiger Schwamm“ (S. 61), — „ihr Auge begegnete dem Thränenstrom des seinigen“ (S. 62), — „der Tenor ihrer Klagstimme ergriff sein todtbanges Herz“ (S. 63), — „die Szene faßte sein sträubendes Haar mit unwiderstehlicher Gewalt und lähmte seine Glieder“ (S. 72), — „drohte sein armes Herz zu zerreiben, die Gewalt des Jammers hatte ihn unwissend zu Boden geworfen, knieend flehte er Gott um Linderung“ — „seine zerbeizten Augen starrten vor sich“ (S. 74), — „und die Stille, die nach einem solchen Aufruhr sein Gehör überfiel, erleichterte sein blutendes Herz, um es desto heftigeren Nachwehen Preis zu geben“ (S. 77), — „suchte er ein zweites Schnupftuch, denn das gebrauchte war ganz durchnäßt von Thränen“ (S. 88). —

Ein solches, ohnehin für einen Mann und Weltmann übertreibendes Mitleiden erkältet durch seine Künstelei auch die wenigen Seiten, wo der Schmerz die Seele erwärmt hatte. Himmel! wie weiß der Großmeister in der Rührung, wie der in der Laune, Sterne, die Thräne zu rufen, ohne seine Stimme einzumischen, indem er blos das wundenvolle blutende Wesen entschleiert! Er läßt z. B. die Geschichte der wahnsinnigen Marie, die ihren Jammer blos auf der Flöte vor der heiligen Jungfrau aussprach, von dem Postillon mit halben Winken geben, dann ging er zu ihr und ihrer

Ziege, und endlich erzählte sie ihm — wieder auf der Flöte, eine solche Geschichte des Jammers, daß er aufstand und mit schwankenden Schritten langsam nach seinem Wagen ging. (Tristram Shandy, Vol. 9. ch. 24). — Und so wenig oberflächlich, sondern so bis in die feste Tiefe hinein bewegt er das Herz, daß, wie in Mariens Geschichte, sogar neben den scherzhaften Wendungen die Rührung besteht, ja wächst, und neben der Thräne des Lachens die des Mitleidens fortfließt.

Nicht das ausgesprochene Mitleiden des Malers kann rühren, denn dieses ist Eines und dasselbe für den vielgestaltigen Schmerz, der, wie der indische Chrishna, auf der Erde in tausend Menschwerdungen erscheint, jenes gibt der Anschauung nur abstrakte Zeichen der Empfindung, nur Worte; sondern die Ursache des Mitleidens vermag es, die den fremden Schmerz zergliedert in seinen aus einander und auf einander folgenden Gestalten dem Auge vorüber führt. Dieses sich selber motivirende Zeit- und Raum-Aufeinander der Wunden überwältigt unser Herz siegreich, ohne einen einzigen vorlauten Seufzer des Malers, ja des Gegenstandes, am meisten auf der tragischen Bühne; und Schillers Muse stand auf ihr als ein Taufengel mit Thränenweihwasser, als Thekla mit ruhig gehaltener Geberde das Sterben ihres Geliebten unter Pferdefüßen anhörte.

Aber freilich ist nicht das bloße Verstummen des Künstlers an sich ein Wehklagen seines Gebildes, sondern wenn jener alte Maler den unaussprechlichen und sprachlosen Schmerz des Trauervaters durch eine Hülle über dessen Haupte bedeckte, so mußten ihm vorher die andern Mitklagenden mit enthüllten Schmerzen weinend

vorausgegangen seyn, und das nächste Jammerauge hinter dem Vater konnte schon nicht mehr weinen.

§. 17.

Ueber die Sentenzen im Lustspiel.

In den Elias-Mantel, den Schiller bei seiner Himmelfahrt fallen ließ, haben sich Trauerspiel- und Lustspieldichter als redliche Finder getheilt, um für ihre Bühnenleute den reich mit goldnen Sentenzen besetzten Mantel auszubrennen. Denn Sentenzen sagen viel, und sind wahre alte, aus dem Munde der gothischen Figuren hangende Zettel. Kein Schriftsteller ist an Sentenzen und allgemeinen Bemerkungen über die Menschennatur reicher (Schiller am wenigsten), als Göthe in seiner — Prose, und doch behängt er mit diesen schweren Edelsteinen seine fliegenden Musen und seine unbekleideten Grazien nicht — indeß sey dieses nur eingeschaltet. — Im Lustspiel nun haben den Sentenzenprägern weder Plautus, noch Aristophanes nachgeahmt, noch Shakspeare, noch Molière, aber desto mehr Kotzebue, Müllner, auch sogar Steigentesch, die Sentenzen-Stickerei. Und doch versöhnt sich das Trauerspiel leichter mit allgemeinen Betrachtungen, weil große Ereignisse von selber Blick und Herz auf das Große und Allgemeine des Lebens richten — als das Lustspiel, wo die Reflexion nur als eine Satire auftreten kann. Da nun darin mit den allgemeinen Sätzen, z. B. Männer die Weiber, und diese jene verurtheilen, kurz immer streitende Parteien einander: so hat man die Pein, über dieselben Menschen von einem satirischen Ja und Nein hin und her geworfen zu werden.

§. 18.

Mißwachs an Lustspielen.

Ach! gäb' es in Deutschland nur so viele gute Komödien, als gute Komödienspieler, und gäb' es wieder so viele gute Tragödienspieler, als Tragödien! — So aber muß man im komischen Falle bei dem Schauspielhause vorbeigehen, der Stücke wegen, und im tragischen der Spieler wegen. Doch bleibt immer noch das Operntheater übrig, wo die Musik den Spieler, und das Marionettentheater offen, wo der Souffler des Holzes den Dichter ersetzt. — Wie kommt es? Zwei sehr ernste Völker haben viele und gute Lustspiele, die Spanier und Britten, und zwei lebhafte und lustige haben wieder viele und gute, die Franzosen und Italiener; — aber der Deutsche nichts rechtes in seinem mittlern Zustande der Seelen nach dem Tode. Eben darum; sein Gefühl für Thorheit ist so kalt und matt, daß er sogar ausländische leicht für Schönheiten ansieht; wie sollen aber einem Volke seine alltäglichen, anerzogenen, blutverwandten Thorheiten auffallen, wenn ihm nicht einmal blutfremde, ungewohnte thöricht erscheinen, sondern öfter gar nachahmwerth? So geht denn der Geist des Deutschen in anständiger Zivilkleidung einher, und, hält als geborner Bürger, ja Kleinstädter Europens, sich in seiner Mitte fest, ohne stark zu lachen.

Neuerer Zeit borgen wir zu den ausländischen Thorheiten noch auch die Thoren vom Auslande für unser Lustspiel, damit wir, wie Mönche, gar nichts Eignes haben, und sogar in eine uns so unpassende, bald zu weite, bald zu enge Form, wie z. B. die eines Calderon, oder der französischen oder der römischen Lust-

spieldichter, werden wir geschlagen. — „Ist kein Lessing da?" sollte man bei jedem Vorhangaufziehen vor einem Lustspiel ausrufen; denn Lessing ist der wahre deutsche Plautus, und sogar seine jugendlichen Lustspiele sind deutscher, als unsere neuesten gereimten, und seine spätern Bruchstücke gar Meisterstücke. Aber wir werden endlich so weit kommen, daß wir vor Anfang des Stückes sogar rufen: „ist kein Kotzebue da?"

Zwölftes Programm.

Ueber den Roman.

§. 19.

Jetziger Segen an Romanen.

Eigentlich begehrt und braucht jeder Mensch seinen besondern Roman. Wie für Griechenland Homers Epos alles war und gab, so ist der Roman, besonders für Leserinnen und Jünglinge, das prosaische Epos ihres Lebens, ihrer Vergangenheit und Zukunft. Da aber jeder etwas anderes erlebt und etwas anderes begehrt und träumt, so könnte jeder für sein besonderes Leben seinen individuellen Roman gebrauchen — und den liefert wirklich jeder junge Romanschreiber, aber nur für seine eigene Hauswirthschaft, seine Thaten, und Wünsche, und Ziele, und alles steht in seinem Privatroman ausführlich und poetisch verklärt. Was freilich den Leser anlangt, so suche sich der einen andern Roman, der mehr für ihn paßt.

Wenn ein Tragödien-Dichter mühsam in den Feldern der Geschichte — oder in seiner Phantasie seinen Baustoff aufsucht, sein Bienen-Wachs für die Zellen seines Honigs und seiner Brut: so hat es der Romanschreiber zehnmal besser, der in einer Mittelstadt wohnt, und am allerbesten der in einer Residenzstadt, weil er darin einen Schutthaufen von Begebenheiten und Personen zum Verarbeiten in seine Schreibbauten aufstoßen, und er statt einer Biene eine Kleidermottenraupe spielen kann, welche schon auf den Kleidern sitzt und frißt, woraus sie ihr eigenes Kleid und Gehäuse zu machen und zu flicken hat. Daher kann ein solcher Mann in jeder Messe mit Drillingen, ja Sechslingen von Romanen niederkommen; ja mit einer solchen Blattlausfruchtbarkeit kann er, wenn er dazwischen noch auf die Blätter der verschiedenen Taschenkalender fliegt und legt, schon auf Erden das halbe Paradies einer Jüdin haben, die im künftigen jeden Tag, nach den Rabbinen, gebären kann.

Alles, was der Autor dabei zu thun strebt, ist — da in seinen verschiedenen Romanen die nämlichen Charaktere, Liebschaften, ersten Küsse, Begeisterungen und Nöthen wiederkehren, — alles in mannigfachen Titeln und frischen Namen zu geben, aber lockenden, so wie die Baumeister der englischen Gärten die Einsiedeleien gewisser Bedürfnisse in allerlei Zierliches verbergend einkleiden, in ein Monument — in eine Nische — in einen Holzstoß — in einen Obelisk — oder anders. — Und doch kann man sich hier nicht jedes Ernstes enthalten! — Verurtheilt und bekehrt auch denn gar kein Gewissen, weder ein ästhetisches, noch sittliches, ihr literarischen Goldschläger, die ihr aus eurem empfange-

nen schönen Pfund ein Buch geschlagenen Goldes nach dem andern hämmert, anstatt Brustbilder der Kunst zu prägen? Könnt ihr den ersten Beifall der Leser undankbarer belohnen, als daß ihr euch von ihm verschlimmern laßt, anstatt von ihm verbessern, und, daß ihr ihren Geschmack noch mehr herabstimmt, anstatt den eurigen hinauf? Ihr beraubt die ganze Gemeinde eurer Leserinnen durch eure Leerheit und Alltäglichkeit um eine Zeit, eine Bildung und einen Umgang mit höheren Werken, wie ihr schwerlich bei einer einzigen Leserin thun würdet. Höchstens ist zu loben, daß ihr ihnen mehr Geld abnehmet, und ihnen weniger Zeit entwendet, indem ihr das in engen Zeiträumen Geschriebene in weite Papierräume versäet und die Kapitel in Kapitelchen zersprengt, und unter der Vorspiegelung eines großen Zeitaufwandes, nur den kleinsten abfodert. — Könnt ihr eure sämmtlichen Werke geben, oder wir lesen, da in jedem Buche alle sämmtliche stecken, und in allen diesen keines?

Eure Vielschreiberei wirft euch eure Kräfte vor, deren Stralen statt des Zeitstreuglases nur das auf einzelne Werke gerichtete Sammelglas gebricht. — Warlich, ihr nöthigt wenigstens Männern die Sehnsucht nach den alten, mehr derben Lehrromanen eines Itzehoer Müller, Breslauer Hermes, besonders des trefflichen Friedrich Schulze und anderer ab, damit man statt nach dem dünn und weiß geschlagenen Schaum von bodenloser, phantastischer, mystischer, frömmelnder, von einer mehr faulen, als geistigen aufgetriebenen Gährung, wenigstens nach Pumpernickel, Serviettenklößen und Schiffbrod greifen könnte.

Dreizehntes Programm.

Ueber die Lyra.

§. 20.

Dichten mit Empfindung und ohne sie.

Die bloße Empfindung schafft nicht den Dichter, aber der bloße Dichter auch nicht jene. Im ersten Irrthum ist der Jüngling, im zweiten der Kritiker.

Nichts hält die Empfindung für leichter, als aus dem ersten Herzen herauszugehen in ein zweites, ja sie vermuthet schon in diesem ihre Zwillingschwester. Aber ein volles Herz gleicht einem vollen Gefäße, das, so lange es noch im Ziehbrunnen geht, leicht aufwärts steigt, hingegen schwer emporzuheben wird, wenn es die äußere Oberfläche durchbrechen soll. Der Jüngling hält jede Empfindung für eine Ode, oder einen tragischen Monolog und Dithyrambus, denen nichts fehlt, um zu fliegen, als Füße, oder metrisches Fußwerk, und sieht überhaupt das Doppelwasser der Trauer- und Freudenthränen für Hippokrene an. Allein zum Dichten gehört ein Zwillingmensch, ein dargestellter und ein darstellender zugleich, wie sonst bei der Kaiserwahl der Churfürst, er mochte immer selber in Frankfurt seyn, doch seinen Gesandten und Repräsentanten stellen mußte, der den Kaiser wählte. — —

Auf der andern Seite lehrte eine nun halb eingefallene Schule, deren poetische Schüler und Schulschriften, z. B. die Friedrich Schlegelschen, ihre kurze Unsterb-

lichkeit aber überlebt haben: — man könne seinen Vers und seinen Sonettenreim auf alles machen, möge man nebenher empfinden, was man wolle; — z. B. einen Bußpsalm im Palais royal hecken, und ein Bajaderenloblied in der Kathedralkirche; denn die Form sei alles und auch der wahre Inhalt, und eine chinesische Theetasse sei zugleich der chinesische Karavanenthee; und der schönste Beweis davon sei ihr Meister Göthe.

Aber dieser ist eben der schönste Gegenbeweis davon. Denn ihm ist jedes Gedicht ein Gelegenheit-Gedicht, und seine Lebensbeschreibung beweiset uns, daß seine Wahrheit nicht Dichtung war, sondern seine Dichtung Wahrheit, und daß seine poetischen Werke so gut Kinder des Herzens sind, als seine moralischen. Daher wird ein Dichter nie eine Empfindung so gut malen, als zum erstenmale; später verliert das Gemälde immer mehr vom göttlichen Range einer Erstgeburt. Nur gebe der Künstler dieses Farbenerblassen nicht seiner Entkräftung, sondern seinem Herzen schuld, das unmöglich eine zweite, dritte Liebeerklärung mit dem Feuer einer ersten geben kann. Derselbe Dichter wähle aber einen ganz neuen Gegenstand zum Malen: er wird die alten Kräfte wiederfinden. Ja sogar derselbe von seinen Gefühlen erschöpfte Gegenstand wird für seinen Pinsel mit neuen Morgenfarben aufgehen, wenn er ihn vor neue Augen bringt, und so aus fremden Herzen neue Gefühle und neue Farben schöpft, für denselben Sonnenaufgang, denselben Frühling, denselben Liebehimmel.

Vierzehntes Programm.

Ueber die Darstellung.

§. 21.

Schwierigkeit der Prose.

Die Kunstprose fodert so viele Anstrengungen, nur anderer Art, als die Verskunst. Der prosaische Rhythmus wechselt unaufhörlich, das poetische Metrum dauert das Gedicht hindurch, und die Perioden bilden einander nicht, wie die Verse den vorhergehenden, nach. Den unaufhörlichen Wechsel ihrer Länge und ihrer Wortstellungen bestimmen die zahllosen Gesetze des Augenblicks, d. h. des Stoffes. Prose wiederholt nichts, das Gedicht — so viel. Jene prosaische Vielgestaltigkeit nimmt daher leichter die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Schriftsteller auf, als die Poesie; die großen Prosaisten sind einander unähnlicher, als die großen Lyriker; z. B. die Prosaisten Herodot, Xenophon, Thucydides, Platon, Cicero, Cäsar, Tacitus, oder gar die Deutschen, Lessing, Winkelmann, Haman, Göthe, Jacobi, Wieland rc. Besonders die Franzosen fliegen nur gefesselt, gehen aber ungebunden zu Fuß; und nur ihren Dichtern ist die Eigenthümlichkeit genommen, aber ihren Prosaikern geblieben; z. B. einem Montaigne, Voltaire, Pascal, Diderot, Jean Jacques, Montesquieu, Büffon rc. Aber freilich fällt überhaupt in der Höhe des Dichtens die Mannigfaltigkeit weg, so wie der Himmel wenige Farben, und die Erde Millionen hat; so läßt die höhere Dicht-

kunst keine Eigenthümlichkeiten zu, und die komische jede, so wie jeder einen anderen Sprachton hat, aber die Singstimmen sich ähnlichen. — Büffons Wort: der Stil ist der Mensch selber, wird noch durch die Erscheinung fester, daß große Schriftsteller ihren eigenthümlichen Stil, wie sehr sie auch in spätern Jahren und Büchern an Kräften und Einsichten wachsen und wechseln, schon in ihren ersten Werken entscheiden. So springt aus Lessings Kopf schon in seine ersten Vorreden die Minerva seines Stils ganz bewaffnet; so hält sie schon in Hamanns ersten Werken der Welt ihr Medusenschild entgegen, um sie von sich zu scheuchen. Uebrigens gibt es im Stile zwei Arten, gleichsam ein Lagerobst und Lagerbier. Das anfangs strenge Lagerobst eines Herders erweicht und versüßt das Alter. Das anfangs schwächere Getränk wird auf dem Lager der Zeit stärker, ja strenger; so Wieland in seiner späteren Zeit, so Rousseau, und selber Cicero in seinen Reden, z. B. für den Attikus. Indeß bleibt ein Alter des Alterthums sich im Stile gleichförmiger, weil er später anfing, und nicht erst unter dem Schreiben reifte, sondern ein Paar Jahrzehnde vorher. Bei den Neuern freilich hat der Stil den Weg vom Jüngling zum Greise zu machen.

Allen Schriftstellern wurde der Stil häufiger nachgeahmt, als dem originellen Lessing, aber nicht wegen eben seiner Eigenthümlichkeit selber; — denn die größere ist gerade die bequemere zum Nachahmen — noch weil Glanz und Abglättung seiner Sprach-Kunstwerke schwierig nachzuprägen war — denn seine Goldstücke fühlten sich gerändert genug an — sondern darum: die Eigenthümlichkeit war nicht Bildermalerei, nicht Gefühlausdruck, nicht Wortebbe, noch Wortfluth, nicht Kraft- und

Prachtglanz der Phantasie — alles gewöhnliches Gränzwildpret für die Jägerschaft der Nachahmer — aber sein Stil war, wie der demosthenische, die lange Schlußkette einer logischen Begeisterung, in vielfache Windungen, aber nicht als wie eine Blumenkette, sondern wie eine Fangkette gelegt und ausgebreitet, gleichsam eine Gebirgkette, womit er die Wahrheit einschloß. Daher kam die dialogische Form mit den ein- und ausspringenden Winkeln ihres Stroms, daher seine Vorliebe für die Antithesen, die Wiederprallichte und Reverberen für das schnelle Erkennen. Allein eben dieser mit der Sache durchwirkte Stil, der nicht das todte Kleid, sondern der organische Leib des Gedanken ist, wird schwer kopirt, weil man nicht eine Wachsgestalt, sondern einen lebendigen Menschen wiederzugeben hat, noch abgerechnet, daß man überhaupt Kälte und Ruhe nicht so leicht und gern nachmalt, als Wärme, Glut und Sturm. Meißner versuchte es mit einigen stilistischen Aeußerlichkeiten Lessings, aber aus Armuth an dessen Geist ohne Erfolg. Doch zur Fortpflanzung einer, den alten Sprachen abgeborgten Lessingschen Eigenthümlichkeit, dem Hauptsatze die unwichtigen Einleitsätze lieber nach, als voranzustellen, hätte schon die Leichtigkeit, womit ich sie hier selber nachspiele, die Nachahmer mehr verführen und der Gewinn der Zusammendrängung mehr ermuntern sollen, als geschehen.

Funfzehntes Programm.

Fragment über die deutsche Sprache.

§. 22.

Sprachautorität.

Weder der Sprachforscher, noch der Genius, noch das Volk allein, besitzen das Sprachregale, und können aus eigner Machtvollkommenheit ein neues Wort oder gar eine Wortfügung einsetzen zur Regierung. Der erste nicht, weil dieser Sprachgesetzgeber beinahe nur andern Gesetzgebern befiehlt, die wieder ihm befehlen, und weil überhaupt ihre grammatischen Pandeckten der Menge so verborgen und unzugänglich sind, als die florentinischen. Der zweite, der Genius, nicht, weil es nur eine päbstliche, und keine geniale Unfehlbarkeit und Wahrheit-Statthalterei gibt; — und das dritte nicht, das Volk, das eben so oft den beiden vorigen gehorcht, als befiehlt und mehr pflanzt, als säet. Aber worauf ruht denn endlich die Sprachherrschaft der neuen Wörter und Wortfolgen? Auf allen Dreien auf einmal, wie jede Regier- und Staatgewalt, d. h auf dem Dreifuße von Gesetz, Macht und leidendem oder thätigen Gehorsam. Auf diesem legitimen Dreifuße — woran freilich oft ein Bein länger ist, als das andere — stehen die Reiche erträglich, wenn nur nicht der Fuß gerade einen gekrönten Cerberus-Dreikopf trägt; ein Theil Macht oder Eroberung, ein Theil Gesetz oder Herkommen, ein Theil Einwilligen oder Mitstimmen der Menge. So kommt denn

wie ein Napoleon, ein Wort auf den Thron durch die Macht eines erobernden Dichters und die Einstimmung der von ihm regierten Menge, und durch den Beitritt der Sprachanalogie. Man muß aber nicht zu genau und in zu ähnlichen Theilen absondern wollen, weder bei regierenden Wörtern, noch regierenden Häuptern.

Zuweilen vereinigt ein Schriftsteller zwei Gewalten in sich, zugleich den Genius und den Sprachforscher, und nur in diesem Falle ist seine Autorität klassisch. Daher können Lessing, Klopstock, Voß gültiger und rechtskräftiger ein neues Wort mit der Herrschaft belehnen, als ein Göthe, oder Schiller.

§. 23.

Ausrottung des Mißton-S in Doppelwörtern.

Nichts gewährt so entgegengesetzte Gefühle und Ansichten, als die beiden Reiche der Mathematiker und der Sprachforscher. Die stille, nach Außen zu abgeschlossene Herrnhuter-Gemeinde der Mathematiker für Erde und Himmel, geht als ein Friedenreich um die ganze Erde, und alle Bürger beschirmen, beerben und bereichern einander wechselseitig. Hingegen das Reich der Sprachforscher ist ein Archipel von Feindschaftinseln. Jeder auf seinem Throne allein lebend und andern ungehorsamen als Unterthanen befehlend, die nur zum Bekriegen landen, und vom Festlande nur in der Ferne gehört und nothdürftig befolgt. Blos Adelung errang eine kurze Reichsverweserschaft, und zwar durch den Beistand eines Wörterbuchs, welches wieder Campen nichts half. Grimms altdeutsche Grammatik, deren

Reichthum ihr einziger Herold ist, fand keinen einzigen Renzensenten; Wolkens Anleit zur deutschen Gesammtsprache nur Einen, aber leider keinen Sprachforscher, sondern in der Jenaer Literaturzeitung einen anderen Forscher, der die Gallenblase als Schwimmblase zum Fortkommen im fremden Elemente benutzte. Blos der Verf. dieses Paragraphen hatte, eben weil er so wenig ein Sprachforscher war, als der Jenaer Rezensent, wenn nicht das Glück, doch das Schicksal, von andern Rezensenten, gleichfalls sein Buch über die deutschen Doppelwörter betreffend, auf eine angenehme und zarte Weise behandelt und gefaßt zu werden, nämlich ganz auf der Oberfläche. Das Innere des Büchleins und der Sache rührte und tastete man nicht im Geringsten an. So ließ man denn unangefochten die tausend Beispiele der Wörter ohne regelwidriges und Mißton-S — die daraus abgeleitete Sprachanalogie, und die neuen Zusätze, besonders die Postskripte mit ihren Widerlegungen fremder Einwürfe, und mit der Analogie der englischen Sprache — die Erforschung der eigentlichen Natur der Doppelwörter — die Regel und die Regellosigkeit halb ausländischer Doppelwörter, wie Doktorhut und ediktswidrig u. s. w. Der zweite sprachunkundige Splitterrichter — denn der Jenaer war der erste, war Müllner — prägte für mich mit mehr Schonung, als Witz, den an ch albernen Titel Anti-Essist, und setzte sich dadurch selber zu einem Essisten herab, was man so wenig seyn darf, als ein Errist, Ennist, ließ sonst aber meine grammatischen Gründe, und besonders die neuen Postskripte unangetastet, vielleicht weil er sie nicht gelesen. Der dritte, aber etwas verächtliche, Sprachunkundige rezensirte mich in der Halleschen Lite-

raturzeitung *), und glaubte, wie alles ganze kritische Geflügel, seine Flügel zu bewegen, wenn er stark seine Nasenflügel bewegte. Endlich aber rezensirte ein Sprachforscher, Herr Docen, ohne das, was man einen guten Stil nennt, in den Wiener Jahrbüchern das Büchel-

---

*) Ich will von dieser Rezension, die, ungleich dem horazischen Ungeheuer, nicht mit Mißgestalt endigt, sondern sogleich damit anfängt, so viel Anfang hier kopieren, als mein Ekel verträgt. „Der berühmte Verfasser hat bekanntlich viele wohlgedachte Bücher, aber alle in einem ziemlich übellautenden Style geschrieben. Zu diesem Uebellaute, der hauptsächlich im Mangel des (auch in der Prose nicht wol zu entbehrenden) Rhythmus besteht, hat nebenher auch der unmäßige Gebrauch willkührlich gebildeter Stammwörter beigetragen, wozu diesem Schriftsteller sein Ueberfluß an zuströmenden Vergleichungen der heterogensten Dinge, und sein Hang zu bizarren Anspielungen auf entfernt liegende Aehnlichkeiten von jeher zu verleiten pflegte. Das mag er wol endlich, wo nicht erkannt, doch gefühlt haben, und so ist er auf den Gedanken gerathen, den Organismus unserer Stammwörter von zwei angeblichen Krankheiten zu heilen. Die einen nennt er in seiner wunderlichen, bisweilen in das Ekelhafte sich verirrenden Manier, S-Krätze, worunter er den unnöthigen und unrichtigen Gebrauch des bindenden S bei der Zusammensetzung (z. B. in Liebesbrief) versteht. Die zweite ist der ihm fehlerhaft scheinende Gebrauch der Mehrzahl statt der Einzahl (z. B. Mäusefell, Gänsefuß, Schneckenhaus), und wieder umgekehrt (z. B. Nußbäume) u. s. w." Allg. Lit. Zeitung, October 1820. — Diese wenigen Zeilen bauen einen der seltensten Augias-Ställe, wo von Zeile zu Zeile sich Verdrehung, Lüge, Unwissenheit, Plattheit, Schiefheit des Ausdrucks und des Gedankens und Sprachfehler aufhäufen.

chen, und nachdem er mehr diesem, aber weniger dessen Gründen lange widersprochen, fällt er wieder ihm von weitem bei, indem er lieber sich selber widerspricht und aus ältern deutschen Werken folgende Beispiele der S-Weglassung als Sprachgebrauch mit Billigung anführt: Unglückstifter — Bundgenoß — Rathherr — Blutfreundschaft — Gottfurcht — Himmelschlüssel — Befehlhaber — Befehlschreiben — Gesichtdeuter — Freiheitbrief — Hülfvölker — Hülfmittel — Keuschheitspiegel — Andachtliebe — Wahrheitbote *). Was soll nun da ein Freund der Regel und des Wollauts, zumal wenn Professor Köppen, als ähnlicher Freund und ausübender Schreiber, in seiner Rezension hoffend sagt: „wir wollen einmal in fünfzig Jahren sehen, ob das S noch vorhanden ist,“ was soll man, frag ich selber, da machen? Wenigstens nicht von neuem schreiben, nach dem Schreiben, sondern lachen und warten — dann hoffen und warten — und endlich warten.

*) In den Wiener Jahrbüchern der Literatur, Juli 1821. Bd. 15.

I.

Miserikordias Vorlesung in der Böttigerwoche.

Für und an Schriftsteller.

Vorerinnerung.

In der großen Vorschule zur Aesthetik hielt der Verfasser, wie druckbekannt, drei Meßvorlesungen, die erste in der Böttigerwoche, die zweite oder Jubilate-Vorlesung in der eigentlichen Meßwoche, und die dritte oder Kantate-Vorlesung in der Zahl oder Buchhändlerwoche. Hier nun will er der Nachschule jeder Meßvorlesung eine kurze Nachlese anheften, und zwar in der Böttigerwoche an und über Schriftsteller, in der eigentlichen Meßwoche an und über Rezensenten, und in der Zahl- oder Buchhändlerwoche an und über Leser reden; und zwar wird man in jeder Woche nur Eine Stunde vorlesen, die wieder am schicklichsten in vier Viertelstunden zerfället wird. Man wird, wie gewöhnlich Lehrer thun, die Viertelstunden möglichst abzukürzen trachten, und gern etwas später anfangen, und etwas früher aufhören.

Erste Viertelstunde.

Werth des literärischen Schnitthandels, oder Feilstaubs, oder Blumenstaubs, oder der Gedankenspäne, oder Papierspäne u. s. w.

Wer kein großes Ganze, kein System, kein Fertiges hat, der muß diese haben und geben. So gab No-

valis Blumenstaub, Friedr. Schlegel Feilstaub oder Fragmente, oder Sentenzen, andere thaten Aussprüche von Gehalt, tiefe Blicke und so fort. Man nahm sich hier mit Recht die Käsemade zum Muster, welche, da sie nicht gehen kann, dafür außerordentlich springt, und zwar dreißigmal höher, als sie lang ist. Plattner kehrte es um, und gab unter dem Namen Aphorismen ein wirkliches System; aber wenn philosophische weniger als schöne Geister gern mit Sentenzen, Genieblicken, Genieblitzen und Feilstaub auftreten, so hält die Welt sie mit Vergnügen für Philosophen. Auch jede andere Wissenschaft vertreten gute Madensprünge leicht.

Zweiter Viertelstunde erstes Minutenfünf *).

Rechte und Vorzüge der literarischen Erstgebornen.

Diese Rechte und Vorzüge lasse man den ersten Werken der jetzigen Schreiber, weil sie wissen: Anfang gut, alles gut; so daß sie, gleich den Oliven durch den ersten Druck das feine Jungfernöl hergaben, und bei der zweiten stärkern Presse nur Baumöl, bis sie endlich bei der dritten nur gemeines Brennöl liefern. Ich könnte

*) Wer dieses Abschnittchen anführte, müßte, wenn er nicht obenhin wie ein Franzose zitiren wollte, in jedem Falle schreiben: Miserikordias Vorlesung. Zweite Viertelstunde. Erstes Minutenfünf. So muß ich ja selber fremde Werke, obgleich mit unendlichem Ueberdrusse an der Weitläuftigkeit, oft so anführen: Des ersten Bandes zweiter Theil. Dritte Abtheilung, wo eine einfach fortlaufende Abtheilung in lauter Bände viel vernünftiger wäre, aber nicht gelehrter.

die meisten Roman- und Vers-, Lust- und Trauerschreiber der neuern Zeit anführen, die, wie Handwerker, anfangs ein Meisterstück lieferten, und dann, natürlich wie diese, nichts als gemeine Arbeiten machten. Lessing gab seinen Nathan erst zum Beschlusse, indeß die Neuern sogleich mit ihrem Besten beginnen, und auf dieses nicht erst warten lassen, sondern nur auf ihr Schlechtes und Schlechtestes, das sie allmählig erst, mit der Zeit aber desto gewisser gaben, indem sie, wenn jene Aelteren sich aus der Tiefe hinaufschrieben, sich von ihrer Höhe hinunterschreiben. Wir Leih- und Lesebibliothekleser verdanken diesen Genuß des besten Weins am Anfange der Mahlzeit — wenn man geringfügige Einflüsse bei den schlechteren Weinen, wie vereinigte Geld- oder Handelliebe von Buchschreiber und Buchhändler zugleich, nicht anschlagen will — besonders dem Umstand, daß der Dichter jetzo nicht sowol macht, als gemacht wird von der Zeit, deren Blüte und Blumenlese und Destillazion sein erstes Werk ist; dann hat er freilich nichts weiter einzuschenken, keinen neuen Wein-Ausbruch nach dem alten, aber sie drücken fort, und liefern zuletzt noch den Strohwein als Stroh. Die Frauen lesen sich am Ende eine schöne Prose in die Feder, und machen nichts daraus, als höchstens Briefe, aber die Jünglinge sich eine schöne Poesie, und machen eben Bücher daraus.

Zweiter Viertelstunde zweites Minutenfünf.

Werth der Eilschreiberei.

Ich preise keinen Leser glücklicher, als einen, der etwa nach hundert, oder gar tausend Jahren geboren wird: dieser findet doch etwas zu lesen, und Auswahl.

Wir Zeit- oder Jahrtausendarme sind bald fertig, und ungeachtet unserer drei Meßernten (denn die Weihnacht- oder Neujahrmesse mit Almanachen verachte man nicht) haben wir, wie die Hindostaner bei ihren drei Reißernten jährlich eine Hungersnoth, — so nichts Rechts zu lesen. Was große Schriftsteller jährlich liefern, will ich in drei Abenden durch haben. Wir müssen uns daher an die mittleren, ja schlechten halten und klammern, und an ihnen saugen, so lange etwas da ist. Aber um so willkommener sei uns doch jeder Umstand, der uns diese Schriftsteller und ihre Werke vervielfältigt. Und dieß leistet gewiß am sichersten die endlich eingeführte Schreibregel, nicht zu feilen, sondern den ganzen Aufwand von Feilstaub und Zeit zu ersparen. Ein solcher schreibt und steht schon mit einem dritten Band auf der Messe aus, indeß ein anderer noch zu Hause an seinem ersten raspelt und feilt. So gebären Weiber, die ihre Geburten nicht erst säugen, dem Staate jährlich etwas mehr. Noch mehr Zeit und Menschenkraft als durch Dampfpressen, werden durch solche Dampfdintenfässer geschont von ordentlichen Schreibimprovisatoren. Nur könnten deutsche Stegreifschreiber alles noch viel weiter treiben. Gibbon sandte jeden Bogen nach dem Schreiben eiligst in die Presse, damit sie ihn gegen die Feile deckte. Ja, der genialste Romanschreiber der Franzosen, Retif de la Bretonne, schrieb seine Romane nicht einmal vorher, sondern als Buchdrucker setzte er sie sogleich — wodurch von selber alles Ausstreichen wegfiel; — und wie jener, den man den französischen Richardson nannte, machte es auch der brittische, ebenfalls ein Buchdrucker. So halte sich denn ein heutiger Schreiber wenigstens für einen transzendenten Setzer, der nicht Satz und Korrektur zugleich be-

sorgt. — Wenn überhaupt deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts es, wie die Methodisten in England, für Sünde gegen ihre Eingebungen halten, sich auf das, was sie sagen wollen, vorzubereiten, so hat man doch die Gewißheit, daß man keine Nachtreter hinter Gesetzgebern, sondern vielmehr Monde vor sich hat, welche um ihren Phöbus ganz allein und ohne eine herumführende Erde laufen.

Zweiter Viertelstunde drittes Minutenfünf.

Ueber Tagblätter und Taschenbücher.

Unser Lebensbuch wird immer mehr Flugschrift, die nicht still liegt, welche dünn, und wenig trägt und fliegt, und verfliegt. — Von den Luftschiffen an bis zu den Dampfschiffen und Schnellposten beweiset es sich, daß Europa jetzt unterwegs ist, und eine Völkerwanderung der andern begegnet. Zu Hause sitzen nur wenige, und zwar auch nur, um sich ihre Läuferschuhe zu besohlen, und den Pilgerhut als Pilger nach dem eigenen unheiligen Grabe zu befiedern. So werden nun in der Literatur die Flügel zugleich vermehrt und verkleinert, statt zwei schwerer Adlerschwingen in Folio, vier dünne Schmetterlingflügel in Sedez. In allen Wissenschaften stehen jetzo dicke Enzyklopedieen, denn diese sind eben ins Enge geschraubte Bibliotheken, mobil gemachte Feldbibliotheken — warum es denn jetzo wenig unbewegliche Güter außer den Aktenstößen mehr gibt, sondern nur bewegliche, wie im Mittelalter die Häuser *),

*) Dreyers Miszellen.

oder in dem jetzigen die Grundstücke als Hypotheken-scheine, und das zu schwere Gold als Papiergeld. In alle Klubb's fliegen Groß-Quartbände, aber in Quartblätter die Blätter gesägt; und wie im Mittelalter die Pariser ein Buch — da jedes ein seltenes war — in 200 Hefte zerlegten, und vier Hefte für zwei Pfennige verliehen *): so wird uns in den Wochenblättern ein einziger Roman in halb so vielen Stücken zugetröpfelt, weil nach Tagen, nicht nach Bänden, gelesen wird. So gibt es in Paris Weinkneipen, wo man nicht nach dem Trink-Maße trinkt und bezahlt, sondern nach der Zeit oder der Stunde, daher man in dieser vom Fasse aus einem Strohhalm eingeschenkt bekommt. Auf diese Weise bringt denn doch eine Dame ihren Quartanten durch, und liest gründlich genug.

Aber am besten zeichnen die deutsche Zeit die Herbstbücher aus, die Taschenbücher. Hab' ich früher manches, was ich gegen sie hatte, in denen selber gesagt, die ich eben verdicken half: so mag eine Anerkennung derselben hinter ihrem Rücken um so unparteiischer lauten. Kein Volk liefert so viele Almanache, als das Deutsche; es ist, als ob diese Herbstflora gerade den Herbst, der sonst in den Jahrzeiten des noch wilden Deutschlands gar nicht vorkam, recht bezeichnen und überblümen sollte. Diese Flora fällt für die weibliche Welt, welche im Frühling und Sommer auf dem Lande, und im Winter in den Zirkeln zu thun hat, gerade am schicklichsten in den Herbst, die Mittelzeit zwischen Spazieren und Tanzen und Spielen, und ist

*) Meiners Vergleichung des Mittelalters. Bd. 2. S. 430.

dieses poetische Gewebe, womit die jungen Autoren herbstlich den Parnaß überspinnen, der wahre junge Weibersommer, dichterisch fliegend und mit und von bunten Thautropfen schimmern. Himmel! wenn man sich erinnert der alten vielpfündigen Folianten in Bretter, Leder, Messingbeschläge und Klammern gefaßt, gleichsam lederne, mit Messingnägeln besetzte Großvaterstühle des gelehrten Sitzlebens, und wenn man dagegen ein Taschenbüchlein hält: so kann man warlich nicht klagen. Aus dem Schweinleder wurde Saffianleder, aus Messingspitzen Goldränder, aus Klammern und Schlössern ein Seidenfutteral, und die Kette, an die man jene Riesen sonst in Bibliotheken legte, wurde ein seidenes Ordenbändchen zum Freimachen. Aber wichtiger ist für Deutschland, daß diese Paradiesvögelchen die oben angepriesenen Enzyklopädieen, die schon fliegende Mikrokosmen des gelehrten Makrokosmen sind, wieder von neuem verkleinert enthalten, und wie eine Oper fast alles geben. Sie machen hinten Musik auf kleinen Musikblättern, und sogar Tanzfiguren zu jeder anderen Musik, — sie geben als Gemälde-Ausstellung auf dem Futteral Deckenstücke, vor dem Titelblatte ein Thürstück, innen an den Wänden überall Raphaelische Logen — und nach den schönen Künsten wird besonders in Buchstaben reichlich geliefert für die schönen Wissenschaften, hauptsächlich aber für eine Romanenbibliothek im Kleinen. Auch das Abendmahl-Brod der Mystik wird zu dünnen Oblaten der Kalenderblättchen verbacken. Sogar Gedichte stehen in mehreren Musenalmanachen, und sie mögen nicht unschicklich daran erinnern, daß die frühern in Deutschland mit ihnen unter dem Namen Musenalmanache angefangen, so wie auch die Geschichte bei den

Griechen und anderen Völkern ihren Anfang in Versen genommen. Inzwischen könnte man sie endlich ganz eingehen lassen, da doch nur wenige Frauen sich durch das Buchbindergold zu diesen Pillen hindurch arbeiten, und die poetischen Flügel an diesem Gerichte nur Schauessen sind, wie die Pfauen- und Fasanenflügel, die man in älteren Zeiten ungerupft an dem gebratenen Flügelwerk zur Pracht mit auftrug, ohne daß einer eine Gabel darnach ausstreckte. Daher haben Einige Lieder und Romanzen, z. B. die Götheschen, lieber in Kupferstiche umgeprägt; und mit gleichem Glücke könnte man auch Metaphern und Sinngedichte in Kupfer stechen, damit das Taschenbuch kein Taschenkrebs würde.

Dritte Viertelstunde.

Höhere Würdigung des deutschen Vielschreibens.

Ich weiß eigentlich kein Volk, das so viel schreiben sollte, als das deutsche, und wär es auch nur aus zwei Gründen, wiewol das Honorar wenigstens ein kleiner bleibt. Erstlich wird ein deutscher Schreiber nicht so oft abgedruckt, geschweige verkauft, wie z. B. ein Londoner, der vier Tausend Exemplare in wenigen Tagen absetzt, denn ein Deutscher muß Gott für vier Hundert danken. Er kann aber vielerlei Bücher schreiben, deren kärglicher Gesammtverkauf so viel ausmacht, als der starke eines einzigen; er könnte sogar — will man nebenher ins Kleine gehen — im Buche selber für dessen Vervielfältigung arbeiten durch Dickmachen, und wär' es oft durch die scheinbar erbärmlichsten Künste; er könnte z. B. durch häufige Absätze den Absatz ersetzen,

oder könnt' es durch die zum Glücke uns Deutschen schon geläufige Weitschweifigkeit thun, für die ich fast einen elenden Kunstgriff empfehlen möchte. Man sage nämlich häufig: wie gedacht, oder wie gesagt, oder: die Wahrheit zu sagen; so kann man es sogleich wieder sagen; es ist doch etwas.

Zweitens — erstlich sagt' ich schon oben — sind wir Deutsche ein Volk, das, die Wahrheit zu sagen, für seine Ehre zu sorgen hat, und da es die ganzen Arme nicht mehr politisch bewegen kann, wenigstens die Finger daran regen soll zum Schreiben. Wir gleichen nämlich der herrlichen Bildsäule Laokoons, die ihre Arme sich an der Zeit zerbrochen hat, aber so trefflich ergänzte vom Meister Michael Angelo erhalten, daß man sie ihr immer zu Füßen legt, denn die Stummeln davon, womit die Feder statt der Waffen zu führen ist, sitzen ja noch an den Achseln fest. Jener große Redner gab dreimal die actio (die Handlung und Bewegung) als die eigentliche Beredsamkeit an; wir kehren es eben so leicht um, und sagen dreimal: Reden oder Schreiben ist das höchste Handeln. — Und wenn wundärztlich nichts so gut verbrannte Finger heilt, als Dinte: so haben wir, dünkt mich, ja beides. —

Und wenn es in Norwegen ganze christliche Tempel*) von Papier mâché gibt, so haben wir zu unsern Ehrentempeln und Janustempeln ja Papier genug, wenigstens die Lumpen dazu.

---

*) In Hoop, unweit Bergen: sogar das Dach ist papieren. A. Anzeiger Nro. 115. 1807.

Vierte Viertelstunde.

Höhere Würdigung des philosophischen Tollseyns auf dem Katheder, und des dichterischen auf dem Theater.

Ich wüßte unter den Schriftstellern niemand als Poeten und Philosophen, welche sich auf dem Papiere dem Tollseyn überlassen dürften, das im gemeinen Leben allen vernünftigen Menschen verstattet ist. Im Handel und Wandel sieht man mit Recht das gewöhnliche Tollseyn und Leben der Menschen blos für eine sanftere Wasserscheu an, worin der Pazient gesunde Vernunft genug hat und umhergeht in seinen Geschäften, bis der Anfall erscheint, und der Pazient beißt. Wir sollten überhaupt weniger hart beurtheilen, und uns alle mehr für höhere, edlere Wasserscheue ansehen, zumal da wir die Anfälle unserer Leidenschaftlichkeit wol tausendmal überstehen, und noch öfter als gemeine Wasserscheue, eh' diese schäumen und anpacken, unsern Nächsten warnen und uns aus dem Wege zu gehen rathen.

Doch zu Poeten und Philosophen zurück! Da die Philosophen in eine Schule der Aesthetik nicht als Gegenstände und Schüler gehören, sondern als Lehrer, so berühr' ich ihr Tollseyn nur im Vorbeigehen, und bemerke, daß die Wasserscheu sich in ihren Schriften mehr als Wassersucht offenbart, und folglich, da sie nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopfe arbeiten, an diesem als Wasserkopf, der, nach Gall, schon als physischer oft ein Zeichen eines geistreichen Gehirns an Kindern gewesen. Natürlich wird hier unter dem Wasser nichts anderes sinnbildlich verstanden, als jene philosophische Auflösung alles Stoffs durch fortgesetztes Abstrahiren in durchsichtige Form, wiewol für den tiefen Philosophen

schon der Form, als Gränze der Unterschiede, zu viel Stoff anklebt; weßhalb er sogar das Seyn, als zu enge und dem Verstande zu unfaßbar, zuletzt in das Weiteste, Reinste und Begreiflichste, in das Nichts auflösen muß. Und was meint denn der alte Cicero anders, als dieses Wasser oder Wasserstoffgas, wenn er versichert, es gebe nichts so ungereimtes, was nicht irgend ein Philosoph einmal behauptet hätte?

Wenn jeder Philosoph Herr ist in seinem Irrenhause, und die Weltweisen, als die Irren, uns für Irrige ansehen können: so sind es noch mehr die feurigen Dichter in ihrem Schauspielhause, und sie können da machen, was sie wollen, nicht nur einen und den andern Hofnarren, sondern auch jeden Narren und Tollen überhaupt. Man lass' es mich hier nur im Fluge anerkennen, daß der Schauspieldichter der eigentliche regierende König unter den andern Dichtern ist. Diese beherrschen mehr eine unsichtbare Kirche und nur Stille im Lande, jener aber eine sichtbare, und die Lautesten im Lande. Das Schauspielhaus ist sein St. James, und Louvre und Audienzsaal. Was ist das einsame Lese- und Vorlesezimmer der andern Poeten gegen das Oberhaus der Schauspieler und das Unterhaus sämmtlicher Zuschauer und Zuhörer, und gegen den Souffleurkasten, der den dirigirenden Minister des Innern enthält? Wenn ein anderer Dichter etwa einen einzelnen Deklamator als seinen Proklamator anwirbt, so stellt der Theaterdichter, der als Generalissimus sein stehendes Heer von stehenden Truppen befehligt, mehr als ein Dutzend oder eine ganze Sprechmannschaft von Deklamatoren auf einmal hin, die noch dazu nicht blos Sprecher, sondern auch Thäter des Wortes sind. Kurz,

der Theaterdichter versammelt und vereinigt, wenn man Logen, Parterre und Gallerie recht abwägt, um seinen Thron gerade die drei Stände, wovon der letzte und breiteste, der dritte oder die Groschengallerie, den andern Poeten abgeht.

Um desto wichtiger wird durch den hohen Stand des Bühnendichters jedes Reden, Lispeln, Stammeln, Schnauben, ja Husten desselben; — und hier gelangen wir endlich zur Tollheit. Poeten suchen und pflegen sie sehr, und die tragischen würden gern, wenn sie dürften, ganze Stücke hindurch im Wahnsinn sprechen, anstatt daß man ihnen dafür bloße Leidenschaft als Surrogat vergönnet. Zum Glücke hat der neuere Dichter den Ausweg erfunden, im Stücke Einen, oder ein Paar Personen anzustellen, welche toll sind; in diesen kann der Tragiker bequem leben und weben; ihm, als König, werden, wie in England, die Reden nicht zugerechnet, die er durch seinen Bühnenmeister halten läßt. Wie ein Mann im Mittelalter Campionen oder Champions, oder Geschäftträger haben konnte, die statt seiner fochten und schwuren, ja, die statt seiner tranken: so ist ein Wahnsinniger ein guter Champion des Poeten, und er kann sich durch ihn aussprechen, so daß ihm ein oder ein Paar Tolle im Stücke wol so gut, als dem Mittelalter die Narren- und Eselfeste und die Fastnachttollheiten zuschlagen, diese bekannten Ableiter und Abführmittel angehäuften Tollheitstoffs. Wenn Schiller, Göthe keine Wahnsinnige, und Shakspeare nach Verhältniß seiner Stücke-Zahl nur wenige aufzeigt: so braucht der neuere Tragiker davon keine Anwendung auf sich zu machen, er kann ihrer nicht genug auf- und unterstellen, und könnt' er sich in jedem

Akte eine närrisch gewordene Rolle, wie sonst in Frankreich jedes Schweizerregiment einen Regiment-Hanswurst, halten: desto wohlthätiger wirkte es auf ihn, ja auf den Spieler selber, er müßte denn gar noch etwas Besseres, nämlich das Beste, erringen. Und dies wäre ein Trauerspiel, worin lauter Verrückte aufträten und kein einziger vernünftiger Mensch; aber dahin hat die Kunst noch weit. Begnügen wir uns mit den Tollen, die wir wirklich besitzen. Auch diese wenigen erleichtern dem Dichter und dem Spieler das Darstellen sichtbar; da der Wahnsinn eine Unzahl Linien, der Sinn hingegen eine bestimmte zu wählen und zu treffen gibt, und da wieder diese eine jedem zum Beurtheilen bekannt ist, jene aber nicht allen, so wie, einer ähnlichen Unbekanntschaft wegen, ein Baumschlag leichter zu zeichnen ist, als ein Menschen-Angesicht.

II.

Jubilate-Vorlesung.

Ueber, für und an Rezensenten.

Erste Viertelstunde.

Die Ur-Rezensenten.

Der erste Rezensent, der das Werk eines Schriftstellers, und blos dieses ohne Hinsicht auf die Person beurtheilt, ist der Verleger, obgleich der Verfasser selber der allererste seyn mag, nur, daß er bei weitem milder und nicht so unparteilich rezensiert, als ob er's verlegen sollte, gesetzt sogar, er nähme es in Selberverlag. Der Buchhändler beurtheilt nun das ihm als Handschrift zugeschickte Buch, rezensiert entweder in einem Briefe oder mündlich in seinem Komtoir mit drei Worten: vor seinem Publikum nämlich, vor dem Autor selber, und erhebt, ungleich seinen spätern Nachfolgern, das Werk mit völliger Ueberzeugung, und sagt eher des Guten zu wenig, als zu viel; vielmehr, wenn andere Rezensenten für Bezahlung anpreisen, gibt er selber desto mehr Geld dazu, je mehr er Lob vorher gegeben. Ja, der Primärrezensent verdoppelt, wenn er öffentlich in seiner Buchhändleranzeige auftritt, noch das stille, ins Gesicht ertheilte Privatlob, und den Tadel unter vier Augen verschweigt er lieber. Wie schonend deckt er, der allen kritischen Zer-

gliederern des Buchs mit seinem Messer als Prosektor vorausgieng, in der Anzeige alle Blößen des Verlagartikels zu, und wie liebend hebt er alle Vorzüge desselben heraus, ordentlich über Verdienst! Wollte doch der Himmel, die Nach- und Sekundarezensenten nähmen sich die Primarezensenten zum Muster, und schlügen ihnen in dem Loben und Beräuchern besonders der Werke von schlechtem Geruch nach, da dabei nicht das abstracte Ding, die gelehrte Republick, sondern die Gelehrten, die sie bilden, so augenscheinlich gewinnen würden! —

Die Primärrezensenten, welche in vielen Literatur-Zeitungen ihren ansehnlichen Stall rezensierender Musterreiterei unterhalten, liefern noch Rezensionen in einem zweiten, aber höheren Verstande, wie man die neuen Herausgeber alter Klassiker gelehrte Humanisten nennt. Nur übertrifft ein Primrezensent einen Heyne, der seinen Virgil, einen Wolf, der seinen Homer, einen Ernesti, der seinen Cicero herausgab (recensuit et edidit) dadurch, daß er nicht, wie diese, eine hundertste Ausgabe nach mehren gedruckten veranstaltet, sondern eine erste ganz neue besorgt, und von seinem ungedruckten Klassiker und Schreiber durch sein Verlegen Handschriften der gelehrten Welt zuführt, die meistens nur einmal abgeschrieben in der Hand des Verfassers existierten, indeß von einem Platon, Aristoteles in mehreren Klöstern Abschriften vorhanden waren. Ehrwürdig reiht sich der Primrezensent noch durch sein Studium der neuesten Handschriften jenen großen Wiederherstellern der Wissenschaften, die einen Tacitus, Aristophanes und andere, aus Kellern, Kramläden, Dachböden holen und retten mußten, auch dadurch an, daß er — manchen Roman, manches Predigtbuch, manche Reisebeschreibung

aus Dachstuben, elenden Schlupfwinkeln, ja aus Gläu-
bigers Händen hervorzieht! —

Zweite Viertelstunde.

Wunsch und Nothwendigkeit der Rezensenten-Vermehrung.

Wer sich beklagt, daß es zu viele Literaturzeitun-
gen gebe, der bedenkt vieles nicht, ob er gleich mit Recht
anführt, daß auf diese Weise ein Autor, wenn er auch
durch eine Gasse von Kritikern und Prügeln hindurch
wieder in eine neue, frische einlaufe, das Stäupen von
vornen anhebe. Ich versetze hierauf: am Ende kommen
doch nur so viele Literaturzeitungen auf einen Autor,
als nach Linnäus jede Pflanze Landinsekten *) trägt,
nämlich fünf. — Ich will gar nichts davon sagen —
zumal wenn ich es irgendwo schon gesagt hätte — daß
die Menge der Zeitungen einander die Universalmonar-
chie und die Kabinetsordres beschneiden, und sie aus der
Unfehlbarkeit zu Beweisführungen treiben, und das Pu-
blikum aus dem blinden Glauben zur Vergleichung der
Beweise heraus, endlich auf die eigenen Füße hinauf
nöthigen. Ja, funfzig allgemeine deutsche Bibliothe-
ken auf einmal könnten wol machen, daß man sich nach
der ein und funfzigsten umsähe, und so lange seine Augen
aufmachte, während die Zeit den hundert Augen des
Argus den Staar stäche.

Da kein Kritiker durch eine Antikritik umzuändern
steht — unter allen Instrumenten ist eine Pauke am
schwersten zu stimmen, und ein Rezensent — so ist's für
einen Schriftsteller, dessen Sache bei mehrern Zeitungen

---

*) Linn. amoenit. acad. V. II diss. 19 §. 21.

verloren ging, eine halbe Rettung, wenn noch eine Instanz übrig bleibt, bei der er gewinnen kann. Ja wiederum einem berühmten Schriftsteller, der elf Rezensenten zu Aposteln hat, ist ein kleiner Judas, der ihn verräth, ein gesunder Blutigel, oder eine spanische Fliege, und beide ziehen etwas weg.

Schon an sich bleibt der Untergang einer Kritik, und noch mehr eines Kritikers, reiner Verlust, z. B. der von Müllners Hekate. Ich wollte, sie bellte und bisse noch. Man sieht ich verwechsele die Göttin gern mit ihrem Hunde, weil sie, wie Zerberus, einen dreifachen Kopf hatte, den mathematischen, den juristisch-politischen und den ästhetischen; wovon ich den beiden ersten mehr die Kränze gönne, als die Tonsur, denn da die Köpfe die drei Gelübde unter sich zum Halten ausgetheilt, so hat der ästhetische das der Armuth übernommen und zu beobachten gesucht. Doch lieber red' ich, wie der Kopf selber, ohne Figur. Es ist nämlich im schönwissenschaftlichen Deutschland eine Gesetzlosigkeit eingedrungen, wie noch in keinem andern Lande und Zeitalter, Sprachregeln und Sprachsitten — Wohlklang — Perioden- und Wörterbau — Reime — Bilder — Wahrscheinlichkeit, ja Möglichkeit der Charaktere wie der Fabel — ja Sinn und Verstand, alles wird mit stolzer Willkühr behandelt; und für eine solche literarische Zeit des Schreibfaustrechts ist es eine Wohlthat, wenn der dritte Kopf des Zerberus losgelassen oder losgehetzt wird zum Bellen und Fangen. Das treue Thier thut unter seiner Tonsur für die Technik der Dichtkunst Gutes. Ja, die literarische Hekate that wol, der mythologischen, welche unter den vor dem bösen Gott Typhon sich verlarvenden Göttern die Gestalt einer Katze

annahm, es nachzuthun und als Katze zu zeigen mit Krallen und Funken — eine geringe, aber schöne Veränderung, da, nach dem Naturphilosophen Ritter, der Mensch die edelste Katze ist. Nur für den Geist der Dichter war die Katze oder der Hund kein Mann, so wie die allgemeine deutsche Bibliothek es nicht gewesen.

Es gibt eine höhere kritische Physiognomik, welche hinter dem Sokratischen Gesicht den Weisen, und hinter dem Aesopischen Buckel den Dichter findet und anerkennt.

Bekanntlich war in allen Zeitaltern Blüte der Kritik Anzeichen des erstiegenen Gipfels der Kunst, von welchem sie ihr Herabsinken anfing, so wie das Blühen der Distelköpfe, da es blos in den längsten Tag eintritt, die Abnahme der Tage ankündigt. Aber noch stehen wenige Distelköpfe in Blüte und hangen voll Tagfalter, und versprechen die Fallhöhe der Kunst. Möchte doch irgend ein wolhabender Buchhändler ein kritisches Konklave oder eine kritische Jury ins Haus nehmen, und wie wol öfter geschehen, durch Festsetzen und Sparküche aus dem einen das Heiligsprechen *), und aus der andern das Schuldigsprechen heraus nöthigen!

Dritte Viertelstunde.

Eine Literaturzeitung der Restanten.

Eine solche Literaturzeitung ist wol die allernöthigste. Der Zufall wählte, der Zufall vergaß bisher. Die Werk-

*) Denn die Papstwahl zeugt den heiligen Vater künftiger Heiligen, die sich aber nicht wieder fortpflanzen.

chen werden gewisser beurtheilt, als Werke, und weitläuftiger dazu. Die kritischen Gewebe hangen voll Taschenbücher oder bunter Mückchen, und lassen kein einziges ohne Zergliederung aller seiner mikroskopischen Eingeweide durch, aber die Bienen, die (geistig und leiblich) schwersten Werke, fangen sie selten auf. Blos über Predigtbücher predigen Rezensenten aus ihren Kanzeln, und über philologische Schriften dozieren sie aus ihren Kathedern hinreichend, folglich beides stromweise. Ueber manche — zumal allgemein gelesene — Werke, sobald sie einmal von ein Paar Zeitungen Urtheile erbeutet, fällen dann alle übrigen die ihrigen dazu, weil sie unter einander dadurch ihrer Urtheilkraft nur das Fortziehen, nicht den ersten Zug der Last aufbürden, ja, sie geben zwei Urtheile über das nämliche Buch, indem sie ein anderes mit gar keinem bezeichnen. Wird aber nicht durch diese Unvollständigkeit dem Publikum die Kenntniß und die Autoren, der Doppellohn der Zurechtweisung und der Förderung geraubt? Und soll der verdienstreiche, wie der fehlerreiche Schriftsteller in demselben limbus patrum der Vergessenheit aufbehalten bleiben?

Rezensionen greifen mehr ein und an, als selber die wissen, welche sich über sie erheben. Mancher stolze Autor vollendete sein Werk, oder gar (wie Leisewitz) seine Bahn nicht, weil er getadelt wurde. Manche andere Dichter lassen ihre Elephantenkraft von einem kleinen kritischen Kornak freiwillig lenken, wenn sie ihn nicht eben vom Halse schütteln und treten. Der gehoffte, oder der empfangene Lorbeerkranz ist der leichte Strohkranz, mit welchem Wasserträgerinnen am vollen Eimer das Ueberschweppen hindern. So kann wieder ein unbedeutender oder anonymer Rezensent, der in seinem Leben

kein Buch herausbrächte, ein fremdes anbrüten und aus der Schale lösen, so wie der Hühnerkoth Eier so gut ausbrütet, als die legende Henne.

Was gibt es nun für so viele übergangene, aller Rezensionen beraubte Werke für ein Hülf- und Heilmittel? — Ein ganz nahes, nämlich einen Redaktör oder Buchhändler, der eine Literaturzeitung der Restanten herausgäbe, welche etwan alle fünf Jahre den vergessenen oder übersehenen Werken aus allen Journalen ein kleines postjustinianisches Recht wiederfahren ließe. — Und wäre das Journal denn etwas anders, als ein kleines jüngstes Gericht, das, gleich dem theologischen, die Bücherseelen für den Himmel oder die Hölle bestimmte, mehre Jahre nach ihrem Ableben, und sogar nach ihrem vorläufigen Aufenthalte in dem nun dekretirten Himmelsaal oder Höllenpfuhl? — Wäre nicht eine solche Restantenzeitung das Ergänzblatt aller Ergänzblätter, und schöbe nicht zu lange auf? — Und könnt' es ihr je an Bogen und an Lesern fehlen? — Und ließe sich mein Vorschlag in der dritte Viertelstunde der Jubilatevorlesung nicht so erweitern, umarbeiten und veredeln, daß am Ende gar nichts mehr von ihm übrig bliebe, als der Redaktör?

Vierte Viertelstunde.

Eine Literaturzeitung ohne Gründe.

Die Literaturzeitung ohne Gründe hätte sonst am besten in Weimar geschrieben werden können — so wie die deutsche Geschichte überhaupt, und die übrige dazu, und zwar von drei Männern im Feuer, oder voll

Feuer. Herder, Wieland und Göthe verbrüderten sich in hoher Eigenthümlichkeit der Weltanschauung, daß sie an allen Völkern und Zeiten und menschlichen Großverwandlungen die Rechte, die Vorzüge, die Stralen und die Flecken mit einer parteilosen Allseitigkeit erkannten und anerkannten, gleichsam als Nachahmer der drei unterirdischen Todtenrichter. Diesen Kosmopolitismus des Blicks*) hatte Schiller weder für Völker, noch weniger für die Musen der Völker mit ihnen gemein, so wie Klopstock nicht einmal den engern mit Schiller.

Die weltbürgerliche Vielseitigkeit wurde nun eine ästhetische, und die drei Könige brachten gern jeder genialen wunderthätigen Geburt in der Krippe, zwischen den Thieren seiner Zeit, Myrrhen und Weihrauch. Von Herder stieg es zu Wieland (wenigstens in dessen Spätjahren), bis zu Göthe empor. Mitten unter diesen drei Männern im genialen Feuer stand als der vierte, wie jener Engel, Lessing, der sie alle übertraf, und der zugleich Sterne's Werke, Jakobi's Allwill, Hippels Lebensläufe, Calderon, Hans Sachs und Klopstock, wie die Römer alle Götter fremder Völker verehrte.

Von solchen parteilosen Männern — wie er, und Göthe vorzüglich —, welche, wie die Peterskirche zu Rom, einen besondern Beichtstuhl für alle fremde Völker halten, könnte nun die Literaturzeitung ohne Gründe, die ich vorschlage, am besten geschrieben werden. Mein vollständiger Plan des neuen Journals ist dieser: Der Re-

*) Vielleicht aber mit dem Unterschiede, daß Wieland am besten den Charakter historischer Personen (z. B. des Kaiser Augustus) aufgriff, Herder den Charakter der Massen, als Völker und Zeiten, und Göthe beides.

zensent setzt den Titel des Werks, das er zu beurtheilen hat, hin, und fährt dann so fort: es gefällt mir — oder: es ist elend — oder: ein trefliches Buch — oder: ein langweiliges, oder wie er sonst sein Urtheil motiviren und aussprechen will. Die Gründe, womit er sein Urtheil belegt, sind seine Werke oder sein Name. Unähnlich andern Rezensenten, von welchen der Name, wie von mehren Negerfürsten, nicht genannt werden darf, so lange sie regieren, ist ein solcher Rezensent dem Proteus ähnlich, der eben blos in seiner eignen Gestalt, aber in keiner angenommenen die Wahrheit aussprach.

Ja, könnten nicht auch andere Schriftsteller, obwol nicht von tieferem Werth, doch von einer genugsamen Vielbändigkeit, die ihrem bloßen Urtheile statt der Gründe diente, könnten nicht auch solche ein Journal ohne Gründe schreiben, z. B. ich selber? — Könnt' ich nicht mehren vor Jahren herausgekommenen Werken, die mir nicht Lob genug erhalten zu haben geschienen, noch einiges nachschicken und, ohne alles kritische Auseinandersetzen und Motiviren, beurtheilen? Und könnt' ich also z. B. nicht lobend anführen;

1) „Lydiens Kinderjahre. Ein Beitrag zur Erziehungkunde.“ — Eine mit den feinsten und lehrreichsten Beobachtungen durchwebte Erziehgeschichte mit allen Reizen eines Romans, von einer leider schon hinübergegangenen Ch. Schütze; — oder ferner das

2) „Kritisch-etymologische medizinische Lexikon, von Ludwig August Kraus,“ — ein in einer sonst schätzbaren Literaturzeitung mehr von Tatzen, als von Händen über der Taufschüssel gehaltenes Werk, das durch Kürze, Fülle, Heiterkeit und fer-

tige Hülfleistung wenigstens den Dilettanten der Kunst und der Sprache unentbehrlich ist. — Oder ferner

3) „Schütze's Reise nach Karlsbad," — ein Meisterstückchen der liebenswürdigsten Laune, zwar gelobt, aber noch nicht genug. — Oder ferner

4) die „Hammelsburger Reise, von Lange," — ein gaukelnder Springbrunnen von komischen Erfindungen, der sie oft aus dem Wasserschatze der Sprache wunderbar emportreibt, — noch abgerechnet, daß das spitze Satyrhorn sich zuweilen umstürzt und ausleert als ein Füllhorn historischer Gelehrsamkeit. — Oder ferner

5) den „Torso, einen satirischen Roman in vier Bändchen," ein Rumpfparlament, das mit seinen ironischen Akten nicht sowol die allgemeinen Thorheiten, als die dem urdeutschen Reichs-Körper und dessen Reichs-Geiste immatrikulierten Narrheiten der Titelsucht, des Landadelstolzes, der Kleinlichkeit, verfolgt. — Oder auch (denn ich führte absichtlich gerade drei komische Werke an, weil der Deutsche unter allen Schriftstellern keine so leicht vergißt, wenn er ihnen auch nachlacht, als lachende, wie z. B. den sel. Musäus, so wie er keine länger besucht, als predigende;) oder auch

6) „des enzyklopädischen Wörterbuchs zweite, in drei Bänden vollendete Auflage," deren ungeheuren Kunstwörter-Umfang sogar der Gelehrte, neben dem ebenfalls ungeheuern Wörterumfange seiner Wissenschaft, nicht ganz in seinem Gedächtnisse beherbergen, sondern nur gastweise aufnehmen kann, zu welchem allen in der neuen Auflage noch die Ueberschwängerung mit einem geographischen Lexikon gekommen. — Oder endlich

7) „Schoppenhauers Welt, als Vorstellung und Wille," ein genial-philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe — vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern — in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht *). Zum Glück kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben.

Hier sey indessen das Loben zu Ende; denn es gehört weit mehr Muth, nämlich gelehrter Gehalt dazu, als ich je im längsten Leben noch erringen kann, um das Lob zu verdoppeln, das z. B. einem Werke, wie Barths „Urgeschichte Teutschlands," für seine historisch-gelehrte Schatzkammer, für seine Gewichtsprache und für den hohen, des Gegenstandes würdigen, freien Sinn gebürt.

---

*) Die letzte Zeile werden Leser des originellen Buchs bildlich-treffend finden, da dessen Resultate sich oft in unbeweglichen Fohismus und Quietismus verlieren.

III.

Kantate- oder Zahl- und Buchhändler-Woche.

Vorlesung an und für den Leser.

Erste bis vierte Viertelstunde.

Ueber dessen praktische Lesarten.

Ich beschneide die Stunde, lieber Leser, denn wozu eine besondere Vorlesung für dich, da ja eigentlich jedes Buch und jede Bibliothek für niemand anders auf der ganzen Erde geschrieben wird, als für deine Person. Doch in der Zahlwoche und Buchhändlerwoche gedenkt man noch auf eigene Weise an dich, was dir deine Ausgaben wol leicht beweisen. Denn kein Mensch in der Welt — nicht einmal die Orientfürsten, zu denen man noch weniger ohne Geschenke kommen darf, als zu Landrichtern — wird von so vielen, jedes Standes und Geschlechts, sogar von Fürsten und Damen und Dachstubenschreibern beschenkt, als du, oder das sogenannte Publikum —; und dieß zwar so oft — jedes Jahr in den beiden Leipziger Messen — und zwar so reichlich — wie ich denn allein dir ein Geschenk von 60 bis 64 Bänden gemacht —: so hast du, guter Leser, warlich das Deinige zu bezahlen und in deinen Beutel zu greifen, weil wir Autoren, dem römischen Rechte zufolge, jedem Geschenke den Schein eines

Verkaufs geben, und folglich von dir etwas nehmen müssen, was der Buchhändler einkassirt unter dem herkömmlichen Titel: Buchpreis.

Aber, mein Leser, diese kostbaren Geschenke ordentlich zu verwenden, fehlt es dir ganz und gar an einer Anweisung und Schule; und wenn du durch Vor- und Nachschule, durch Philosophen und Fürstenschulen hindurch gezogen, und durch Sing-, Tanz- und Fechtschulen: immer wurde dir keine Leseschule aufgemacht. — Noch schlimmer stehts mit deiner, theure Leserin, und käme sie eben aus Töchter- und Näh- und Spinnschulen her — es ist aber warlich ein starkes Elend, und ein Schreiber sollte weinen. Stehe doch nie ein Dichter dabei und könn' es sehen, wie, wo, wann er gelesen wird; bester Leser — mitten im Warten auf einen Besuch oder auf frische Pferde — unter dem Ankleiden — unter dem Essen oder später, da, wo Dr. Semmler die Goldmacherei trieb — oder eilfertigst, um keinen neuen Lese-Thorgroschen zu zahlen — oder des herausgefallenen Lesezeichens wegen, irgendwo, wie es der Teufel will — oder mitten im höchsten Verdruß — oder auch im höchsten Jubel, ohne auf das Buch besonders zu merken — oder mitten in einem ergreifenden Auftritt oder Kapitel, aus dessen Anfange der Leser vor acht Tagen sprang, und zu dessen Ende er nach acht Tagen wiederkommen will, so daß während dieses Zwischenraums die ganze Springfluth des Dichters in ihm verlaufen ist — oder endlich kurz vor dem Einschlafen. —. —

Letztes jedoch tadl' ich an sich selber gar nicht; die Buchbenutzung, zu lesen, um zu schlafen, wäre an sich gerade die zweckmäßigste und sehr wünschenswerth; —

und es hat mehr Schein, als Grund, wenn man fragt, ob also ein Schriftsteller seine besten Kräfte und feurigsten Augenblicke zusammendränge, um an dem Leser nichts ins Feuer zu setzen, als dessen Nachtmutze und Bettvorhang, und ihn durch alle Gluth statt zu begeistern, blos einzuschläfern, wie in Südamerika gerade die höchste Sonnenwärme (nach Humbold) das Krokodill und die großen Schlangen in Winterschlaf und Schlamm einsenkt — denn die beste Antwort auf alles ist die Foderung, daß man den Schlaf nicht verachte, den ja Dichter und andere Werke als den Wiederhersteller aller Kräfte, als den Eroberer des so poetischen Traumreichs, als den täglichen Magnetisör für das geistige Hellsehen nicht oft genug vermählen können mit ihren Schönheiten, so wie die Juno mit der schönsten Charitin, mit Pasithea, den Gott des Schlummers verband.

Aber, worauf ich zurückzukommen habe, der große Fehler und Jammer ist, daß der Leser und der Dichter, z. B. Homer, selten zur nämlichen, meistens in verschiedener Zeit einschlafen. Heute rückst du deinen Lesetisch mit der Nachtlampe und dem Sonnenkörper des Phöbus, d. h. mit dem poetischen Buche ans Bett, doch das Buch wirft immer hellere Stralen, je länger du hineinsiehst, und der Schlaf wird immer weiter zurückgejagt, je näher er kommen sollte — zu was hilft da Nachtmütze und Kopfkissen? Morgen hingegen schlägst du das Buch gerade bei dem Eintritte der poetischen Sonnenfinsterniß auf, und du bist vor Langeweile nicht im Stande, die Augen so lange offen zu behalten, bis du deine gewöhnliche Leseporzion vor dem Einschlafen eingenommen. Eben so schlecht fährst und schläfst du, wenn der Schreiber blitzt im Werke, und Wetter-

leuchten und Nachtwolken gegen einander springen läßt; wie soll da Schlaf einwurzeln? — Aber warum wird nicht Rath geschafft? Warum theilt der Schreiber nicht sein Werk nach Aehnlichkeit der Leiden-Stazionen in Schlaf-Stazionen ab, und bezeichnet genauer die Stellen, wo er als abnehmender Mond aufgeht und durch ein geschickt fortgesetztes Viertheilen und diminuendo sich zu einem Grassichelrücken abstumpft, bis er ganz neu und unsichtbar wird, zugleich mit dem Geist des Lesers. Guten Poeten fehlen dergleichen Stellen nie; nur sind sie für den schlaflustigen Leser im Bette nicht genug abgetheilt oder besonders angezeigt.

Was vollends deine Theuerste anlangt, lieber Leser, nämlich die Leserin, so sind ihre Lesarten noch zehnmal ärger, aber noch hundertmal unheilbarer; wir wollen sie also lieber machen lassen, was sie will — das Seidenläppchen oder der Seidenfaden kann aus dem Buche fallen oder dieses von ihr aufgeschlagen auf den Bauch hingelegt werden, von andern umgekehrt und zugeklappt, so daß sie in beiden Fällen nicht weiß, wo sie blieb — oder sie mag der Geschichte wegen hinten anfangen, von der Offenbarung Johannis an, und dann überall fortfahren bis zur Genesis und Schöpfung zurück: — sie bringt doch ihr Buch zu Ende, und dieß genüge jedem. Ja sie vollendet es noch eher, als selber der Leser, da sie sich durch keine Sätze, geschweige Wörter, die sie nicht versteht, aufhalten läßt, sondern, sich mehr ans Ganze haltend, immer weiter dringt; eine treffliche Gewohnheit, welche sie zum Theil den Sprachzimmern der Männer verdankt, wo vor ihr täglich hundert juristische, medizinische und andere Kunstwörter, die ihr kein Mensch erklärt, vorüberrauschen.

Wahrscheinlich, geneigter Leser, wirst du auch meinem Buche die nächste Stelle an deiner Bettstelle geben, und diese Bücherschau zugleich mit deinen Augen zumachen wollen, um im Schlafe statt meiner zu reden. Ich wünsche herzlich, dich so spät in der Nacht nicht zu wecken, sondern zu wiegen — und es haben allerdings manche Schreiber Vorzüge, — und Philosophen mit ihren Windmühlen, von den Luftarten der Systeme getrieben, bewegen eben so gut Wiegen statt der Herzen, als die Dichter mit ihren donnernden Wasserfällen von Redensarten, und keiner von beiden ist zu vergessen und auszulassen, so wie nicht nur die Leinweber in Schmiedeberg in Schlesien *) die Wiegen ihrer Kinder durch kleine Wasserfälle schütteln lassen, als Bergleute an manchen Orten die ihrigen durch Windmühlen. — — Und der Zuckerstoff, welchen der Chemiker Braconnat in Nancy, wie nach ihm Dr. Vogel in München, durch konzentrirte Holzsäure aus Druckpapier auszuziehen versteht, bleibt immer nur ein körperlicher gegen den ähnlichen geistigen, den ein Minister aus dem Druckpapier der elendesten politischen Lobredner und Ministerialzeitungschreiber zu extrahiren weiß, ja aus Lumpen selber, aber aus tragenden, wie der Chemiker aus getragenen für Papier. Und die Interpunkzionzeichen der deutschen Reichs-Geschichte sind die Kaiser und die Könige, und die vielen Kommata sind die kleinen Fürsten, und dabei laufen die herrlichen Päbste als lange Gedankenstriche und Durchstriche hindurch — und in den Büchern der Griechen und Römer hingen die Sätze ohne Unter-

---

*) Auswahl kleiner Reisebeschreibungen. B. 1, S. 8.

scheidzeichen *) an einander, blos durch Geist gesondert. — — Und jeder Schluß, wenn denn nun dieß alles so, und nicht anders ist und seyn kann, ergibt und macht sich auf die erhabene und ehrende Stellung unserer Zeit, sammt ihren Zeiten und Zeitläuften leicht. — Und Südamerika sammt Nordamerika, und Griechenland sammt England vergewissern, vervollkommnen, vervollständigen, verwirklichen, berücksichtigen, bewahrheiten, bemerkhaben, bewerkstelligen. . . .

— Jetzt schnarcht er, der Leser.

*) Bekanntlich hatten die Alten keine Interpunkzionzeichen.

IV.

Himmelfahrt = Woche.

Vorlesung an und für mich.

Ueber die Dichtkunst.

Jetzo wachst du wieder, Leser! Ich bekenn' es dir nun, daß ich dich schon in der vorigen Vorlesung mit allen meinen schwachen Kräften einzuschläfern getrachtet, weil ich zu gewiß voraussah, du würdest erst in dieser vierten, Buch und Augen zugleich schließen wollen. Um nun dieß um Eine Vorlesung früher zu bewerkstelligen — letztes Zeitwort war eines von den vorhin gebrauchten Zeitwörtern aus dem Lexikon für Bettfedern, d. h. der für das — Bett schreibenden Federn — drehete ich aus meiner bekannten Kunst, selber einzuschlafen *), mit einem leichten Griffe zur Kunst, andere einzuschläfern um, durch langweiliges Luft-Springen ohne Ziel, wie du bei dem Wiederlesen alles selber bemerken kannst.

Jetzo aber hab' ich dich wach vor mir, mein theurer Leser, und ich kann mit mir wol vor dir an dem schönen Himmelfahrttage von der Dichtkunst reden, dieser menschlichern Himmelfahrt, wo der Himmel selber zu uns herunter fährt, nicht wir später in ihn hinauf.

*) Katzenbergers Badreise. B. 2.

Es wohnt eine Kraft in uns, deren Allmacht uns eben so wol Himmel als Höllen bauen kann, es ist die Phantasie. Im Leben kann uns diese Phantasie die heitersten Tage durch zurückgeworfene Schatten der Vergangenheit und nahgerückte Schatten der Zukunft verdunkeln, sie kann die Freuden dünn und durchsichtig machen, und die Schmerzen dick und undurchsichtig — o! so gebt doch dieser gewaltigen Göttin das Reich der Dichtkunst zu verwalten, wo sie grade die Gegenfüßlerin des Lebens werden kann und soll, und nicht nur die Freuden vergrößern und die Schmerzen verkleinern, sondern auch beide verklären. Aber desto verwerflicher ist es, wenn sie auch in diesen Höhen ihre Entzauberkräfte in den Tiefen wiederholen wollte, und wenn sie, da unten der Erdboden knochige, scharf=gezähnte Ungeheuer und lange Geister=Schlangen genug trägt und entgegenführt, oben die zarten, beweglichen Wolken des poetischen Himmels noch zu breiten und hohen Ungestalten und riesenhaften Furienmasken verdreht und formt, anstatt zu weißen, friedlichen Lämmerwolken und leichten, hellen Gebirgketten über die schweren, finstern Bergrücken der Erde hinfliegend. — Warum hast du armer, großer Dichter Byron, wie dein Leben, so dein Dichten zugleich im Hohlspiegel deiner Phantasie in= und auseinander gezerrt, und das Heer der Sterne, wie auf einem Himmelglobus, durch Linien in Ungeheuer abgetheilt und verwandelt! Und leider muß ich zu mir selber sagen: auch du hast früher gesündigt, und zu oft die Gräber offen gezeigt, nicht blos den Himmel offen. Aber gerade diesen Fehler nimmt das Alter am leichtesten, und der Mensch ist in seinem Spätleben der ihm überall verwandten Eintagsfliege gern auch darin ähnlich, daß er, wie sie, Jahre

lang im Dunkel des Thons und des Wassers verbringend, die letzten Paar Abendstunden in dem warmen Glanze der untergehenden Sonne tanzt. Daher der alte Mann, wie sehr ernste Völker, lieber das Lustspiel als das Trauerspiel besucht.

Nur führe diese geöffnete Schulpforte nicht auf einen nahe liegenden Irrweg der Götheschen Nachspieler und Schulleute. Der Dichter erheitere nicht blos wie Göthe, sondern erhebe auch, wie Klopstock; er male nicht blos das nahe Grün der Erde, wie jener, sondern auch das tiefe Blau des Himmels, wie dieser, das am Ende doch länger Farbe hält, als das erbleichende Grün.

Und so thue denn, sag' ich zu mir selber, alles, was du noch vermagst in deinen abnehmenden Tagen — als wären es zunehmende — für die herrliche Dichtkunst, welche die armen und verarmenden Menschen tröstet und begeistert; und scheue keinen Aufwand von noch übriggebliebenen Jahren und Kräften und absterbenden Augen für eine Aussaat, deren Mühe kleiner ist, als die Ernte für die Freunde deines Herzens. — Und möge der hohe Geist, mit dessen Andenken ich mein früheres Werk über die Dichtkunst schloß und schmückte, meine letzten Anstrengungen und Entschlüsse billigen — Herder!

V.

Ueber die natürliche Magie der Einbildungkraft.

Gedächtniß ist nur eine eingeschränktere Phantasie. Erinnerung ist nicht die bloße Wahrnehmung der Identität zweier Bilder, sondern sie ist die Wahrnehmung der Verschiedenheit des räumlichen und zeitlichen Verhältnisses gleicher Bilder. Folglich breitet sich die Erinnerung über die Verhältnisse der Zeit und des Orts, und also über Reih' und Folge aus; aber bloßes Ein- und Vorbilden stellet einen Gegenstand nur abgerissen dar.

Die fünf Sinne heben mir außerhalb, die Phantasie innerhalb meines Kopfes einen Blumengarten vor die Seele; jene gestalten und malen, diese thut es auch; jene drücken die Natur mit fünf verschiedenen Platten ab, diese als sensorium commune liefert sie alle mit Einer. Die Phantasie ist zwar nicht der matte Nachklang der Sinne, wie Helvetius meint, aber doch das Unisono derselben. Wie die Fühlfäden der Sinnennerven zu den Empfindungen, so verhalten sich die Gehirnkügelchen (oder welches körperliche adiuvans einer annehmen will) zu den innern Bildern; und ob wir gleich nur diese zu erzeugen, und jene nur zu empfangen glauben: so ists doch bei den Empfindungen falsch, die wir wie Kant genug erwiesen, eben so gut (nach und mit einer unbegreiflichen plastischen Form

in uns) erzeugen als innere Bilder. Da der Spielraum der Sinne enger ist als der Phantasie: so entsteht die Täuschung, daß wir uns jene nur in den Ketten des Körpers und diese nur in den Zügeln des Willens denken, da wir doch eben so wol in Einem fort phantasieren als empfinden müssen. Die Empfindung stellet mit dem Kolorit der Schmelz- oder Musivmalerei z. B. einen Menschen vor mich, die Phantasie thuts mit der Blässe der schwarzen Kunst oder (in einem Dichter) mit aqua tinta. Daß beide sich blos im Kolorit unterscheiden, sieht man am meisten dann, wenn die Lebhaftigkeit der Phantasie diesen Unterschied der Farbengebung aufhebt — ich meine im hitzigen Fieber, wo der bleiche Leichnam (ich meine die Vorstellung von einem Menschen) in dem Kopfe mit so viel Lebensgeistern und Blut ausgesprützet wird, daß ihn der Fieberkranke wirklich als einen Lebendigen außer seinem Kopfe zu erblicken meint; und dann sieht die Vorstellung so lebhaft und ganz so aus wie eine Empfindung.

Allerdings ist noch ein Unterschied und ein größerer — denn ich suche mit jenen Aehnlichkeiten nicht die Phantasie zu verkörpern, sondern blos die Sinne zu vergeistigen; — es ist nämlich der, daß unser bekanntes Ich die Sukzession in der Phantasie (wie das Simultaneum in der Empfindung) ordnet und regelt sogar im Chaos des Traums, da die drei Gesetze der Ideenassoziazion blos vom Körper auf keine Weise beobachtet werden könnten.

Zufolge jener Aehnlichkeit ist also Stärke der (fünfsinnigen) Empfindung immer um und neben der Stärke der Phantasie, (dieser transzendenten und verpflanzten Empfindung). Daher sind beide in Wilden, Landleuten

und Weibern kräftiger und feiner: denn Schauspiele, Erzählungen, Töne und Träume ziehen tiefere Furchen in ihren Seelen. Auch der Rausch macht zugleich die Phantasie und die Sinne schärfer. Freilich sind oft am dichterischen Genie alle äußere Sinnen-Nerven verdorret und abgewelkt; aber der Wuchs des einen Zweiges hatte nur die andern ausgesogen, so wie ja auch die Sinne — z. B. Aug' und Ohr — einander gegenseitig berauben und erstatten. Unter den Wilden wird blos das Genie die schärfsten Sinne haben.

Jetzt hab' ich zweierlei zu thun. Ich muß erweisen, wie diesem allen ungeachtet die Phantasie uns in ihren Ländereien mit Zauberspiegeln und Zauberflöten so süß bethören und so magisch blenden könne; — zweitens muß ich vorher die meisten dieser magischen Kunststücke aufzählen.

Alle Personen, die blos auf dem Zauberboden der Phantasie stehen, verklären sich unbeschreiblich vor uns, z. B. Todte — Abwesende — Unbekannte. — Der Held einer Biographie sey uns noch so treu vorgezeichnet: gleichwol fängt ihn unsere metamorphotische Einbildung größer auf als unsere plane Netzhaut ihn malen würde, wie in der Malerei ein treu abgemalter Menschenkopf größer scheint als sein Urbild von gleichem Quadratinhalt. Daher stehet der Landmann auf dem elektrischen Isolatorium des Idyllendichters stralend und mit einem Heiligenschein umzogen; eben so steht auch der Wilde in Rousseaus Kopf und die Kinder in jedem dichterischen.

So zieht das Fernrohr der Phantasie einen bunten Difusionsraum um die glücklichen Inseln der Vergangenheit, um das gelobte Land der Zukunft.

Die Personen aller dramatischen Gedichte, selber die bösen, empfangen in ihrem Dunst- und Zauberkreise Reize, die ihnen alle im kahlen lichten gemeinen L ben abfallen würden, wenn sie darin erschienen.

Der Traum ist das Tempe-Thal und Mutterland der Phantasie: die Konzerte, die in diesem dämmernden Arkadien ertönen, die elysischen Felder, die es bedecken, die himmlischen Gestalten, die es bewohnen, leiden keine Vergleichung mit irgend etwas, das die Erde giebt und ich habe oft gedacht: „da der Mensch aus so mancherlei schönen Träumen erwacht; aus denen der Jugend, der Hoffnung, des Glücks, der Liebe: ach könnt' er nur — sie wären ihm dann alle wiedergegeben — in den schönen Träumen des Schlummers länger bleiben!“

Noch größer ist die phantasierende Kraft, wenn sie auswärts reicht und die Gegenwart selber zum Marmorblock oder Teige ihrer Gebilde macht. Ich will mehr als ein Beispiel geben. Das erste ist nicht das deutlichste: bei rauschenden Freudenfesten, auf Bällen, auf nächtlichen Freudengelagen schmückt sich jeder Augenblick mit dem Wiederschein des nächsten künftigen; und so lange dieses dauert, vermengen wir den süßen Durst des Herzens mit dem Trank; — denn der Mensch hat so wenig, daß er nur froh ist, wenn er stark begehren kann und daß er die Stärke seiner Wünsche zu ihren Befriedigungen rechnet. — Aber es kommt eine trunknere Stunde, wo im langen Freudengelage unsere Phantasien unsere Sinnen übertönen, wo die Gegenwart mehr zum Traume, die Musik mehr zum Echo ermattet und wo wir im wirbelnden bunten Rauche um uns schwindeln und dann im Schwindel unsere Um-

kreisungen für fremde nehmen; dann sind wir gesättigt und voll, ach! fast vor Ermüdung! —

Im Rausche dringen die Wolken der innen brennenden Räucherkerzen hinaus und legen sich außen an den Gegenständen an und geben ihnen eine vergrößerte, abgerundete, zitternde Gestalt.

In der Liebe ist das Amalgama der Gegenwart mit der Phantasie noch inniger. Schaue die Gestalt an, die du einmal geliebt hattest und die nun mit allen ihren Reizen nicht einmal den idealischen Zauber einer Bildsäule für dich hat! Warum sonst ist sie jetzt ein lackirter Blumenstab für dich als blos weil alle Rosen, die deine Phantasie an diesem Stabe hinaufgezogen, nun ausgerissen sind? — Ich wünschte, der Leser liebte eine Schwester, die besondere Familienähnlichkeit mit ihrem Bruder hätte, den er nicht leiden könnte: er würde dann am leichtesten das geliebte Gesicht von dem Brautschmuck, womit seine Phantasie als Folienschlägerin es blasonniert und übergoldet, trennen können. Kurz eine geliebte Person hat den Nimbus einer abwesenden — einer gestorbenen — einer dramatischen. —

Noch mehr. Leuten, deren Kopf voll poetischer Kreaturen ist, finden auch außerhalb desselben keine geringern. Dem ächten Dichter ist das ganze Leben dramatisch, alle Nachbarn sind ihm Charaktere, alle fremde Schmerzen sind ihm süße der Illusion, alles erscheint ihm beweglich, erhoben, arkadisch, fliehend und froh und er kommt nie dahinter, wie bürgerlich-eng einem armen Archivsekretair mit sechs Kindern — gesetzt er wäre das selber — zu Muthe ist. Denn ist er selber bürgerlich unglücklich; z. B. ein Träger des Lazarus-Ordens: so kommt es ihm vor, als mach' er

eine Gastrolle in Gay's Bettleroper, das Schicksal ist der Theaterdichter und Frau und Kind sind die stehende Truppe.

— Und wahrlich, der Philosoph und der Mensch dürfen hier nicht anders denken als der Dichter; und der, für den das äußere (bürgerliche, physische) Leben mehr ist als eine Rolle: der ist ein Komödiantenkind, das seine Rolle mit seinem Leben verwirrt und das auf dem Theater zu weinen anfängt. Dieser Gesichtpunkt, der metaphorischer scheint als er ist, erhebt zu einer Standhaftigkeit, die erhabener, seltener und süßer ist als die stoische Apathie und die uns an der Freude alles empfinden lässet, ausgenommen ihren Verlust.

Belesene Mädchen, die im Sommer aufs Land gehen, machen aus den Landleuten wandelnde Gesnerische Idyllen-Ideale. Die Landleute idealisiren ihrerseits wieder die Mädchen zu Prinzessinnen der Marionetten und der Historienbücher hinauf. Und eben so hab' ich im dreizehnten Kapitel der vorigen Biographie *) den Pfarrer und den mir sonst verhaßten Zwinger und Schuldthurm des bürgerlichen Lebens gepriesen, weil ich an ihm und an seinem Nothstall schon den biographischen und idealischen Mondschein glimmen sah, den ich nachher auf ihn warf. Auch im Komischen kann man wirkliche Thoren, die man handeln sieht, im Geheim zu komischen Akteurs und zu gut durchgeführten komischen Charakteren idealisiren. — —

Woher kömmt nun, da die Phantasie nur der goldene Abend-Wiederschein der Sinne ist, dieser Reiz

*) Quintus Fixlein.

eigner Art, der an Träumen, Abwesenden, Geliebten, entrückten Zeiten und Ländern, an Kinderjahren und — was ich kaum zu nennen brauchte — an den von den Dichtern in die Welt geschickten Blumengöttinnen und Blumenparterren haftet? — Wenn wir heraus haben, warum uns die Dichter gefallen; so wissen wir das Uebrige auch.

Davon könnte man mehrere Ursachen angeben, die richtig wären, ohne zureichend zu seyn. Z. B. Wir denken das ganze Jahr weniger mit Bildern als mit Zeichen, d. h. zwar mit Bildern, aber nur mit dunklern kleinern, mit Klängen und Lettern: der Dichter aber rücket nicht nur in unserm Kopfe alle Bilder und Farben zu einem einzigen Altarblatte zusammen, sondern er frischet uns auch jedes einzelne Bild und Farbenkorn durch folgenden Kunstgriff auf. Indem er durch die Metapher einen Körper zur Hülle von etwas Geistigem macht — (z. B. Blüte einer Wissenschaft): so zwingt er uns, dieses Körperliche, also hier „Blüte“ heller zu sehen als in einer Botanik geschähe. Und wieder umgekehrt giebt er, wie vermittelst der Metapher dem Körperlichen durch das Geistige, eben so vermittelst der Personifikazion dem Geistigen durch das Körperliche höhere Farben.

Ferner könnte man — und kann auch — sagen, der dramatische Dichter überwältigt uns durch die Verwandlung der Wochen in Minuten und erweckt, indem er die tragische vielleicht über Jahre hingesponnene Geschichte in wenige Stunden zusammen zieht, unsere Leidenschaften blos darum, weil er ihnen gleicht, da sie auch wie Taschenspieler und Heerführer uns durch Geschwindigkeit berücken.

Aber ich eile zu dem, was mich befriedigt. Die Arme des Menschen strecken sich nach der Unendlichkeit aus: alle unsere Begierden sind nur Abtheilungen Eines großen unendlichen Wunsches. Es ist sonderbar, daß man von der Phantasie, deren Flügel einen unendlichen Raum und eine unendliche Zeit bedecken wollen, weil sie über jede endliche reichen, und von der Vernunft, die keine endliche Kausalreihe denken kann, nicht weiter fortgeschlossen hat auf den Willen. Alle unsere Affekten führen ein unvertilgbares Gefühl ihrer Ewigkeit und Ueberschwenglichkeit bei sich — jede Liebe und jeder Haß, jeder Schmerz und jede Freude fühlen sich ewig und unendlich. So gibt es auch eine Furcht vor etwas Unendlichem, wovon die Gespensterfurcht, wie ich anderswo *) bewiesen, eine Aeußerung ist. Wir sind unvermögend, uns nur eine Glückseligkeit vorzuträumen, die uns ausfüllte und ewig befriedigte. — Dein Genius entführe dich und lege dich in der schönsten Pappelinsel dieser Erde nieder — er ziehe Lusthaine durch die Insel, und Gärten um die Haine, und Blumen um die Gärten und — er öffne dein Auge und zeige dir alles was du hast: einen stillen Himmel und zwei Menschen, die du liebst, er fliege in dein Herz zurück und wohne darin unter dem Namen der Tugend und Weisheit. — Glücklicher! wirst du niemals seufzen? — Und steigt dein erster Seufzer als Uebersättigung auf, mit der sich ja kein Wunsch, kein Hunger gesellen könnte. — All' unser Ringen nach Freude soll nur unser Schmachten übertäuben: wir liegen brütend auf der kalten Erde wie die Vögel auf Kreide, nicht um

*) Mumien. 1r Theil. S. 278. 279.

etwas auszubrüten, sondern um die Bruthitze der siechen Brust zu lindern.

Was nun unserm Sinne des Gränzenlosen — so will ich immer der Kürze wegen sagen — die scharf abgetheilten Felder der Natur verweigern, das vergönnen ihm die schwimmenden neblichen elysischen der Phantasie. Kant setzet schon das Erhabene der Dichtkunst und der Natur in ein angeschauetes Unendliche. Die Natur zwar selber als Sinnengegenstand ist nicht erhaben, d. h. unendlich, weil sie alle ihre Massen, wenigstens mit optischen Gränzen scharf abschneidet, das unabsehliche Meer mit Nebel oder Morgenroth, den unergründlichen Himmel mit Blau, die Abgründe mit Schwarz. Gleichwol sind das Meer, der Himmel, der Abgrund erhaben; aber nicht durch die Gabe der Sinne, sondern der Phantasie, die sich an die optischen Gränzen, an jene scheinbare Gränzenlosigkeit hinstellet, um in eine wahre hinüberzuschauen. Man könnte fragen: warum thut sie es nicht bei jedem Blau, bei jedem Schwarz? — Man könnte antworten: weil nicht jedes Blau einen so großen Gegenstand umschließet. Man könnte wieder fragen: warum denn eine dem Meere an Größe gleiche Blumenebene sich mit Nebeln schließe, ohne so erhaben zu seyn wie das Meer. Die letzte Antwort aber bleibt: weil alles Große einfarbig seyn muß, da jede neue Farbe einen neuen Gegenstand anfängt. Im einfachen Blau des Himmels wiegt die Seele ihre Flügel auf und nieder — und aus dem letzten Stern stürzt sie sich mit ausgebreiteten Schwingen in die Unermeßlichkeit.

Stelle dir ein Arkadien vor: in dem, worauf du trittst, halten überall Herkules-Säulen deine

Genüsse auf, und lassen blos deine Wünsche über die Säulen fliegen; aber in einem dichterischen kann ja dein Wunsch nicht grösser seyn als dein Bezirk, und was du wünschest, hast du ja eben vorher erschaffen. —

Der Steig der Wirklichkeit ist nicht blos steiniger, sondern auch länger als der der Phantasie, die über ihm schweifet; aber wenn du einen Dichter liesest, so hast du noch dazu die Freude, den blumigen Irrgang einer fremden Phantasie mit deiner eignen zu durchkreuzen. Wie wird die Phantasie, die schon die Wirklichkeit aufschmückt, erst Träume verzieren? —

Wenn ich oft meiner Phantasie in schönen Landschaften erlaubte, Landschaftmalereien zu machen für mich, nicht für das Publikum: so fand ich, — und auch sonst, — daß die aus mir aufsteigenden Fluren nur Inseln und Erdstriche aus der längst versunknen Kindheit waren. Der Traum führet auch, (wie schon Herder bemerkt), die längst weggeschobenen bunten Glasmalereien der Kindheit wieder in die dunkle Kammer des Schlafes zurück. Die Kindheit-Erinnerungen können aber nicht als Erinnerungen, deren uns ja aus jedem Alter bleiben, so sehr laben, sondern es muß darum seyn, weil ihre magische Dunkelheit und das Andenken an unsere damalige kindliche Erwartung eines unendlichen Genusses, mit der uns die vollen jungen Kräfte und die Unbekanntschaft mit dem Leben belogen, unserm Sinne des Gränzenlosen mehr schmeicheln.

Das Idealische in der Poesie ist nichts anders als diese vorgespiegelte Unendlichkeit; ohne diese Unendlichkeit gibt die Poesie nur platte abgefärbte Schieferabdrücke, aber keine Blumenstücke der hohen Natur. Folglich muß alle Poesie idealisiren: die Theile müssen

wirklich, aber das Ganze idealisch seyn. Die richtigste Beschreibung einer Gegend gehöret darum noch in keinen Musenalmanach, sondern mehr in ein Flurbuch — ein Protokoll ist darum noch keine Szene aus einem Lustspiel — die Nachahmung der Natur ist noch keine Dichtkunst, weil die Kopie nicht mehr enthalten kann als ihr Urbild. —

Die Poesie ist eigentlich dramatisch und malt Empfindungen, fremde oder eigene; das Uebrige — die Bilder, der Flug, der Wolklang, die Nachahmung der Natur — diese Dinge sind nur die Reiskohlen, Malerchatoullen und Gerüste zu jeder Malerei. Diese Werkzeuge verhalten sich zur Poesie, wie der Generalbaß oder die Harmonie zur Melodie, wie das Kolorit zur Zeichnung. Dazu setz' ich nun weiter: alle Quantitäten sind für uns endlich, alle Qualitäten sind unendlich. Von jenen können wir durch die äußern Sinne Kenntniß haben, von diesen nur durch den innern. Folglich ist jede Qualität für uns eine geistige Eigenschaft. Geister und ihre Aeußerungen stellen sich unserem Innern eben so gränzenlos als dunkel dar. Mithin muß das in uns geworfene Sonnenbild, das wir uns vom Dichter machen, vergrößert, vervielfältigt und schimmernd in den Wellen zittern, die er selber in uns zusammentrieb. *)

*) Ohne die Erwägung des Geistes, der schuf, wär' es nicht zu erklären, warum eine Szene aus Shakspeare nur halb gefiele, wenn wir wüßten, er hätte sie von Wort zu Wort aus irgend einem wirklichen Zufall, Protokoll, Dialoge ausgeschrieben.

Aber das war's nicht, worauf ich kommen wollte, sondern darauf, wodurch und womit die schönen Künste auf uns wirken. Durchaus nur mit und durch Phantasie: das was die Gebilde der Malerei und Plastik von andern Körpern absondert, muß ein besonderes Verhältniß zu unserer Phantasie seyn. Dieses Verhältniß kann nicht auf die bloße kahle Vergleichung hinauslaufen, die wir zwischen dem Ur- und Abbilde anstellen, und aus der wir nur das matte Vergnügen besiegter Schwierigkeiten schöpfen könnten. Sulzer sagt: ein Gemälde gefället uns, aber nicht das treuere Bild im Spiegel, eine Statue entzückt uns, aber nicht die treuere Wachsfigur: denn die Aehnlichkeit muß ihre Gränzen haben. Ich fragte aber, warum? Weswegen soll die vollendete Aehnlichkeit (die Gleichheit) weniger vermögen als die unvollendete? Es ist in diesem Sinne nicht einmal wahr und ein Portrait, dem zum Spiegelbilde nichts abginge als die Beweglichkeit, würde uns um so mehr bezaubern.

Aber in einem andern Sinne ist allerdings eine Unähnlichkeit vonnöthen: diejenige, die in die Materie die Pantomime eines Geistes eindrückt, kurz das Idealische. Wir stellen uns am Christuskopfe nicht den gemalten, sondern den gedachten vor, der vor der Seele des Künstlers ruhte, kurz die Seele des Künstlers, eine Qualität, eine Kraft, etwas Unendliches. Wie die Schauspieler nur die Lettern, nur die trocknen Tuschen sind, womit der Theaterdichter seine Ideale auf das Theater malet — daher wird jedes Trauerspiel mit größerem Vortheil seines Idealischen, im Kopfe als auf dem Schauplatz aufgeführet: — so sind die Farben und Linien nur die Lettern des Malers. Die typogra-

physische Pracht dieser Lettern vermenge man nicht mit dem erhabenen Sinn, dessen unwillkührliche Zeichen sie sind.

Ich sagte unwillkührliche. Unsere Seele schreibt mit vier und zwanzig Zeichen der Zeichen (d. h. mit vier und zwanzig Buchstaben der Wörter) an Seelen; die Natur mit Millionen. Sie zwingt uns, an fremde Ichs neben unserm zu glauben, da wir ewig nur Körper sehen — also unsere Seele in fremde Augen, Nasen, Lippen überzutragen. Kurz, durch Physiognomik und Pathognomik beseelen wir erstlich alle Leiber — später alle unorganisirte Körper. Dem Baume, dem Kirchthurme, dem Milchtopfe theilen wir eine ferne Menschenbildung zu, und mit dieser den Geist. Die Schönheit des Gesichts putzet sich nicht mit der Schönheit der Linien an, sondern umgekehrt ist alle Linien- und Farbenschönheit nur ein übertragener Wiederschein der menschlichen. Unser Unvermögen, uns etwas Lebloses existirend d. h. lebend zu denken, verknüpft mit unserer Angewöhnung an ein ewiges Personifiziren der ganzen Schöpfung, macht, daß eine schöne Gegend uns ein malerischer oder poetischer Gedanke ist, — daß große Massen uns anreden, als wohnte ein großer Geist in ihnen, oder ein unendlicher — und daß ein gebildeter Apollo- und ein gemalter Johanneskopf nichts sind als die schöne ächte Physiognomie der großen Seelen, die beide geschaffen, um in homogenern Körpern zu wohnen als die eignen sind. —

Als Titon sich vom Jupiter die Unsterblichkeit erflehte, hatte er in seine Bitte nicht die Jugend eingeschlossen und er schwand zuletzt ein zu einer unsterblichen — Stimme: So verfället, erbleichet das Leben

hinter uns, und unserer einschwindenden vertrocknenden Vergangenheit bleibt nur etwas Unsterbliches — eine Stimme: die Musik. Daß nun die Töne, die in einem dunkeln Mondlicht mit Kräften ohne Körper unser Herz umfließen, die unsere Seele so verdoppeln, daß sie sich selber zuhört, und mit denen unsere tief heraufgewühlten unendlichen exaltirten Hofnungen und Erinnerungen gleichsam im Schlafe reden, daß nun die Töne ihre Allmacht von dem Sinne des Gränzenlosen überkommen, das brauch' ich nicht weiter zu sagen. Die Harmonie füllet uns zum Theil durch ihre arithmetischen Verhältnisse: aber die Melodie, der Lebengeist der Musik, erkläret sich aus nichts als etwan aus der poetischen reinen Nachahmung der rohern Töne, die unsere Freuden und unsere Schmerzen von sich geben. Die äußere Musik erzeugt also im eigentlichen Sinn innere; daher auch alle Töne uns einen Reiz zum Singen geben. — —

Aber genug! Ich schließe wie ein Schauspiel, mit der geliebten Tonkunst. Ich hätte noch viel einzuschränken, zu beantworten und nachzuholen, z. B. das, daß es eine genießende und eine schaffende Phantasie gebe, und daß jenes die poetische Seele sey, die den Sinn des Unendlichen feiner hat, und dieses die schöpferische, die ihn versorgt und nährt, oft ohne ihn zu haben; ich könnte noch mit den Kräften des Mondscheins, der Nacht, der bunten Farbenwogen in Thautropfen meinen Satz befestigen: aber einer, der bei Tageslicht blind wäre, würde auch bei wolkenlosem Sonnenlicht nichts sehen. Es ist mir — so sehr personifiziret der Mensch sogar seine eignen Theile — als müßt' ich jetzt der Phantasie, über die ich zu lange geschrieben und unter deren heißen

Linie wie unter der andern ein ewiger Morgenwind der Jugend weht, als müßt' ich ihr dankbare Empfindungen für die Stunden, für die Gärten, für die Blumen, selber für die Wünsche bringen, die sie wie Guirlanden um das einfarbige Leben flicht. Aber hier will wieder der Mensch, wie so oft, lieber der Gabe als dem Geber danken. — Und was soll unser Dank seyn? — Zufriedenheit: Abscheu vor der Unart, den köstlichen Ersatz der Wirklichkeit und die Wirklichkeit zugleich zu begehren, zu den unverwelklichen Blumenstücken der Phantasie noch die dünnen Blumen der irdischen Freude dazu zu fodern und überhaupt das zu vergessen, daß der dichterische Regenbogen (wie der optische) sich gerade beim niedrigsten Stande der Sonne (im Abend und Winter) am höchsten wölbe. — Wol gleichen wir hier mit unserer lechzenden Brust Schlafenden, die so lange dürsten als sie den Mund öffnen: sie sind gestillet, wenn sie ihn schließen, und wir auch, wenn unsern die letzte Hand zudrückt. Aber wir sind voll himmlischer Träume, die uns tränken — und wenn dann die Wonne oder Erwartung der träumerischen Labung zu groß wird, dann werden wir etwas bessers als satt — wach.

VI.

Ueber das Immergrün unserer Gefühle.

„Wie enge ist das warme Leben und wie breit seine Winterseite! Kannst du die Entzückungen, welche überwältigend und mit dem Versprechen ihrer Unsterblichkeit in deinem Herzen geherrscht, dir den nächsten Tag wieder zurück führen, wenn sie dem Gegenstande nachgeflohen sind? Wie viel bleibt dir von der Seligkeit, welche dir eine Landschaft, ein Glück, eine Musik, eine Stunde der Freundschaft und Liebe gegeben, in deiner Erinnerung zurück? Höchstens warme Schatten deiner Vergangenheit; ein mattes Nachschimmern hängt sich an den erneuerten Gegenstand und die Entzückung, die vorher so gewaltsam dein Herz erschütterte, erregt nur ein leises Nachzittern voll Sehnsucht, die eben der lebendige Zeuge ist, wie wenig du behalten hast. Da wir für die äußere Welt der Sinnen, für die innere der Vorstellungen ein ewiges Repetirwerk am Gedächtniß besitzen, und da die Bilderreihen des Kopfes ihren Nebenregenbogen haben: so bilden wir uns ein, auch die Flammen des Herzens würfen, gleich dunkeln Körpern Schatten von sich und Schattenrisse. Allein wenn uns aus einem ganzen feurigen Frühling des Lebens eine in drei Minuten zusammen zu pressende Erinnerung und nicht viel mehr Reichthum des Nachgefühls übrig bleibt, als aus den Paradiesen des magnetischen Schlafs nach dem Erwachen, so gesteht: das Herz hat kein Echo. Nur

starkes Schmerzgefühl wiedererzeugt sich fast mit aller Größe in der Erinnerung; die Locke und das Kleid eines Verlornen bringt dir vielleicht die erste Trauer in voller Stärke wieder; obgleich die Locke und das Kleid eines geliebten Menschen wenig von der vergangenen Entzückung erneuert; vielleicht darum, weil außerhalb der Kunst der geistige Schmerz stärker und häufiger ist, als der geistige Zauber, wie die körperliche Pein des Gefühls eindringender, als jede Lust desselben. Und so dauert denn so oft unser Nachwinter länger als unser Nachsommer."

— Man wird leicht nach den „Gänsefüßen oder Anführzeichen" erwarten, daß ich alles dieses widerlegen werde; aber ich unterschreib' es vielmehr und füge sogar noch Folgendes dazu. Wenn der Mensch den durchflogenen Seelenhimmel auch nur Eines Tags rein wieder nachbauen und aufwölben könnte im Kopfe, so ständen ihm in einem Jahre so viel Himmel offen, als der Ketzer Basilidos annahm, nämlich 365; und dann könnte der Gegenstand, der den ersten Himmel schaffen mußte, so entbehrlich seyn, als der Lehrer dir bei dem Fort-Genießen einer Wissenschaft, die er dir zum erstenmale gegeben. — Vielleicht auch gehört es eben zu den unüberwindlichen Reizen der höhern, zärtern Liebe, daß der Geliebt-Liebende auch in der Entfernung vom Gegenstande und ohne Malerei der Erinnerung noch ein lindes lautes Fortwehen der Feierstunden am Herzen fortfühlt, wie zuweilen in manchen himmlischen Abenden des Frühlings alle Gassen der Stadt, in welcher kein Garten wächst, ein Blüthenduft durchzieht, den die ganze warmblühende Umgegend zuhaucht. Dieses sanfte der Liebe eigne Fortfreuen, ohne den Gegenstand und

ohne die heißen Sonnenblicke der Entzückungen, ist wie das fortdauernde Umspühlen der Brust durch einen ätherblauen Tag und eine frisch-grüne unabsehliche Landschaft.

Gleichwol kann ich allen vorigen Klagen über das Nachdenken der Gefühle einen Trost zur Antwort geben, den Trost ihrer Auferstehung durch die Kunst. Wenn der Gegenstand entwich und ihm dann nachstarb die begeisterte Stunde, die er gegeben: so tritt die Kunst zu uns und weckt das Gestorbne auf; die Malerei giebt uns den Gegenstand zurück und damit die begeisterte Stunde — die Tonkunst giebt die Begeisterung und damit den Gegenstand — die Dichtkunst gibt beide wechselnd.

Wenn die Malerei das Lauffeuer der Augenblicke anhält zum Feststehen: so blickt die Zauberlandschaft, das Zauberauge, die Zaubermenge dich unaufhörlich an, und jeden Tag kehren deine höchsten Freuden um und die Sonne steht vor dem Maler (anders als vor dem tödtenden Josuah) nur still, um dem wärmern Leben fortzuleuchten.

Welche Stunden und Seelen und Körper müßten sich an einander reihen, um dir nur eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von der Tonkunst in einer Minute wie von unsichtbaren Händen empfängst! Habe groß und selig geweint wie du nur willst: die Tonkunst spricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Thränen wieder.

Und dann endlich gibst du, gute Dichtkunst — mit dem ganzen Reichthum beider Schwesterkünste — die Menschen und die Entzückungen verklärt lebendig zurück, die jede Erinnerung nur todt wiedergebären kann, und in deinem Spätroth kehrt jedes Frühroth des Lebens um. Den Menschen, welcher große Stunden des Lebens dunkel in der Brust trägt, aber ohne die Kraft, sie wie-

7 *

der zu beleben und zu erleuchten, wiederholt sie die Gestalten, die ihn ergriffen, die Töne, die er nie vergessen wollte, und die Erde und den Himmel, welche nur Einmal so für ihn dagestanden.*—

In ihren Umrissen des Lebens verschwinden die Ungleichheiten desselben, wie der Erdschatten am Monde sich rundet und seine Berge verbirgt. Ja, sie thut nicht die alten Paradiese, die sich hinter uns zugeschlossen, sondern auch neue auf, in die wir gehen können, und auf ihren leichten Wolken finden unsere Seelen, wie Ossians Geister auf ihren, einen Himmel wieder. So klage denn nicht über die Flüchtigkeit der Freuden, da ihnen die Kunst ihre Ewigkeit leiht. Oder wenn du noch klagest, daß die Entzückung und Begeisterung nur so lange dauere, als der Gegenstand, der sie schafft, verweilt: so erfreue und begeistere dich an einem Gegenstand, der niemals von dir weichen kann, er ist zugleich auch der größte und der schönste und hat dir alles gegeben, dich und sich.

* * *

Eine andere verwandte Klage über das Altern der Gefühle durch Jahre widerleg' ich gern, so wie jede unnütze Furcht der Menschen; und ich gewinne gern, wo es nur angeht, allen Monden unseres Lebens die Sonnenseite ab.

Nur ein enges Herz wächst nicht, aber ein weites wird größer; jenes verengen die Jahre, dieses dehnen sie aus. Nur irret der Mensch zweimal über die warme Tiefe seiner Gefühle.

Das eine Mal ist, wenn sie da sind in aller Kraft, aber zugleich in Ruhe. Empfindest du wol für deine Kinder im Treiben des Wochenlebens, im Kühlbleiben

durch Gebote und vielleicht durch Rügen und Fürsorgen und in den tagelangen Entfernungen oder im Vergleichen des einen Kindes mit dem andern, empfindest du jene Liebegluth für sie, welche aus der ausgestreueten Asche des Alltaglebens sogleich in helle Flamme vorbricht, wenn dein Kind unschuldig leiden muß oder sterben will? — Aber dann war deine Liebe ja früher da als der Schmerz des Kindes und deiner. Wie erscheint in der Ehe und in der Freundschaft das Herz, das im gewöhnlichen Nebeneinanderleben nur heimlich schlägt und wärmt, in den beiden Stunden, worin mir der Mensch am meisten gefällt, bei dem Abschiede und bei der Ankunft, mit aller schönen Gewalt der lang genährten Gluth, so wie die Gletscher — wenn ein solches poetisches Gleichniß verstattet ist — nur bei Sonnenauf- und bei Untergange durchsichtig und rosenroth lodern, im Taglicht aber dunkel und grau dastehen.

Vielleicht liebt sogar der Menschenfeind, ja der größte Selbstsüchtige unbewußt; man entrücke ihm die ganze Menschenwelt bis auf das kleinste Kind und frage dann sein Herz. Verwechselt nur nicht immer so voreilig Erkältung gegen einen, gegen zehn, gegen viele, mit Erstarrung gegen alle.

Und so liegt denn ein Goldschatz von Liebe, wenig sichtbar als bis auf ein kleines Flämmchen, in der Brust, bis ihn endlich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichthum entdeckt. Auch freuet es mich noch recht, daß das Herz gerade durch die Gewohnheit des Beisammenseyns — sie, die sonst alle Reize und Genüsse entblättert und kahl macht — im Stillen Nahrung zur Liebe sammelt, wie der Diamant auch unter dem Wasser Licht zum Ausstrahlen einsaugt, und daß die Liebe gerade

durch die Zeit, die den Haß abstumpft, so lange unscheinbar erstarkt, bis sie mit allem Glanze in der Gefahr einer Trennung auf einmal ihren Anwuchs zeigt; denn die Gewohnheit trägt die Farben der Liebe auf, wie die Kalkmalerei die ihrigen; eine nach der andern wird eingesogen und verschwindet, und auf die unsichtbare kommt wieder eine, bis zuletzt ein dauerhaftes Glanzbild aufersteht und vortritt.

Ein andermal glaubt der Mensch sich vom Alter erkältet, weil er in ihm blos für höhere Gegenstände entbrennen kann, als solche, die ihn früher erwärmten. Es ist aber gar nicht wahr, was doch zuweilen der Landschaftfreund, der Prediger, der Dichter, der Schauspieler, der Tonkünstler, fürchtet, daß an den Jahren ihre Empfindung für Natur, Kunst und Herz erlahme, blos weil sie von den Gegenständen ihrer jungen Jahre schwächer ergriffen werden in ihren alten. Du weinest freilich jetzo, wie ich, seltener im Schauspiel und vor der Tonmuse als sonst; aber gebt uns das rechte Gedicht und gebt mir eine in Mannheim dargestellte Vestalin von Spontini; so will ich mich loben, wenn ich eben so viel Gewalt über meine Rührung behaupte, als diese über mich. Die Jugend ist noch dunkles Wachs, das schon vor kargen Sonnenstrahlen zerfließt; indeß das weiß gemachte vor ihnen kaum erwärmt. Der reife und überreife Mann flieht sogar die Thräne, die der Jüngling sucht; aber nur weil sie zu heiß aus ihm dringt und zu langsam trocknet.

Eben so wähle, guter Himmel, einen Menschen von meinem Alter und meinem Herzen und meiner lebenlangen Armuth an erhabenen Landschaften, und führe ihn in die rheinischen, und bringe ihn auf das

ziehende lange Meer des Rheins, der zwischen zwei Weingebirgen, wie zwischen gesegneten Welttheilen, nur Lustsitze malt, und sich Eilande zum Umarmen schafft; und lasse sogar noch den Nachflor des Abendroths in ihm blühen: warlich in dem alten Menschen wird wieder die Jugend spiegeln und das stille Meer der Unendlichkeit, die uns in den rechten und größten Himmel hinunter sehen läßt. Oder wenn ein gütiges Schicksal einen Mann von so vielen Jahren und von so wenigen Kunstkenntnissen als ich habe, und von derselben Phantasie in das altdeutsche Bilderkabinet der kunstgastfreien Gebrüder Boißerée einführte und wenn er darin (noch dazu hat er vorher zur Einweihe die sterbende Marie des von Eyck gesehen) das Gottstück seines Schülers, den Christuskopf, vor das Auge bekomme, und wenn er nun in das Uebermenschliche des Bildes so nahe blicken müßte, dessen Augen Weltrichter sind und dessen Züge nur menschenverwandt, aber nicht völkerähnlich, sondern völkerherrschend, und wie er erst nach der Demüthigung vor der göttlichen im Künstlergeiste zum zweitenmale Mensch gewordenen Gestalt endlich den Trost gewonnen hätte, in die tiefen Liebe-Quellen der Augen und Lippen zu schauen: so weiß ich, wie dem Glücklichen eine bloße Farbenfläche das Herz erschüttern und dann zerschmelzen würde; denn ich war ein solcher Glücklicher.

Gedächtniß, Witz, Phantasie, Scharfsinn können sich im Alter nicht verjüngen, aber das Herz vermag es mit sich; und damit ihrs glaubt, denkt daran, wie Dichterherzen noch in ihrem Herbst und Winter glühen, ein Klopstock, Herder, Gleim, Wieland, Rousseau.

Der Name Rousseau erinnert noch an die Liebe im engern Sinn. Und diese tröstet und wärmt vielleicht

öfter ein altes Herz, als sie sich ausspricht, was auch nicht immer zur Liebe nöthig ist. Wer im Alter ganz die Liebe missen kann, hatte in der Jugend die rechte nicht, für welche es keine Jahre gibt, so wie im Winter nur vertrocknete Zweige aber nicht Sprößlinge sich mit Eis überziehen. Schmerzhaft schlüge auch jedem das liebende Herz, wenn er denken müßte, es schlage der Erkaltung entgegen, nur einige Jahrzehende bleib' es warm und sterbe darauf an langen Jahrzehenden kalt fort. Aber die Liebe wird sich oft verhehlen, und einen Theil ihrer Wärme verschämt hinter Kindern und Enkeln verbergen; und die letzte Liebe ist vielleicht so verschämt als die erste.

Aber soll denn Liebe im Alter, sobald sie auf keine äußern Vorrechte der Jugend Anspruch macht, immer nur lächerlich seyn? Warum soll das Liebeleben, das bei den bessern Menschen stets nur geistig und mit dem Innern anfängt, nicht auch mit dem Innern schließen dürfen? Ist es denn so lächerlich, wenn ein veraltetes Auge seelenvoll anblickt und die Erinnerungen aller Frühlinge errathen läßt? Ja, wenn es sogar naß würde, aber nicht zu sehr, sondern nur aus halber Freude und aus halbem Nachgefühl, wäre nicht auch dieß zu verzeihen? Und darf denn keine alte Hand eine junge drücken, wenn sie damit kein anderes Zeichen geben will als dieß: auch ich war in Arkadien, und auch Arkadien blieb in mir. Denn die Jugend des Geistes ist ewig, und die Ewigkeit ist Jugend; die Liebe gibt, wie die Ambrosia der alten Dichtung, süßeste Kost und Unsterblichkeit zugleich. Der Körper ist der Blumenstab der Liebe; aber nur der Stab, nicht die lebendige Blume vermodert im irdischen Boden.

Wenn indeß die Gefühle jedem Alter gerettet bleiben: so behalten doch nicht alle Zeichen derselben die nämliche Freiheit, ob ich gleich zu den Menschen sagen möchte: „schonet jede wahre Liebe, unter welchen Zeichen ihr sie auch antrefft und verlacht die Ausbrüche eines seligen Herzens nicht frecher, als ihr es bei denen eines jammernden wagt.“ Da dem gemeinen Menschen eigentlich alle Zeichen einer Liebe, wovon er nur Zuschauer und nicht Gegenstand ist, schon in der rechten Blütezeit des Lebens lächerlich und tadelhaft erscheinen; so schreibt er sich desto mehr Recht zu seiner lachenden Kälte zu, wenn er außer der gewöhnlichen Jahrzeit die Vergißmeinnicht der Liebe antrifft. —

— Bei dem Verfasser dieses Aufsatzes mag man sie indeß einmal antreffen, wenn er nach dem Austritte aus der Jugend künftig seine eigne Nebensonne wird und auf weibliche Herzen herunter zu flammen sucht; und er macht schon jetzo, wo er erst in sein zweites Halbjahrhundert einschreitet, seit vier Jahren kein Geheimniß daraus, daß er künftig als starker Siebziger für eine und die andere liebe, weiche, warme, junge Leserin ohne Weiteres sich Gefühlen überlassen will, die er aus Zärte nicht deutlicher wird bekennen wollen als dadurch, daß er etwa auf eine zwanzig Jahr alte Zeitschrift — es ist eben die gegenwärtige — und auf das Ende dieses Aufsatzes hinzeigt und verschämt fragt: darf der alte Mann wol dem damaligen jungen sein Wort halten?

VII. Enklave.

Ankündigung der Herausgabe meiner sämmtlichen Werke. *)

Eine Herausgabe sämmtlicher Werke kann eigentlich nur der Tod veranstalten: aber nicht ein Verfasser, der lebt und den sämmtlichen Operibus jährlich opera supererogationis nachschickt. Auch das redlich-nachdruckende Oestreich, das von so vielen deutschen Schriftstellern Gesammtausgaben in Einerlei Format besorgt — z. B. von mir, — muß immer wieder überzählige Werke nachschießen. (Im Vorbeigehen! Redlich nannt' ich den Wiener Nachdruck ohne Ironie, und zwar darum, weil dessen Unrechtmäßigkeit erst vor gar nicht langer Zeit durch mehre Fürsten und selber durch den Bundstaat anerkannt worden und er folglich noch einige Jahrzehende fortdauern darf, wie die Kriegsteuer in den Frieden hinein, welche mit Recht nach dem Kriege, wie ein Regenschirm nach dem Regen, noch eine Zeitlang aufgespannt bleibt zum Abfließen.)

*) Vom Verfasser selbst geschrieben im Jahre 1822, bei Herausgabe des Kometen.

Der Verfasser dieses will überhaupt — obwol aufgefodert von Käufern und Verkäufern seiner Werke und von Innen- und Außenfehlern der letzten selber — lieber seinen kurzen Kalenderanhang von Stunden, die etwa vom Himmel noch beigeschaltet werden, dem Vollenden, der ungedruckten Hälfte seiner Werkchen ernstlich weihen und opfern, zumal da schon die gedruckte sich über sieben und funfzig beläuft.

Folglich will er hier, statt der zukünftigen Herausgabe seiner Werke, blos die vergangne angekündigt haben, indem er alle Titel derselben vollständig und zwar, was sehr wichtig, nach der Zeitfolge ihres Erscheinens — welche auch die ihres Lesens seyn sollte — sämmtlichen deutschen und nichtdeutschen Lesern in kleiner Schrift herdrucken läßt:

1. 2. Grönländische Prozesse. Zweite Auflage.

3. Auswahl aus des Teufels Papieren. (Nicht mehr zu haben, ausgenommen stückweise in den Palingenesien.)

4. 5. Die unsichtbare Loge. Zweite Auflage.

6 — 9. Hesperus. Dritte Auflage.

10. Leben des Quintus Fixlein. Zweite Auflage.

11. Geschichte meiner Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein.

12. Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin.

13 — 16. Siebenkäs. Zweite Auflage.

17. Der Jubelsenior.

18. Das Kampanerthal — nebst der Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus.

VII. Enklave.

Ankündigung der Herausgabe meiner sämmtlichen Werke. *)

Eine Herausgabe sämmtlicher Werke kann eigentlich nur der Tod veranstalten: aber nicht ein Verfasser, der lebt und den sämmtlichen Operibus jährlich opera supererogationis nachschickt. Auch das redlich-nachdruckende Oestreich, das von so vielen deutschen Schriftstellern Gesammtausgaben in Einerlei Format besorgt — z. B. von mir, — muß immer wieder überzählige Werke nachschießen. (Im Vorbeigehen! Redlich nannt' ich den Wiener Nachdruck ohne Ironie, und zwar darum, weil dessen Unrechtmäßigkeit erst vor gar nicht langer Zeit durch mehre Fürsten und selber durch den Bundstaat anerkannt worden und er folglich noch einige Jahrzehende fortdauern darf, wie die Kriegsteuer in den Frieden hinein, welche mit Recht nach dem Kriege, wie ein Regenschirm nach dem Regen, noch eine Zeitlang aufgespannt bleibt zum Abfließen.)

*) Vom Verfasser selbst geschrieben im Jahre 1822, bei Herausgabe des Kometen.

Der Verfasser dieses will überhaupt — obwol aufgefodert von Käufern und Verkäufern seiner Werke und von Innen- und Außenfehlern der letzten selber — lieber seinen kurzen Kalenderanhang von Stunden, die etwa vom Himmel noch beigeschaltet werden, dem Vollenden, der ungedruckten Hälfte seiner Werkchen ernstlich weihen und opfern, zumal da schon die gedruckte sich über sieben und funfzig beläuft.

Folglich will er hier, statt der zukünftigen Herausgabe seiner Werke, blos die vergangne angekündigt haben, indem er alle Titel derselben vollständig und zwar, was sehr wichtig, nach der Zeitfolge ihres Erscheinens — welche auch die ihres Lesens seyn sollte — sämmtlichen deutschen und nichtdeutschen Lesern in kleiner Schrift herdrucken läßt:

1. 2. Grönländische Prozesse. Zweite Auflage.

3. Auswahl aus des Teufels Papieren. (Nicht mehr zu haben, ausgenommen stückweise in den Palingenesien.)

4. 5. Die unsichtbare Loge. Zweite Auflage.

6 — 9. Hesperus. Dritte Auflage.

10. Leben des Quintus Fixlein. Zweite Auflage.

11. Geschichte meiner Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein.

12. Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin.

13 — 16. Siebenkäs. Zweite Auflage.

17. Der Jubelsenior.

18. Das Kampanerthal — nebst der Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus.

zeigen, daß ich gerade jedes Jahr meines Lebens durch ein Buch, wenn nicht verewigt, doch bejährt habe, indem ich mit 59 Werken umhangen den 21 März 1822 aus der Eierschale des 59ten Jahres gekrochen, und noch mit ihr auf dem Rücken, als junger angehender Sechziger herumlaufe. Für die übrigen Jahre und Bücher sorgt Gott.

Inhalt
des
fünften Bändchens.

Kleine Nachschule zur ästhetischen Vorschule.

Seite





OCT 14 1936

